ÖSTERREICHISCHES

JAHRBUCH

Manz'schen k. k.

Oest

Im Vereine

IV

Inhalt
reichs. Von W
Freiherrn von
Im bulgarische
Von Dr. Ferd
Halm. Von D

D

Eine kurze
Kindern a

Vereine

Das
„W
schrift zur be
eine kurze un
alle mögliche
zur Verbreit
Büchleins
gewöh… en

Ueber Stoff und Styl für Volksschriften.

Von Faust Pachler.

Es ist ein characteristisches Zeichen der Gegenwart, daß man auf jede mögliche Weise die Volksbildung zu heben sucht. Entweder thut man dieß aus dem eben so edlen als uneigennützigen Grunde der Humanität, oder man unternimmt es aus dem weit praktischeren wenn gleich egoistischen Grunde der Politik. Wie dem auch sei, es geschieht.

Als einer der mächtigsten Hebel zur Verbreitung von Kenntnissen und zur Erziehung des Gemüthes ist von jeher die Lectüre anerkannt und benützt worden. Allenthalben schreibt und druckt man Bücher und Zeitungen „für das Volk" und jede Partei in Kirche oder Staat sucht auf diesem Wege Propaganda für ihre Ansichten, Grundsätze und Zwecke zu machen. Ueberall haben sich Vereine gebildet, welche derlei Bücher und Zeitungen vertheilen, anempfehlen oder herausgeben und überall ist von Seiten des Volkes große Nachfrage nach derlei Schriften. Das Bedürfniß nach solcher Literatur ist da, ist allseitig anerkannt. Bereitwillig suchen dem dringenden Verlangen nach Bildungsmitteln dieser Art die Schriftsteller durch sogenannte „populäre" Lese- und Unterhaltungsbücher, die Buchhändler durch beispiellose Wohlfeilheit dieser Druckschriften zu entsprechen. An manchen Orten stellt sich die Regierung an die Spitze, an anderen gewährt sie den Unternehmungen zu diesem Behufe ihre nachdrücklichste Unterstützung; an vielen hat sie gar nicht nöthig, den Privateifer anzufeuern oder zu schützen. Dadurch aber, daß sie sich bisweilen genöthigt sieht, energisch dagegen aufzutreten, beweist sich nur noch mehr die Wichtigkeit und Wirksamkeit der Volksliteratur. So klar man jedoch über den Zweck derselben ist, so unklar ist man oft über den Inhalt, welchen sie haben und über die Form, in welcher sie

ihn bringen sollen. Eine Untersuchung über den Stoff und den Styl von Schriften für das Volk dürfte daher nicht ganz zwecklos sein.

Der Styl muß locken, der Stoff muß fesseln.

Der Schriftsteller, welcher dieses Geheimniß besitzt, führt seine Leser wie im Flug von Stufe zu Stufe, und regt eben so ihre geistige Selbstthätigkeit als die Wärme ihres Gefühles an; er darf im Vertrauen darauf Manches wagen, was ein anderer nicht darf, dem entweder der Instinkt fehlt, den rechten Stoff zu finden, oder das Talent, ihn für das Volk passend darzustellen.

Diese Darstellungsform nun, welche auf die geringe wissenschaftliche Vorbildung oder auf die geringere Fassungskraft gewisser Schichten städtischer oder ländlicher Bevölkerung berechnet ist, heißt die populäre Form, und ein Buch oder eine Zeitschrift, welche von diesen Schichten ohne zu große Mühe verstanden werden können, heißen populär geschrieben. Nur einem populär geschriebenen Aufsatz kann es gelingen, auch populär zu werden, d. h. durch die erfüllte Grundbedingung des Allgemeinverständlichseins für das Volk das Glück des Allgemeinbeliebtseins bei dem Volk zu erreichen.

Man sollte denken, dieß wäre nicht so schwer. Die drei Puncte über welche die gerade Linie der Volksbildung mittels Lectüre zu gehen hat, sind ja fest bestimmt: Ungebildetes Publikum, interessante Stoffe, populäre Form. Allein die vielfachen Klagen der Vereine und Redacteure, so wie umgekehrt des Volkes selber, über den Mangel an wahrhaft populären Schriften scheinen zu beweisen, daß es in der That nicht leicht sein muß, für das Volk zu schreiben.

Es ist auch wirklich nicht leicht.

Den ersten Fehler begeht man gemeiniglich darin, daß man sich den Kreis, für welchen man schreibt, zu eng oder zu groß vorstellt, und daher den Maßstab verliert, an dem man die beabsichtigte Wirkung berechnen soll. Volksschriften sind wie andere Tendenzschriften; Alter, Geschlecht und Stand der Leser müssen genau in Betracht gezogen werden. Man darf für Knaben und Jungfrauen nicht wie für Jünglinge und Mütter schreiben; für die städtische Bevölkerung nicht so, wie für Landbewohner; denn wenn irgendwo, so gilt bei Volksschriften der Satz: „Wer es Allen recht machen will, macht es Keinem recht." Und indem Keiner zufrieden ist, fallen Alle ab. Ja noch mehr, der Zweck der etwa beabsichtigten Unterhaltung geht gänzlich verloren, weil weder die

Fassungskraft, noch der Bildungsgrad, noch die Anschauungs- und Empfindungsweise des Volkes erkannt und berücksichtigt wurden; und bei belehrenden Aufsätzen wird geradezu das Gegentheil von dem erreicht, was man erreichen wollte. Denn Niemand ist empfindlicher als der Ungebildete, und Niemand halsstörriger als der Empfindliche. Der ungebildete Mensch aber, der bei dem Lehrer keine Schonung für seinen unverschuldeten Mangel an Kenntnissen oder seinen Ueberfluß an eigenthümlichen Vorurtheilen findet, wird sich alle Augenblicke von ihm verletzt fühlen, und ein vom Lehrer beleidigter Mensch haßt seinen Beleidiger, weil es der Lehrer ist, der ihn kränkte. Rauhes Anfahren oder höhnische Aufklärung wird daher stets an der Zähigkeit, an dem Eigensinn des Volkes scheitern und eben jene Vorurtheile, die man zerstören wollte, befestigen.

Einen zweiten Fehler begeht man nur zu häufig in der Wahl der Stoffe. Man meint etwas Rechtes gethan zu haben, wenn man z. B. dem Bauer in einem oberösterreichischen Winkel von den Ureinwohnern Nordamerikas erzählt, wenn man dem heranwachsenden Jungen eines Gewerbsmannes merkwürdige Abenteuer, grasse Räubergeschichten oder gar von Geistern und Gespenstern erzählt. Es ist nicht zu läugnen, daß man mit derlei Stoffen schnell und leicht ein großes Publikum gewinnen kann. Allein die Kenntniß der nordamerikanischen Verhältnisse nützt dem oberösterreichischen Bauer für seine Lokalverhältnisse gar nichts, sie ist für ihn unfruchtbar; ja sie schadet ihm sogar, denn sie nimmt ihm die Zeit, sich um das eigene Vaterland zu kümmern, und raubt ihm die Gelegenheit, langgenährte Vorurtheile in eine richtige Ansicht zu wandeln.

Eben so ist auch die Erregung der Phantasie und der Leidenschaften durch rohe oder überspannte Unterhaltungslectüre bei diesen Kreisen von einer um so verderblicheren Wirkung, als die hingehörigen Leute weder in ihrem Wissen noch in ihrem Umgang ein Gegengewicht, ein richtigstellendes Maß besitzen. Das Interesse am Stoff schlägt leicht in Bewunderung der meist moralisch verwerflichen Helden um, und ehe man sich versieht, ist durch eine solche Lectüre eine ganze Generation sittlich entnervt. Ja diese Geschichten sind oft eine wahre Hochschule des Verbrechens und des Aberglaubens; denn das Ungeheure der Kraft und des Entsetzens übt, wie alles Wunderbare, die gewaltigste Macht über rohe, d. h. noch ungebildete Gemüter aus; es stumpft nach und nach das moralische Gefühl ab, macht zuerst gleichgültig gegen das Gute und

reizt und verführt nachher in steigender Geschwindigkeit durch jeden möglichen verwerflichen Kitzel zum Bösen, zum anhaltenden Laster. Diese Giftliteratur zu verdrängen, sollte die Aufgabe, der Lebenszweck aller Volksschriftsteller, aller mit Volksliteratur sich befassenden Vereine und aller Regierungen sein.

Wenn daher gefragt wird, was man denn das Volk lehren, womit man es unterhalten solle, so wird nach dem Vorhingesagten die Antwort nicht schwierig werden.

Lehren soll man das Volk nur das, was ihm für dessen eigenste Lebenssphäre nützlich ist oder ohne künstliche Voraussetzungen nützlich werden kann; es wird daher der Lehrstoff für das Volk stets aus seiner nächsten Umgebung, aus seinen eigensten Verhältnissen genommen sein müssen. Glaube man ja nicht, daß diese so bekannt sind, als sie es sein könnten oder sollten. Wer sich nur einigermaßen Mühe gibt und im Volke selbst umherfrägt, wird sich bald über die tiefe Unwissenheit, über die Verworrenheit und Unrichtigkeit der Kenntnisse desselben wundern. Jeder Hausvater, jede Hausfrau kann sogleich bei ihrem Gesinde diese traurige Erfahrung machen.

Wenn anderseits gefragt wird, welchen Stoff die Unterhaltungslectüre des Volkes darbringen soll, so dürfte die Antwort leichter gegeben werden, wenn man sagt, was nicht gebracht werden darf, als umgekehrt, wenn man sagt, was gebracht werden soll. Alle jene Stoffe, welche bloß durch ihre spannende Verwicklung, bloß durch den grellen Wechsel seltsamer Begebenheiten interessiren, müssen in der Volksliteratur eben so vermieden werden, wie jene, denen bloß die künstlerische Form einigen Reiz verleihen kann. Im ersten Fall würde der sittliche Gehalt mangeln, der in Volksschriften unerläßlich ist, und stets mehr aus der Handlung und ihren Folgen von selbst hervorleuchten, als in Worten ausgedrückt sein soll. Im zweiten Fall würde die tödtlichste Langweile das Volk vor Fortsetzung der Lectüre abschrecken. Es wird mithin jeder Stoff ein guter Stoff für Volkserzählungen sein oder werden können, dem sich ungesucht eine sittliche Bedeutung, eine das Gemüth andächtig erhebende oder anständig erheiternde Stimmung abgewinnen läßt. Das Unsittliche oder Unanständige liegt anderswo, als man es gemeiniglich zu suchen pflegt. — Der Stoff an sich selbst ist selten unsittlich oder unanständig; aber durch die Bearbeitung kann er es werden. Der dritte Fehler, vielleicht der wichtigste, wenn ja auf

diesem Gebiet Ein Punkt wichtiger sein kann, als der andere, entsteht durch die Vernachlässigung der Formgesetze. Das erste Formgesetz betrifft den inneren Bau eines Aufsatzes, seine logische und leicht übersehbare Gliederung; das zweite hat es mit der äußeren Erscheinung, mit der sprachlichen Bekleidung, im eigentlichsten Sinne mit dem Styl zu thun.

Je nachdem der zu behandelnde Stoff Lehr- oder Unterhaltungsstoff ist, wird auch der Styl seiner populären Darstellung verschieden sein müssen. Ueberall aber wird es darauf ankommen, sogleich die Aufmerksamkeit der Leser zu erregen und bis zu Ende festzuhalten; da jedoch eine so gespannte Aufmerksamkeit nicht allzulange andauern kann, so muß man vor Allem beobachten, daß der Aufsatz im Ganzen und im Einzelnen nicht mehr sage, als unumgänglich nothwendig ist, d. h., daß er die gehörige Rundung und Kürze habe. Der Lehrstoff muß einfach und klar angeordnet, rasch aber nicht sprungweise entwickelt werden. Daß das Vorgetragene richtig sei und vor dem Richterstuhle der strengen Wissenschaft muß bestehen können, versteht sich von selbst. Nirgends rächt sich eine Unwahrheit, eine Fälschung des wahren Sachverhaltes so namenlos bitter, wie hier. Man braucht dabei weder Alles zu sagen, was man weiß, noch zu verhehlen, daß man nicht Alles weiß. Namentlich hüte man sich, einen gewissen Predigerton anzunehmen, der nach Hochmuth schmeckt und den das Volk am wenigsten verträgt. Schlicht und einfach kann man ja sein, ohne deßhalb steif und trocken werden zu müssen. Keine fremdländischen Worte, so lange sie irgend durch einheimische ersetzt werden können. Keine künstlichen Sätze, die durch ihre vielfach verschlungene Langathmigkeit selbst eine größere Geduld erschöpfen, als sie das Publikum der Volksschriften mitzubringen pflegt. Aber auch keine Provinzialismen, keine alltägliche Sprache, das Volk würde sich darin nur verspottet wähnen. Man hebt das Volk nicht empor, indem man zu ihm herabsteigt; aber es geht uns nach, wie das Eisen dem Magnet, wenn es vertrauungsvoll, verständnißvoll zu uns emporschaut und uns vorangehen sieht. Je mehr wir dem an Bildung unter uns Stehenden zumuthen, desto mehr fühlt er sich geehrt und desto lieber folgt er uns; je mehr wir auf den gesunden, geraden Menschenverstand rechnen, desto reichlicher strömt er uns entgegen; je mehr sich das Volk bei unseren Erklärungen zu unterhalten glaubt, desto lieber hört es uns zu.

Daher fordern die Unterhaltungsschriften für das Volk eine ganz ähnliche Schreibweise. Nur ist es hier viel schwieriger, den rechten Ton

zu treffen. Die Klarheit der Anordnung, die Uebersichtlichkeit der ganzen Eintheilung, das Anziehende des Stoffes und die Verständlichkeit der Sprache reichen hier nicht aus. Auch das Gefühl und die Phantasie der Leser verlangen ihren Antheil. Leider liegen hier für den Schriftsteller die Verführung zum falschen Pathos und zum Schwulst sehr nahe, um so mehr als das Volk keine tiefgreifenden Untersuchungen anstellt, und sich dem ersten Eindruck mit unmittelbarem Enthusiasmus hingibt. Es urtheilt nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Gefühl; es horcht am liebsten dem, der die lauteste Stimme, der die tönendsten Worte hat, und übersieht selbst grobe Fehler der Composition, wenn die Vorzüge der Darstellungen blendend sind. Leicht und schnell ist es erregt und noch leichter und schnell irregeführt. Kindlich und kindisch, wie es ist, ist es auch reizbar und unsicher wie ein Kind. Belletristen, die für das Volk schreiben, haben daher sich erstens vorzustellen, daß sie nicht für Leser schreiben, sondern für Zuhörer erzählen; da fällt dann gleich eine Menge von Fehlern weg, die sie sonst begehen würden. Zweitens muß ihre Erzählung zwar stofflich interessant sein, denn der gute Stoff ist allein schon im Stande, Geist und Herz des Publikums zu gewinnen; allein dieser Stoff muß auch künstlerisch vorgetragen werden, anmuthig oder erschütternd, und stets lebhaft; je mehr Handlung im Stoff, je mehr Raschheit und Kraft in der Behandlung, desto besser. Drittens muß durchweg eine edle Gesinnung hervorleuchten, der sittliche Abschen vor dem Bösen, die heilige Begeisterung für das Gute und Rechte; dieß geschieht nicht in Floskeln und Tiraden, sondern in der Art und Weise, wie man die Unsittlichkeit darstellt oder bekämpft. Man darf keine Verletzung göttlicher oder menschlicher Gesetze beschönigen, man darf keine Thaten von zweifelhaftem Werte als groß rühmen und preisen, man darf keinen Stand, keine Nation, kein Religionsbekenntniß, keine Staatseinrichtung, kein ehrwürdiges oder berechtigtes Verhältniß angreifen oder lächerlich machen. Es würde nicht schwer fallen, in den gepriesensten Volksschriften Verstöße dieser Art häufig nachzuweisen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß man allzuängstlich und prüde sein müsse; es kommt nur darauf an, daß der Schriftsteller die unsittlichen Reden und Thaten seiner Helden durch Gegensätze für das Publikum ungefährlich mache; d. h. daß er durch die Art, wie er Fehler und Laster darstellt, eben so, ja noch mehr als durch Anpreisung tugendhafter Beispiele zu sittlichem Wandel anrege. Erzählungen, wie gewisse Fehler entstehen, zu Lastern sich

ausbilden und den Sünder entweder in's Verderben oder zur Reue und Umkehr führen; Erzählungen, wie gewisse Tugenden ausgebildet werden und wie der Tugendhafte standhaft gegen die Versuchung und gegen die Verfolger ankämpft, bis er entweder über beide siegt, oder durch seinen physischen Untergang auch jenen seiner Versucher und Verderber herbeiführt, sind die passendste Form unterhaltender Volkslectüre; denn wohlgemerkt, nicht der Bericht, daß etwas geschah, sondern die Darstellung, wie es geschah, macht die Erzählung. Eine Aneinanderreihung von Thatsachen ist noch keine Erzählung; erst durch die künstlerische Gestaltung des Stoffes, erst dadurch, daß derjenige, dem erzählt wird, in seinem Innern alle Motive und Folgen, alle Ursachen und Wirkungen einer Thatsache entstehen, anwachsen und zusammenwachsen sieht, daß er den ganzen geistigen und moralischen Proceß der Handlung mitfühlt, erst dadurch wird der Bericht zur Erzählung, und das Geheimniß seiner Verwandlung liegt einzig und allein in der Einkleidung, in der Form, im Styl.

Somit können wir schließlich sagen, daß das Volk aus der Belehrung Vergnügen und aus der Erheiterung Nutzen schöpfen soll. Dieses im Auge, wird der Volksschriftsteller, der seinen Kreis kennt, leicht den rechten Stoff und dafür die richtige Form finden.

Dazu bedarf es aber nicht bloß den göttlichen Funken des Talents; es bedarf dazu auch jene Wärme der allgemeinen Menschenliebe, die nur in solchen Herzen lebt, welche den Nächsten wie sich selbst lieben.

Und wenn es ein Verdienst ist, der Armuth Wohlthaten zu erweisen, so ist es auch ein Verdienst das Volk zu unterrichten im Wahren und zu erheitern im Schönen; was sag' ich ein Verdienst, eine Schuldigkeit ist es, und es wäre zu wünschen und es ist zu hoffen, daß jeder unter uns davon durchdrungen, dafür begeistert sei.

Die Brautfahrt Maxmilian's um Maria von Burgund.

Culturhistorische Skizze von Dr. Albert Ilg.

Wenn man von Coblenz am Rhein die dort mündende Mosel thalaufwärts oder umgekehrt von Metz nach Trier zieht, all' ihren Krümmungen folgend, in denen der mächtige Strom das Gebirge durchschneidet, da geht es durch ein reiches Panorama immer wechselnder Ansichten; in farbenprächtigen Bildern voll Mannigfaltigkeit zieht die anmutige Landschaft an unseren Blicken vorüber, die nicht müde werden die reiche Aufeinanderfolge der Scenerie zu betrachten und nicht zur Ruhe kommen, indem ein neues Gemälde wie die Malerei einer Wandeldekoration das vorhergehende ablöst und mit seinem Farben und Formen sich lieblichmischend verbindet. Die vielfachen Windungen des Flusses, die dadurch sich ergebenden Vorsprünge der Berge an den Ufern sind die Verstecke, hinter denen die neuen Bilder warten, um uns zu überraschen, sobald unser Boot sie erreicht hat. Da thut sich dann immer von neuem ein kleines reizendes Gemälde auf, voll von Städten, Flecken, Dörfern, Klosterbauten und Schlössern, darüber die weinbewachsenen Uferberge, auf denen die Rebenpflanzung terassenförmig angelegt ist, um mehr Raum zu gewinnen, als wenn die Weinstöcke auf der Neigung der Halde angebracht wären; dazwischen Waldstrecken und zerrissene weiße Felsenstücke, kleine Aeckerchen und Weideplätze. Endlich der schöne Fluß im dunklen Grün seines Wellenkleides, den man mit Recht den Maeander Deutschland nennen könnte, denn wie jener classische Strom scheint die Mosel an manchen Stellen mit schlangenmäßigen Krümmungen gegen ihre Quelle zurückfluten zu wollen.

Dort liegt in diesem Kranze schmucker Dörfer und Gehöfte von den fröhlich aussehenden Weingebirgen überragt, deren äußerste Spitzen

noch das freundliche Gewächs des Bacchus tragen, Trier, die berühmte Bischofstadt, der Sitz des einstigen Churfürstenthums, das uralte Trier, von dem alle Reimverse aussagen, es habe 1300 Jahre v. Ch. schon gestanden, einst unter den Römern die zweitgrößte Stadt der Welt, mit seinen gewaltigen Resten aus der Herrschaft dieses Volkes in Gallien, der ungeheuren Moselbrücke, dem Amphitheater, dem Constantinischen Palast, den Trümmern der warmen Bäder, der Porta nigra, einem mächtigen thorartigen Festungsbau. Mit den herrlichen Cathedralen aus der romanischen Kunstperiode, dem Dom, wo Christi ungenähter Rock bewahrt wird, welchen die heilige Helena sammt einem Stück des Kreuzes und einem Nagel von demselben durch den Bischof Agritius v. Antiochia nach Trier geschickt hatte. Hier steht auf der Stätte eines römischen Tempels der Diana die alte, weitberühmte Abtei St. Maximin, die Kaiser Constantin und seine Gemahlin Flavia Helena gegründet haben sollen, hier, sagt man, hätten die großen Väter der Kirche Hieronymus, Ambrosius und Athanasius eine Zeitlang gelebt, hier endlich wäre es gewesen, wo Kaiser Constantin am Himmel das Kreuzeszeichen erblickt hätte, welches ihm in Jesu Namen den Sieg verheißen.

Es war im September des Jahres 1473 als diese Stadt in ihren engen alterthümlichen Straßen, in denen die Denkmäler der Cäsarenzeit auf die so anders gewordene Welt des erlöschenden Glanzes des Mittelalters herniedersahen, das Rendezvous zweier mächtiger Fürsten wurde. Der deutsche Kaiser Friedrich IV. hatte Dank der nie endenden Uneinigkeiten der Reichsfürsten, von Ludwig XI. von Frankreich angefeindet, der sich emsig und arglistig in alle deutschen Verhältnisse mischte, schwere Mißerfolge erlitten. Die Türken waren in Krain eingefallen und verheerten damals zum ersten Male den Boden unseres Vaterlandes, des Kaisers eigene Soldtruppen aber vervollständigten das Elend des Krieges durch ihre Räubereien, denn Friedrich, der stets mit Geldverlegenheiten kämpfte, vermochte sie nicht zu bezahlen und so machten sie sich den selbst bezahlt auf Kosten der armen Landesbewohner. Unzufriedenheit und Vorwürfe begegneten dem Kaiser daher überall aus dem Munde des Volkes, dem gegenüber mit zahllosen Sitzungen und Berathungen wenig erreicht wurde. Unter den großen Ereignissen, welche damals eben die Sterbestunde des Mittelalters bezeichneten und das Morgenroth einer neuen Zeit ankündigten, durch der deutschen Fürsten unpatriotische Selbstsucht, sowie endlich durch das emsige Wühlen der auswärtigen Feinde

bot Deutschland ein Bild traurigster Zerrüttung dar. In tausend Herrschaften zerrissen hatten die Deutschen den Gedanken an ein in Freiheit und Treue einiges Vaterland vergessen. Alles und jedes Unrecht aber kam auf den armen Kaiser: der Egoismus der Reichsfürsten, die Listen Ludwigs von Frankreich, die gefahrdrohende Haltung des Böhmenkönigs Podiebrad, sowie die Unzufriedenheit der eigenen Unterthanen bedrängten sein friedenliebendes und gütiges Gemüth und der stets leere Säckel hinderte ihn an jeder Unternehmung. Es war in dieser Beziehung so weit gekommen, daß Friedrich mit seiner Gemahlin, der edlen Eleonora von Portugal, und Max, dem hoffnungreichen Sohne, in Ober-Oesterreich dürftig wie ein eingeschränkt lebender Privatmann haushielt und an Festtagen in geistlichen Hochstiftern Besuche machte, um zu Ehren der feierlichen Zeit ein besseres Gastmahl zu halten. Von Linz aus schrieb er einmal an die edlen Herren von Eggenberg, damals die Rothschilde Oesterreichs: „Begern wir an dich mit sondern vnd ernstlichen Fleiß, das du uns zu den vnsern deß obbenannten vnser lieben Sun des römischen Khänig vnd vnser Land vnd levt erhafften nottvrfften, die nie so groß gewesen ist, 500 fl. rheinisch leihst." Ein Begehren, dem die Eggenberger im Hinblick auf die zahlreichen noch unbeglichenen Schuldverschreibungen des Kaisers, zu entsprechen zauderten. Friedrich's auf Ruhe und Frieden gerichteter Sinn fand große Vorliebe an den Künsten, die er in seinen Erblanden auf das möglichste förderte. Oesterreich verdankt viele seiner schönsten gothischen Kirchenbaudenkmale der Kunstliebe des Kaisers, welcher besonders in Wiener-Neustadt und in Graz seinen Hofhalt durch den Zauber der Künste zu schmücken bestrebt war. Der große Haushalt des staatlichen und volkswirthschaftlichen Lebens lag jedoch im Lande tief darnieder, so daß gegen Ende seiner Regierung Oesterreich an einer schlimmen Krise angelangt war und beinahe alles für die Zukunft auf dem Spiel stand. Der Kaiser fühlte sich in diesen Wirren selbst höchst unbehaglich, das Reich war uneins, abgeneigt und die Erblande selbst in Gefahr.

Ganz in anderer Weise war indessen Maximilian, der kaiserliche Prinz herangewachsen. Schon sein Aeußeres war geeignet, alle Herzen zu gewinnen. Alle Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß er ein schöner, kräftiger und gewandter Mann gewesen. Er war von hoher Gestalt, lange goldene Locken fielen ihm bis an die Schultern, seine Adlernase, etwas groß, störte übrigens das Ebenmaß seines Gesichtes

nicht, seine Augen waren blau und lebhaft. Aber mit so trefflichen Eigenschaften des Körpers verband er auch ungewöhnliche Gaben des Geistes und Herzens, welche nicht unentwickelt blieben. Sein Vater hatte nicht unterlassen, ihm frühzeitig die besten Lehrmeister beizugeben, Maximilian selbst fühlte tiefen Drang nach Wissenschaften und Künste. An Tapferkeit und Heldensinn glich er den Herren der altdeutschen Dichtkunst, deren Ideale er, den man den letzten Ritter genannt hat, zu den einigen gemacht hatte. In den Kriegskenntnissen, auf der Jagd und im Turniere suchte er seinesgleichen. Er soll einst in einen Käfig voll Löwen getreten sein und dieselben bloß durch den Blick seiner Augen gebändigt haben. Als einst ein frecher Franzose bei einem Turnier die deutsche Nation öffentlich beschimpfte, ein gewaltiger Raufheld, dessen Faust bekannt und gefürchtet war, so daß keiner der Deutschen es wagte, ihm den Handschuh hinzuwerfen, da trat ein fremder Streiter mit geschlossenem Visier heran und ehe er sich's recht versah, lag der wälsche Prahlhans im Sande. Als aber der Sieger sein Antlitz enthüllte, da jubelten ihm tausend Stimmen zu, dem Rächer deutscher Tapferkeit, dem schönen, jugendlichen Maximilian!

Ihm lag aber auch die Gefahr fern, zu verwildern in solchen Uebungen des Leibes, der Faust und des Schwertes. Er fühlte sein Herz hingezogen zur Kunst und Poesie, in der er sich selbst versuchte. Seine Studien machten ihn mit Geschichte und Genealogie, mit allen technischen Kenntnissen und sechs fremden Sprachen bekannt. Sie waren der Anlaß, aus welchem in späteren Jahren die bedeutende Förderung hervorging, welche die deutsche Kunst durch ihn erfuhr. Denn er ist es in seinem höheren Alter gewesen, der Albrecht Dürer, den großen Maler von Nürnberg beschäftigte, er hinterließ in seinem Grabmonument in Innsbruck das herrlichste Werk deutscher Erzgießerkunst, er ließ durch den Augsburger Künstler Hans Burgkmair und durch den Schüler Dürer's, Hans Springinklee, die prachtvollen Holzschnitte zum Theuerdank und zum Weißkuning herstellen, jenen Dichtungen, in welchen der Kaiser zum Theil selbst, zum Theil durch die Feder seines Kanzlers, Treitzsauerwein, nach eigener Angabe seine Lebensabenteuer poetisch-allegorisch schilderte.

Auf ihn, den schönen, geistvollen Jüngling baute der alternde Vater, Kaiser Friedrich IV., seine Pläne zur Wiedererlangung der ver-

blaßten Macht und Größe seines Hauses. Es ist ein altes Dichterwort erklungen, das da sagt von Oesterreich:

> Führt ihr Anderen Krieg, dein harret der Segen im Ehbund,
> Was sonst, im blutigen Wurf, Mars gewaltig erzwingt,
> Bringet Venus dir selber, o glückliches Oestreich, entgegen,
> Bringt's mit den Rosen der Braut, nicht mit den Rosen der Schlacht.

Und die Geschichte hat häufig des Spruches Wahrheit bezeugt, sind ja auch Böhmen und Ungarn, so mächtige Glieder des Reiches, später durch Heirat einverleibt worden mit der alten Hausmacht Oesterreichs. Kaiser Friedrich hatte eine schöne, reiche Erbin für Maximilian im Auge und darum ritt im September 1473 eine Schaar von Kriegern und Hofleuten durch das freundliche, grüne Ufergelände der Mosel, durch die bunten, herbstlich gefärbten Weinberge, an so vielen Städtchen und Weilern vorbei, bis die schwarzen Römerthürme Trier's in der Ferne emportauchten und endlich das Thor der uralten Stadt erreicht war, in der einst römische Kaiser gehaust hatten, in Palästen schwelgten, deren üppige Pracht mit den Wunderbauten Rom's wetteiferten.

Maximilian zählte nicht mehr als vierzehn Jahre, als ihn sein Vater auf diese Weise nach Trier zur Brautschau führte, denn eine solche war die Expedition, die wirkliche Vermählung wurde durch Wechselfälle der schwierigsten Art noch vier Jahre hinausgezogen. Eine überaus ritterliche Erscheinung sprengte der kaiserliche Brautwerber in die Stadt ein, während der alte Kaiser in einem verdeckten Wagen fuhr. Die Geschichtschreiber erzählen einstimmig von der Bewunderung, die ihm von allen Seiten zu Theil wurde, als das neugierig angesammelte Volk in den Straßen den schönen Fürsten in blühender Jugend erblickte, mit seinem dennoch ernsten Gesichte und den klaren blauen Augen darin. Er trug eine einfache Kleidung von schwarzem Sammet, auf dessen dunklem Grunde das Gold seiner langen Locken sich herrlich abhob. Im übrigen geleiteten den Kaiser viel Fürsten und Herren, im ganzen war es ein Gefolge von 2500 Pferden.

Und wer ist nun die erkorene Braut gewesen? Die einzige Erbin des mächtigen Gebietes von Burgund, eines Landes, welches damals ohne Zweifel die erste Rolle unter allen Culturstaaten im Norden der Alpen einnahm und nur Italien weichen mußte an Bedeutung in Kunst, Handel und Gewerbeleben. Damals noch, als Maximilian um die schöne Maria von Burgund zu werben kam, breitete das Reich als

ein gewaltiges Ländergebiet zwischen Frankreich und Deutschland sich aus, deren Rivalisiren es als ein Zankapfel zwischen Ludwig und den Habsburgern endlich auch erlag. Im Süden dämmte die Eidgenossenschaft der freien Schweizer sich dem gewaltigen Reich entgegen, welches sonst beinahe von dem Meer des Nordens bis zum Ligurischen Busen seine Grenzen gedehnt hätte, denn alle Landschaften von der Rhone zur Saone, vom Jura zum Côte d'Or und dem Plateau von Langres, dann hinauf das Terassenland von Hochburgund bis zu den Quellen der Mosel und weiter gegen Norden zu die niederländischen Bestandtheile umfaßte die Herrschaft Herzog Karl des Kühnen, dessen einzige Tochter Maria war. Schon unter Karl's Vater, Philipp, genannt der Gute, fällt die Blüte der feinen Cultur des Landes, welches ein so ausgezeichnetes Bild auf den Gebieten der Kunst und des gesellschaftlichen Lebens bietet, eine hohe geistige Entwicklung, welche von der grenzenlosesten Liebe zu Pracht und Prunk im Aeußerlichen gehoben wurde. Die Erklärung gibt der Charakter des Volkes, welcher sich auszeichnet durch Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit, Beharrlichkeit und Festigkeit; er verbindet Frohsinn und Witz mit scharfer Auffassungsgabe. Voll Freiheitsliebe und Entschlossenheit, sein Recht mit dem Schwerte zu vertheidigen, sehen wir das Volk in zahllosen Städten als festgeschlossene Bürgerschaften dastehen, ein kraftvolles, republikanisches Element, das in seinem Schoße alle Mittel zur Wahrung der Selbstständigkeit eifrig nährte, und demnach der Bildung, dem reichen Handelsverkehre, dem Gewerbe und der Kunst alle Kräfte widmeten. Der Aufschwung all' dieser Richtung fand seine eigentliche Anbahnung namentlich seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, in welchem im Jahre 1433 die früher unter einzelne Herrschaften stehenden flamändischen Provinzen durch Erbschaft und Ankauf unter das Scepter Herzog Philipp des Guten gelangt waren. In den Städten dieser Bezirke blühte seit 2—300 Jahren bereits eine hochansehnliche Cultur. Die Hauptquelle ihres Wohlstandes war die Tuchwirkerei, welche seit dem Jahre 959 in Aufnahme gekommen war, zu welcher Zeit Graf Arnold I. deutsche Künstler und Handwerker dorthin berufen hatte. Die Stadt Gent allein besaß in ihrer besten Zeit 40.000 Webstühle und hatte im 16. Jahrhundert noch 35.000 Gebäude, zwei Meilen im Umfange. Sie vermochte anno 1380 ganz allein 80.000 streitbare Männer in's Feld zu stellen. Brügge konnte sich mit Gent an Größe zwar nicht messen, aber es übertraf dasselbe weit an Pracht

und Reichthum. Hier tauschten Spanier, Portugiesen, Italiener, Franzosen, Engländer und Deutsche ihre Handelsartikel aus. Welchen Reichthum ein so blühender Handel erzeugte, davon sehen wir ein auffallendes Beispiel, als König Philipp von Frankreich, genannt der Schöne, im Jahre 1301 sich in Brügge nach einem siegreichen Feldzuge huldigen ließ. Bei dieser Gelegenheit erschienen die Frauen der Stadt in solchem Glanze, so überreich und kostbar gekleidet, daß die Gemahlin des Königs Philipp mit Unwillen sagte, sie habe geglaubt, allein Königin zu sein, hier sähe sie deren aber zu Hunderten. Als im Jahre 1394 Bürger von 48 Städten zu einem Armbrustschießen zu Dornik zusammenkamen, unter denen sich sogar welche von dem reichen Paris befanden, zeichneten sich 10 Bürger von Brügge in ganz seidenen und damastenen Gewändern, mit großen Goldketten reich geschmückt vor allen andern aus, so daß ihnen der Preis des schönsten Einzuges zuerkannt wurde. Zur selben Zeit beklagte sich ein Chronikenschreiber über die unerhörte Kleiderpracht, welche nicht in den Städten allein herrsche, sondern selbst auf den Dörfern etwas ganz allgemeines geworden sei.

In allen Städten des Landes vereinigten sich die freien Bürger zu geselligen Vereinen. Die große Freiheit der Regierung, der außerordentliche Wohlstand, der kriegerische Geist, verbunden mit dem Sinn für öffentliches Leben und fröhlichen Genuß des Daseins, ließ namentlich die zahlreichen Gesellschaften von Schützen und Dichtern entstehen, woran fast jeder angesehene Bürger theilnahm. Man übte sich mit der Armbrust, später auch mit dem Feuergewehr, hielt Fechtübungen mit Schwertern, Dolchen und Lanzen, schoß mit Pfeilen oder versuchte sich im Werfen mit metallenen Kugeln. In den Dichtervereinen, welche Camern der Rhetorycken hießen, wurden in der Landessprache Oden, Elegieen, Epigramme und Schauspiele verfaßt. Alle Genossenschaften hatten ihren Schutzheiligen oder gewisse Schilder und Zeichen: zur Rose, zur Lilie, zur Lerche .. Im Jahre 1455 waren 69 Schützengesellschaften in Dornik zusammengekommen, die Preise bestanden in silbernen Gefäßen von ansehnlichem Gewichte. Solche Vereine der Bürgerschaft, die demnach beständig unter Waffen stand, hatten aber häufig auch innere Unruhen, Straßenkämpfe und Parteihader zur Folge. Die Schützengilden waren zwar zur Treue gegen den katholischen Glauben, den Fürsten und die Vorgesetzten eidlich verpflichtet, unter einander aber führten die einzelnen Handwerker-Innungen fast unausgesetzte Fehde, so in Gent namentlich die Tuchwirker einerseits,

die Walker und Färber anderseits. Bisweilen hoben die schnell Streitfertigen die Waffen auch gegen den Oberherrn, wenn seine Handlungsweise nur im leisesten ihre verbriefte freie Verfassung antasten zu wollen schien und es kam zu blutigen Kriegen, welche im 14. Jahrhundert an 200.000 Menschen dahin rafften. Aber all' diese Erscheinungen waren nur die Aeußerungen einer überreichen, überflüssigen Lebenskraft, die sich austoben mußte, und im Grunde doch nur der Beweis einer herrlichen, kraftvollen Gesundheit des Volkes war.

In einem solchen Kampfe hatte 1453 Herzog Philipp der Gute, der Großvater unserer Prinzessin Maria nach langer Bemühung die schreckliche Empörung der Genter Bürger endlich gebändigt. Er zürnte seiner oftmals getreuen Stadt und weigerte sich, allen Bitten zu trotz, sie wieder zu besuchen. Nach fünf Jahren erst ließ sich der beleidigte Herzog herbei, er ward aber auch empfangen, wie nie vorher ein Fürst in seiner Stadt aufgenommen worden war. Die Vornehmsten, darunter 400 zu Pferde, zogen ihm im größten Schmuck entgegen; sie dankten ihm für seine Milde, daß er endlich zu ihnen käme. Am Thore empfingen ihn die Ersten der Geistlichkeit in Gold und Edelstein besetztem Ornate, mit hunderten herrlich bemalter Kirchenfahnen, von Weihrauch umduftet unter dem Geläut aller Glocken der Stadtthürme. Der Boden der Straßen und die Wände der Häuser bis zu den Fenstern des ersten Geschoßes waren mit jenen prachtvollen Teppichen durchaus bedeckt, welche man eben zu jener Zeit in den Städten dieser Gegend überall kunstvoll zu wirken verstand, vor allem in der Stadt Arras, woher sie den Namen Arazzi erhalten haben. An vielen Punkten mußte der imposante Zug anhalten, daselbst wurden Schauspiele auf den Plätzen aufgeführt, so daß Herzog Philipp vier Stunden auf dem Wege zubrachte. An einem Orte wurde Cäsar und der Senat vorgestellt, von welchem Cicero die Milde als des Cäsars größte Tugend rühmte, eine Anspielung, welche dem Herzog, der nicht umsonst der Gute genannt wurde, besonders gefiel. An einer andern Stelle sah man die Geschichte des verlornen Sohnes, den der Vater verzeihend wieder aufnimmt. Die Freude über dieses alles war so groß, daß die Leute sich der Thränen nicht enthalten konnten.

Unter Philipp's weisem Regimente nahm die Wohlfahrt, die Cultur, die Kunstliebe, der Luxus und die Pracht womöglich noch zu. Er hinterließ bei seinem Abscheiden im Jahre 1464 einen Staat von solcher Be-

schaffenheit, wie man sich die schönsten Zeiten des Landes der Verheißung denkt. Und was Dank der trefflichen politischen Verwaltung im gewöhnlichen Leben, im Handel und Verkehr als Zeugniß eines vollkommen glücklichen Zustandes erschien, das war doch nur die materielle Grundlage einer auch in geistiger Beziehung ausgezeichneten Entwicklung aller Verhältnisse.

Auf hoher Stufe befand sich vor allem die Pflege der Kunst in diesen Städten. In Gent, in Löwen, Brüssel 2c. erhoben sich Kathedralen von wunderbarer Pracht und Größe, im romanischen und noch mehr im gothischen Style erbaut. Daneben sehen wir Rathhäuser entstehen, Gebäude von solcher Vollendung der Details, so edler, kühner Conception und so phantasievoll mit tausenden von Verzierungen, Statuen, Balkonen, Thürmchen und Spitzpfeilern ausgestattet, daß die ganze Welt auf dem Gebiete der nicht kirchlichen Baukunst jener Tage nichts hat, was nur entfernt diesen Meisterschöpfungen an die Seite gesetzt werden könnte. Noch weit vollendeter aber ward die Malerei betrieben als die Baukunst. Wir werden noch Gelegenheit haben, von den überaus feinen, fleißig ausgeführten Wasserfarbenmalereien zu sprechen, mit welchen die Gebet- und Erbauungsbücher vornehmer burgundischer Herren und Damen von den vorzüglichsten Künstlern geschmückt wurden. Aus diesem Genre entwickelte sich schon im 14. Jahrhunderte eine reiche Kunst der Malerei auf den Wänden der Gebäude und auf Holztafeln mit Oelfarben. In den Stadthäusern, in den Gerichts- und Rathsälen sah man die Wände bemalt mit Darstellungen, welche sowohl Richter als Angeklagten, den Verbrecher und den Vergelter an eine höchste, nicht zu täuschende Gerechtigkeit, an Einen erinnerten, dessen Auge Schuld und Unschuld klar durchschauen kann. Darum war dort das jüngste Gericht in edlen Bildwerken entworfen: Christus auf dem Regenbogen thronend, das Rund der Erde mit Städten, Flüssen und grünen Bergen, der Schemel seiner Füße. Von seinem Munde geht ein Schwert und eine Lilie, Zorn und Gnade, zugleich aus. An den Enden des Regenbogens knieen fürbittend für die Sünder Maria und Johann, die Lüfte rings durchschwirren hunderte von Engeln mit schillernden, purpurnen und goldenen Schmetterlingsflügeln, in die Posaunen stoßend, daß unten auf der Erde die Gräber, die Grüfte und Särge bersten und die Todten als Gerippe, nackte Körper und im Leichentuche an's Licht steigen. Erzengel Michael empfängt die Erstandenen, legt sie auf eine goldene Wage und sieht ob

die Schale sinkt oder steigt. Wird die Seele leicht befunden, so wartet auf sie ein gräßlich aussehender, fratzenhafter, aus allen Thiergestalten zusammengesetzter Teufel, so häßlich, als Michael schön anzuschauen ist, in seiner goldfunkelnden Rüstung mit den aus Pfauenfedern gebildeten mächtigen Fittichen. Die Guten empfangen dann kleine Englein und werfen ihnen schneeweiße Hemden um, ehe sie in die Pforte des himmlischen Jerusalems eingehen, die Bösen in hellem Haufen, händeringend und heulend, schnüren wild einherspringende Teufel mit einer großen Kette zusammen und schleppen sie zusammen in die Hölle, deren Schlund an der Seite als gähnendes Drachenmaul sichtbar wird.

Die wunderbarsten Meister aber waren die Gebrüder Jan und Hubert van Eyck, die in der St. Bavokirche zu Gent das berühmte Altargemälde des himmlischen Osterlammes gefertigt hatten. Die Außenseiten des mit Flügelthüren versehenen Altares zeigten Mariä Verkündigung, die beiden heil. Johannes, den knieenden Stifter, den Patrizier Jodocus Vyts und seine Gemahlin Lisbetta. Innen aber den Dreieinigen des Himmels und der Erde, so majestätisch und hehr zwischen dem wunderholden Jungfrauenbilde Maria's und dem ernsten Johannes, wie nie wieder eine Menschenhand es gewagt und erreicht hat, den Unendlichen im Endlichen zu versinnlichen. Darunter aber steht in einer lieblichen Landschaft das Lamm der Offenbarung, begrüßt von zahllosen herbeiziehenden Schaaren der Märtyrer und Märtyrerinnen, den Streitern Christi, den gerechten Richtern, den Pilgern, den Einsiedlern und den Jungfrauen. Tausende von Blumen, Gräsern und Gewächsen, Thierchen aller Art, Thautropfen, Schnecken und Steinen sind emsig und liebevoll hineingemalt, als sollte jedes einzelne allein auf einem selbständigen Bildchen stehen, die Gewänder all' der hunderte von Menschen in allen Verzierungen mit liebevollster Sorgfalt; es ist ganz die Volksmenge seiner eigenen Zeit, die das Künstlerpaar hier schilderte und rückwärts in der Ferne die blauen Thürme Jerusalem's sind jene der heimatlichen Städte, Gent's, Brügge's, Löwen's.

So herrliche Gebiete waren es, über welche damals Herzog Karl, genannt der Kühne, gebot. Er war ein ernster, strenger Mann, frei von allen Leidenschaften, mit Ausnahme einer einzigen, die ihn dafür völlig beherrschte: einer unersättlichen Ehr-, Ruhm- und Herrschbegierde. Ihr opferte er alles, ihr mußte alles andere dienen. Er regierte mit Eifer, Gerechtigkeit und Milde, wenn anders nicht seine Oberherrlichkeit in

Frage gestellt wurde. Als nun ein so reiches Land in seinen Händen war, erwachte in des Herzogs ruhmbegierigem Herzen der Wunsch, die Königskrone mit dem Herzogshute in Burgund zu vertauschen, zugleich dachte er, die Reichshauptmannschaft über die deutschen Länder jenseits des Rheinstromes zu erlangen. Dem speculirenden Geiste Kaiser Friedrich's entgingen diese hochfliegenden Pläne keineswegs und die Gelegenheit schien ihm gekommen, in dem ehrsüchtigen und überreichen Burgunder für seine Interessen einen brauchbaren Bundesgenossen zu erwerben, umsomehr, als Kaiser Friedrich's Gegner der französische König, zugleich des Herzogs unversöhnlichster Feind war. Die unermäßlichen Schätze des burgundischen Hofes und Landes lockten den armen, geldbedürftigen Kaiser gar zu verführerisch an, und so gedachte er denn den Titel eines Königs von Burgund, dessen Verleihung ihm ja nichts kostete, dem Herzog zu verhandeln, dafür, daß Maria, die einzige Erbin all' der wunderbaren, gesegneten Länder Burgund's seinem Prinzen die Hand reichte. Vor den Augen der Welt hielt man diese Absichten jedoch geheim. Es hieß, die Zusammenkunft in Trier habe nichts anderes zum Zwecke, als die Belehnung des Herzogs mit den Gebieten von Geldern und Zütphen, die ihm eben zugefallen waren; die Berathungen über Burgunds Erhebung zum Königreiche und die Hochzeit des Prinzen mit Maria wurden im Geheimen gepflogen. Die Prinzessin zählte damals sechzehn Jahre, also zwei mehr als ihr königlicher Bräutigam, wenn wir ihn schon so nennen wollen.

Die kaiserl. Kunstsammlungen in Wien besitzen zwei Porträts des jugendlichen Paares, welche im Jahre 1475 von einem belgischen oder niederrheinischen Meister gemalt wurden. Sie sind als Gegenstücke auf Holz mit Oelfarben ausgeführt, 14" hoch, 8½" breit. Auf dem vergoldeten Rahmen lesen wir die Namen der Länder und Provinzen beigeschrieben, welche einerseits Maximilian, anderseits Maria zugehörten. Das Barett des Erzherzogs ist von schwarzem Sammt, der edle Stein in seinem Haar ein Rubin mit kleinen Brillanten umgeben, daran eine große Perle hängt. Das Unterkleid hat purpurrothe Farbe, das obere ist ein ebenfalls rother, goldverzierter Brokat mit Hermelinbesatz an dem Umschlage, der Orden jener des goldenen Vließes, dessen Stiftung vom Großvater, Philipp dem Guten, herrührt. Maria trägt eine schwarzsammtene Capuchon-Haube, deren Saum eine Goldborte verbrämt, ihr Kleid ist golddurchwirkt und das Kleinod am Halse Maria's mit drei Perlen besetzt.

Beide Bildnisse, wenn schon keine Meisterwerke der Kunst, fesseln uns doch durch den Umstand, daß sie gerade zu jener Zeit entstanden sind, in welcher die denkwürdige Begegnung stattfand oder doch bald darauf, deren Schilderung die vorliegenden Zeilen gewidmet sind. An Maximilian's Porträt erfreut uns der gedankenvolle Ausdruck der Physiognomie und auch Marien's Gesicht ist voll stillem Ernst mit einem ruhig sinnenden Wesen, welches den Beschauer anzieht und für die Persönlichkeit lebhaft interessirt. Ihr Bild sagt uns deutlich, daß Maria gewiß die passendste Braut für den ernsten und doch phantasiereichen Kaisersohn gewesen ist.

Die Reise Maximilian's nach Trier war des Prinzen erste größere Expedition, sein erster Schritt in's öffentliche Leben. Sie nahm ihren Ausgang von Salzburg. Am 25. April ritt der Kaiser und der Erzherzog mit ihrem Gefolge, das aber erst 700 Pferde zählte in der bischöflichen Pfalz zu Augsburg ein, weiter ging der Zug sodann über die Städte Ulm, Metz, Straßburg, Basel und Freiburg; nicht gerade aus, sondern wie das Friedrich liebte, bald dahin, bald dorthin, wo er Verwandte wußte, um sie mit seinem Besuch zu beehren. Aus allen Städten kamen die Patrizier den hohen Gästen entgegen, hielten ihnen zu Ehren Tänze und Mummenschanz, Maskeraden, die Max bis in sein Alter sehr liebte. Die kais. Kunstsammlung besitzt einen Band, genannt Freidal's Turnierbuch, Freidal, d. i. ein erfundener Name, unter welchem der Kaiser sich verbirgt, denn als Kaiser, und zwar in seinen letzten Jahren veranlaßte Maximilian die Entstehung des Werkes. In demselben finden wir alle Turniere und Zweikämpfe abgemalt, in welchen der ritterliche Fürst obsiegte, die Namen der „schönsten Königin, Fürstin, Grefin, Freyin und Edler Junkfrawen und Frawen in Germanien, vor denen Freidal gerendt, gestochen, gekempfft und gemumbt hat". Gemumbt das bedeutet die Maskenbälle, deren eine Anzahl im letzten Theile des Buches dargestellt sind. Wir wundern uns heutzutage über die Einfachheit dieses damaligen kaiserlichen bal paré, bei dem das Orchester gewöhnlich von einem Pfeifer, einem Dudelsackbläser und einem Lautenschläger besorgt wird. An allen Orten, wo die Reise durchging, verehrte die Bürgerschaft Maximilian und seinem Vater goldene oder silberne Scheuren, d. s. Ehrenbecher, ferner Wein, Fische, Ochsen und Haber. So war es Brauch in der guten alten Zeit. Man hielt viel darauf und Maxens Mutter, Leonore von Portugal, hatte einmal diese „Ehrung", wie man

es nannte, von der Wiener Bürgerschaft nicht angenommen, denn es ist, wie die Chronik schlicht erzählt: „Ir kaiserlich Gnad der Kopf (Becher) so man Ir verert hat ze ring gewesen, hat in herwider geben, vnd den nicht hat wollen behalten."

In Straßburg spielte der Bischof ein Stück rothes Tuch, ein Schwert und eine Armbrust als Kampfpreis für einen Roßlauf aus und Maximilian zeigte sich zuerst vor dem versammelten Volke und gewann zum großen Jubel aller Anwesenden alle drei Stücke. Am 29. September kam der kaiserliche Zug in Trier an, wo Friedrich bei dem Kurfürsten Johann, in dessen erzbischöflichem Palaste, sein Absteigquartier nahm.

Nach wenig Tagen schon erschien auch der Herzog Karl. Er bezog in dem schon genannten Kloster St. Maximin Quartier und wurde am 5. Oktober von dem Kaiser und dem Prinzen, die ihm entgegenzogen, feierlich empfangen. Max ritt einen braunen Hengst und zügelte das wilde Thier mit so ritterlicher Gewandtheit, daß er Aller Bewunderung auf sich zog. Als man nun an das Heer des Herzogs herangekommen war, denn mit einem solchen hatte sich Karl der Kühne eingefunden, da machten die Deutschen gar große Augen. Der Herzog hatte es bei dem ganzen Programm dieser Visite in Trier darauf angelegt, durch seinen großen Reichthum neben dem ziemlich bescheiden auftretenden Kaiser in vollem Glanz zu erscheinen. Friedrich hatte auch alle Ursache mit seinen 2500 Begleitern überrascht zu sein, als Karl an der Spitze von 300 Kürassieren, 5000 Reisigen und 6000 Schützen zu Fuß ihm entgegenkam, die sämmtlich in Damast, Sammt und Seide gekleidet waren, während die Gewänder der Offiziere mit Gold und echten Steinen besetzt waren. Diese herrlichen Truppen nahmen das Interesse des alten Kaisers völlig in Anspruch, der Herzog und Max aber hielten zu einander und empfanden immer größere Zuneigung, wie denn in ihren Naturen mancher übereinstimmende Zug gelegen war.

Den folgenden Tag besuchte der Herzog den Kaiser in der Stadt und sie blieben eine Stunde lang im Gespräch zusammen. Am 7. Oktober holte wieder Karl seinen hohen Besuch mit prunkvollem Geleite nach St. Maximin hinaus und man hielt lange Verhandlungen über den eben ausgebrochenen Türkenkrieg, die Erhebung Burgund's zum Königreiche und die Verehlichung der Kinder. Hatten nun die Deutschen die bisherige Prachtentfaltung Herzog Karl's mit Staunen gewahrt, so

sollten sie bald zu ihrem Neid und Verdruß noch mehr in Verwunderung gerathen. Während Karl dem Kaiser die größten Ehrenbezeugungen erwies, fuhr er fort, den ungeheuersten Reichthum zur Schau zu tragen, seinen Gästen die üppigsten Gastmahle zu geben und die glänzendsten Renn- und Stechspiele zu veranstalten. Am 15. Oktober war große Tafel in St. Maximin, bei welcher auch die Kurfürsten und der gesammte Hofstaat theilnahmen. Bei diesem schwelgerischen Mahle trugen der Kaiser und sein Sohn den Orden der Mäßigkeit, welchen König Alfons V. von Arragonien, Oheim von Friedrich's Gemahlin, zu Ehren der allerseligsten Jungfrau Maria gestiftet hatte. Die Kette des Ordens bestand aus kleinen goldenen Kannen, daran war ein Greif befestigt, der einen Streifen mit der Inschrift: halt mas! in den Klauen trug.

Unter den Herren, welche im Gefolge des Kaisers standen, befand sich auch eine Persönlichkeit, deren Schicksale etwas abenteuerlichen Charakter an sich trug. Es war Calixtus Osman, ein geborner Türke, Bruder des Sultans Mohammed II., der ihn verfolgte und mit Gefangenschaft bedrohte. Osman war über Venedig nach Rom geflohen, wo er die Taufe annahm und als neuer Christ den Namen Calixtus empfing. Kaiser Friedrich machte ihn zu seinem Liebling, führte ihn über die Alpen und gab ihn dem Erzherzoge zur Begleitung bei. Osman war mit einem schönen Fräulein aus dem edlen Geschlechte der Hohenfelder aus Oberösterreich verlobt, starb aber nach der Verlobung und liegt in Bruck a. d. Leitha begraben; die schöne Lucia aber schloß ihr Leben im Nonnenkloster zu Erlaa.

Eine besondere Ueberraschung fanden die Gäste im Audienzsaale des Herzogs, dessen Wände mit goldenen und seidenen Teppichen behangen waren, auf denen man die Geschichte von Troja und jene vom goldenen Vließ abgebildet sah. In der Mitte des Saales stand ein Credenztisch von neunzehn Stufen mit lauter silbernen und vergoldeten Gefäßen, zu oberst drei Aufsätze von Gold, deren Werth man auf den einer fürstlichen Herrschaft anschlug. Außerdem setzten im selben Saale noch drei Tische voll Silbergeschirr die Beschauer in Staunen. Das Refektorium des Klosters war mit Tapeten aus Arras behangen, welche das Leben Alexander d. G. in prachtvollen Farben darstellten. Noch herrlicher ausgeschmückt war die Domkirche.

Der Dom in Trier, wie ihn unsere kaiserlichen Gäste fanden, war zu jener Zeit bereits nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten.

Seine Gründung fällt weit zurück in der Reihe der Jahrhunderte. Um die Mitte des sechsten Jahrhundertes aber schon hören wir von einer Wiederherstellung durch den Erzbischof Nicetius, welcher auch sonst ein baulustiger Herr gewesen zu sein scheint. Ein Dichter jener Zeit, Venantius Fortunatus erzählt, Nicetius habe nahe bei der Stadt am Moselufer ein Schloß erbaut und nennt dieses auf einer Anhöhe errichtete Werk in poetischer Uebertreibung allerdings: „einen zweiten Berg, aufgelastet einem Berge, dreigeschoßig auf marmornen Säulen schwebend.“ Der Dombau des Nicetius aber war die Reconstruirung eines römischen aus der Zeit Constantin's herrührenden Gebäudes. Es war ein einfaches Quadrat mit vier Säulen, welche je zwei und zwei den Raum in drei Schiffe theilten, am Ende des mittleren stand in einer halbrunden Nische der Altar. Diese alte, einfache Kirchenanlage wurde im 11. Jahrhunderte reicher umgestaltet und künstlerisch geschmückt, das Verdienst hat Erzbischof Poppo, nach dessen Tod das Werk im Jahre 1047 vollendet dastand. Das stattliche Gebäude hat bereits ganz die Formen des romanischen Baustyles, jener Architektur, welche sei dem Jahre 1000 etwa in Deutschland aus der Vermischung der Reste altrömischer Bauart mit germanischen Eigenthümlichkeiten entstanden war. Der Gesammtcharakter ist ein ernster, schwerer, jedoch dem strengen religiösen Sinne der Zeit unendlich harmonisch.

Der Herzog hatte den Hauptaltar überaus kostbar zieren lassen und dazu die ersten Kleinode seines Schatzes verwendet. Oben standen die Bilder der zwölf Apostel, in Mannshöhe ganz mit Silber überzogen, einige Stufen tiefer standen noch viele andere versilberte und vergoldete Bilder; darunter die Perle seines Besitzthumes, eine gleichfalls manneshohe Lilie von klarem Golde gefertigt und mit Diamanten und Edelsteinen über und über besetzt. Die gleichzeitigen Schriftsteller schätzen ihren Werth auf mehr als 200.000 Goldkronen. Die Wände des Gotteshauses trugen den herrlichsten Schmuck von Teppichen, die in Arras gewebt worden waren. Ich gebe hier die Beschreibung, wie sie in der Fortsetzung der Chronik des Sigmund Meisterlin von „Herzog Karl's von Burgundien einreytten und Hofhalten So es tätte zu Triere“ zu lesen ist: „So ist der Chor geziertt gewesen je rings umb mitt vil Costlichen tuechern, und desgleichen die sind geworcht, und vil von gold und Silber darinn. Daran der Passion und martter unseres herren, gantz vast guett gemacht ist. Nach dem Chor ist die kyrch auch ganz

zurings hinumb mit Costlichen deppichen umbhangen daran statt Troya zerstorung ist vast huebsch und begirlich ze sehen."

Wer meiner Schilderung so weit gefolgt ist, dürfte hoffentlich nicht ungerne vernehmen, wie die äußere Erscheinung, die Tracht und Kleidung jener glänzenden Versammlung beschaffen gewesen, welche in bunter Menge, funkelnd von Gold und edlem Geschmeide, die hohen Hallen der Domkirche hier beim feierlichen Gottesdienste füllte.

Die Meßornate der celebrirenden Priester, um mit ihnen anzufangen, hätten gewiß unser Interesse im höchsten Grade erregt. Es ist zwar nicht überliefert, wie die kirchlichen Gewänder beschaffen gewesen, welche damals gerade im Trierer Dome bei dem Festgottesdienste gebraucht wurden; doch ist leicht zu glauben, daß bei solcher Gelegenheit kaum geringere werden verwendet worden sein, als jener burgundische Meßornat ist, welcher sich heutigen Tages noch im Besitz des Allerhöchsten Kaiserhauses befindet, ein Prachtwerk, wie derartiges nicht in der Welt existirt. Wahrscheinlich sind diese Gewänder durch die Vermählung Maximilian's mit der burgundischen Prinzessin in den Besitz des österreichischen Kaiserhauses gelangt, denn es ist kein Zweifel, daß sie zu einer Stiftung gehören, die Philipp der Gute, Marie's Großvater, gemacht hatte. Ja, man glaubt sogar, daß sie für die Kirchenfeierlichkeiten des Ordens vom goldenen Vließe bestimmt waren, einer Gesellschaft, welche gelegentlich seiner Vermählung mit Isabella von Portugal gegründet worden war, 10. Jaunur 1430. Der Orden vom goldenen Vließe, ordre de la toison d'or, besteht heute noch in Oesterreich und Spanien. Philipp, ein großer Freund der Kunst, in dessen Rechnungen einmal in einem einzigen Jahre 160 Maler für den Hof beschäftigt erscheinen, soll nach Meinung Einiger zur Anfertigung der Musterzeichnung zu diesem prachtvollsten aller Meßgewänder seinen Kammermaler, den schon genannten, berühmten Jan van Eyck beschäftigt haben. Vielleicht hat auch dessen Schwester, die berühmte Stickerin Margaretha, Antheil daran.

Auf diesen Gewändern glänzt alles von Gold und Goldstickerei, ein Luxus, der uns hier am Gewande für den Gottesdienst um so weniger wundernehmen kann, als man Goldschmuck schon auf dem Alltagskleide der Weltmenschen in überreicher Fülle anzubringen pflegte. Der damalige Schriftsteller Martial d'Auvergne sagt, die Prachtgewänder seien so übervoll von Gold gewesen, daß es aussehe, als harnische man sich mit Goldsachen. Bei Herzog Philipp arbeiteten mehr als 200 Goldschmiede

nicht bloß an den Juwelengeschmeiden, sondern an jenen Goldzierraten auch, welche an die Kleider geheftet wurden. Die Sticker oder Brodeurs aber hatten mit dem Anfertigen von Kleidersäumen, Pferdedecken, Fahnen so vollauf zu thun, daß der besonders geschickte Thierry du Chastel im Jahre 1454 allein 3000 Goldthaler, d. s. beil. 20.000 fl. verdiente.

Unser Meßornat besteht aus der Casula, 3 Chorkappen, 2 Levitenkleidern und 2 Altarverkleidungen. Das schönste sind die Chorkappen, welche den ganzen Himmel mit den Schaaren der Engel und Heiligen darstellen. Man glaubt wahrhaft in das himmlische Reich zu blicken und das Auge wird geblendet von der Fülle der erhabenen Gestalten, welche in den goldschimmernden Gewändern in überirdischem Glanze und reinem Lichte erscheinen. Die in Andacht versunkenen Chöre der Engel, die von Anmuth und unschuldsvoller Lieblichkeit umflossenen Gestalten der heiligen Jungfrauen, die würdevollen Bischöfe und Einsiedler, die edlen Frauen, frommen Fürsten — alle Stände der Kirche stehen hier versammelt um den Thron des Erlösers und seiner reinen Mutter. Diese ist ein von unendlicher Schönheit leuchtendes Gebilde, sie erscheint unter goldenem Throne als Königin der Engel, Jungfrauen und Frauen, die sie im Halbkreise in drei Reihen umgeben.

Was nun die äußere Erscheinung der vornehmen Herren betrifft, so hatten sie es jetzt unter Herzog Karl schon besser als während der Lebzeiten seines Vaters. Denn Philipp der Gute hatte den übrigens nicht besonders guten Einfall, allen seinen Cavalieren zu befehlen, sie hätten mit ganz geschorenem Kopfe bei Hofe zu erscheinen und das aus dem Grunde, weil er in Folge einer Krankheit das Haar verloren hatte. Jetzt trug man als Herren-Coiffure das Chaperon, le chapeau, le bonnet, la barette. Der Hut hatte eine Kegelform, vergleichbar den Spitzhüten der Magier; um den Kegel war ein Stück kostbarer Stoff geschlagen und mit Goldtrotteln, Seidenfransen, Goldschmiedkleinoden, Kettchen und Heiligenbildern behängt. Die Höhe dieser Hüte erreichte bisweilen das bescheidene Maß von 45 Centimetres. An solcher Modethorheit nahm die Kirche bald Anstoß und der Bischof von Dôle befahl seinen Priestern, die Messe augenblicklich zu unterbrechen, sobald ein solcher Stutzer die Hallen der Kirche betreten würde; das niedere, käppchenförmige Barett trugen junge Leute, schmückten es mit Perlen und Goldgeschmeide und setzten es genial schief über das Ohr auf.

Um den Leserinnen das Auftreten der Damen zu schildern, will ich lieber einen Schriftsteller der alten Zeit selber sprechen lassen, welcher das folgende zwar von einer etwas früheren Periode als diejenige, von welcher hier die Rede ist, mittheilt, doch ist zu bemerken, daß anno 1473 in diesen Dingen noch keine wesentlichen Veränderungen eingetreten waren. Es sagt also der alte Juvénal des Ursins vom Jahre 1417: „Die Damen und Fräulein des Hotels der Königin bedienten sich großartiger und excessiver Moden, hatten gar seltsamliche, hohe und große Hörner, und auf jeder Seite an der Stelle der Hutschirme zwei mächtige Ohren von solcher Breite, daß sie im Falle, wenn sie durch eine Thüre passiren wollten, sich nach der Seite drehen und bücken mußten, um durchzukommen." Noch größeres Aergerniß als diese Ungeheuer von Coiffuren erregten die um 1428 in die Mode gekommenen hennins, d. h. cylindrische, hochaufgethürmte Hüte, denen ein Drahtgestell oder ein Gerüste von Pappendeckel Festigkeit verlieh, während man sie auswendig mit feinstem Linnen umwickelte. Glaubten nun die Herren mit ihren 45 Centimetres hohen Chapeaux etwas geleistet zu haben, so übertraf sie das schöne Geschlecht bei weitem mit den hennins, deren Höhe, um einigermaßen fashionable gelten zu können, nicht unter 60—70 Centimetres sein durfte. Von der Spitze dieses Thurmes hing dann noch ein langer Schleier von Gaze zur Erde nieder und machte die Damen so ziemlich zu herumwandelnden Fahnen. Die Kirche als stäte Feindin der Modethorheiten eiferte in Predigten und öffentlichen Verboten gegen die hennins der Damen, die diesen überaus in's Herz gewachsen waren. Ja, ein Carmelitermönch Thomas Conecte führte mit Erlaubniß seiner Oberen einen Sündenablaß für kleine Kinder ein, welcher denselben unter der Bedingung gewährt wurde, daß sie auf der Straße alle Damen mit dem Spottrufe verfolgten: au hennin, au hennin, in den sodann der Straßenpöbel mit großem Vergnügen einzustimmen pflegte. Aber all' diese Maßregeln halfen wenig, die Mode mußte ihren Verlauf haben und schlug dann von selber beinahe zum Gegentheil um. Wir aber fühlen uns heutzutage sehr niedergeschlagen, indem wir die Chignons unserer Damen mit Wehmuth betrachten, denn wir müssen uns leider gestehen, daß in denselben noch lange nicht so geschmackvolles, so maßvolles geleistet ist, daß wir wahrhaftig arme Kinder sind, gegen die Genialität der Damen des 15. Jahrhunderts, denn unsere Damen vermögen doch noch unter einer Thüre, die mäßig niedrig ist, hindurchzukommen, ohne den Kopf nach der Seite drehen zu müssen!

Das Hauptkleidungsstück der Frauen war die Robe oder die sogenannte houppelarde, ein langes rockartiges Gewand, das man vorne zusammenschloß und hoch unter der Brust gürtete. Damals waren kurze Taillen in der Mode. Dafür aber wieder unendlich lange Schleppe, von denen uns der Pater Menestrier erzählt: „Diese langen Schwänze waren so verwickelt und so über alle Massen lang, daß es ein Skandal wurde und der Pabst sich genöthigt sah, sie allen Gattungen von Leuten ohne Ausnahme zu verbieten.“ Zugleich drohte man den Schneidern und Näherinnen mit den schwersten Kirchenstrafen, welche ihre Arbeit einem so sündhaftigen Kleidungsstücke widmeten. Zu damaligen Zeiten hielt ferner auch ein frommer Klosterbruder von der Kanzel herab folgende erbauliche Anrede an die versammelten Damen, in Betreff des Schminkens, welches immer beliebter wurde: „Ihr bemalt euer Antlitz und bedeckt es künstlich mit Farben, das soll eine ehrbare Frau nicht thuen. Ja, aber ihr, ihr sagt darauf nur: pah! pah! man braucht auf des Predigers Worte nicht Acht zu geben. Nun gut: allez à tous les diables! (So fahrt denn zu allen Teufeln!)“ Dieß war der ständige Refrain des guten Frater Olivier, aber die Liebe zu den Diamanten und die Eitelkeit trugen immer den Sieg davon über die Furcht vor den Höllenstrafen.

Die Toilette der Herren erfuhr damals ebenfalls eine höchst lächerliche Veränderung. Namentlich den Kriegsleuten gefiel sie gar wohl und so sah man sie denn umherstolziren mit den sogenannten Mahoitres, das waren gewaltige Achselklappen, welche man auf die Schultern aufheftete, um sie höher und dicker zu machen. Den seidenen Rock pflegte man an einzelnen Stellen aufzuschlitzen und das feine darunter befindliche Hemd gebufft herausschauen zu lassen, an den Beinen trug man enge bragettes, welche mit Bändern und Stickereien verziert waren. Am Halse dann prangte gewöhnlich in Gold gestickt eine Devise und von der Achsel ließ man eine reich gezierte Schärpe zum Gürtel niederfallen. Herren und Damen aber trugen an dem Gürtel den Rosenkranz, der nicht selten aus Edelsteinen, Bergkrystall, Gold, Silber und Email gefertigt war, so daß der obenerwähnte Prediger Recht hat, zu sagen: „Weh über euere Paternoster, die da von Gold sind und die ihr traget, nicht aus Frömmigkeit, sondern aus Eitelkeit! Bessert Euer Betragen, denn ich werde Euch sonst zu allen Teufeln schicken!“

Sehen wir nun den schönen vornehmen Damen, wie sie in der Kirche andächtig versammelt sind, ein wenig über die Schultern, so ge-

wahren wir in den feinen, mit kostbaren Ringen geschmückten Fingern, wunderbar schön mit Malereien bedeckte Büchlein von glänzend glattem Pergament. Den Anfang eines solchen Gebetbuches machte in der Regel ein Kalendarium, den übrigen Raum füllten die Meß- und anderen Gebete aus, Litaneien und Verse. Da war nun nicht Eine Seite in dem oft zwei und drei Finger dicken Buche, die nicht wenigstens zollbreit und weiter noch ringsherum an den Rändern mit gemalten Verzierungen reich bedeckt war, aber zugleich wiederholten sich größere Gemälde, welche seltener die ganze, oft aber die halbe Seite bedeckten. Merkwürdigerweise mischte sich gerade in diesen Darstellungen das weltliche, sogar ein übermüthiges, schalkhaftes, ja selbst bis zum Ausgelassenen derbes und possenhaftes Element unter die Heiligenbilder und Legendenstoffe. Im Kalendarium sieht man am unteren Rande jedes Blattes eine Scene aus der Landwirthschaft oder Haushaltung, wie sie den einzelnen Monaten entsprechen: das Keltern des Weines, Faschingslustbarkeiten, Gastmäler, Schlittschuhlaufen, Schweineschlachten, Brodbacken u. s. w. Das erste größere Gemälde stellt gewöhnlich dann den Besitzer des Buches dar, wie er im Gebet vor Maria oder Christus knieet und von seinem Namensheiligen gewissermaßen vorgestellt wird. Die ganze Laune hat dann der Maler in den Randverzierungen walten lassen, woselbst wir zwischen bunten Ranken der mannigfaltigsten, in leuchtender Pracht der Farben ausgeführten Blüthen, Blättern, Erdbeeren, Weintrauben und anderen Früchten allerlei neckisches Gesindel von Zwergen, fabelhaften Ungeheuern, Heuschrecken, Fledermäusen u. dgl. ihr tolles Wesen treiben sehen. Oft nehmen sich diese Scenen selbst wie ein humoristisches Accompagnement der ernsten Darstellungen des Hauptbildes aus, wie eine Parodie des heiligen Gegenstandes.

So erblickt man im Hauptgemälde einen Heiligen vor dem versammelten Volke sprechend, in der Vignette der Umrahmung aber den Fuchs, welcher den Gänsen predigt. Man sieht Mönche, die sich beim Weinfasse gütlich thuen, Katzen als Klosterfrauen gekleidet u. dgl. An einem solchen Werke arbeitete ein Künstler viele Jahre, wie die gewöhnlich überreiche Ausstattung es erforderte. In einem dieser Bücher hat man mehrere Tausende von bunten, kleinen Vögelchen gezählt, welche durch die Blüthenzweige der Randverzierung flattern, in einem anderen, welches ein burgundischer Herzog besaß, befinden sich nicht weniger als 5124 Gemälde, es wurde von zwei Brüdern gefertigt, denen der Be-

steller vier Jahre hindurch täglich 20 Sols bezahlte, d. i. im Ganzen nach unserem Gelde 13·140 Francs. Wie viel diese Bücher galten, beweist der Umstand, daß man sie in Zeiten der höchsten Noth versetzte und immer bedeutende Summen dafür gegeben wurden. So versetzte die Gemahlin des französischen Königes Carl VII. ihre mit Miniaturgemälden reich geschmückte Bibel an einen ihrer Kammerjunker gegen 343 Pfund. Diejenigen Gebetbücher dieser Art, welche besonders reich mit Gemälden ausgestattet waren, sind die sogenannten livres d'heures, so genannt, weil in ihnen Andachtsübungen für alle Stunden des Tages und der Nacht aufgeschrieben standen. Im Ganzen gehören sie eher unter die Luxusartikel der damaligen eleganten Welt als zu den Kunstwerken der Frömmigkeit; ihre komischen und selbst muthwilligen Randglossen dienten eben dazu, die Gedanken der gezwungenen Kirchenbesucher während eines stundenlangen Hochamtes oder einer zum Schlafen reizenden Predigt angenehm zu beschäftigen.

Zum Schlusse noch einige Worte über das Ende der Dinge, welche damals in Trier eingeleitet wurden. Maximilian vermählte sich wie gesagt mit Maria erst vier Jahre später, nachdem ihr Vater in drei furchtbaren Schlachten, bei Grançon, Murten und Nancy sein Glück, in der letzten auch sein Leben verloren hatte. Als von da an die Anfeindungen des französischen Königs immer gefährlicher und die Bitten der niederländischen Stände, Maria möchte dem Lande einen Herrscher geben, immer dringender geworden waren, reichte sie dem schönen Erzherzoge die Hand zu einer glücklichen, leider nur allzukurzen Ehe. Die junge Fürstin starb schon am 27. März 1482 an den Folgen eines Sturzes vom Pferde, den sie auf der Jagd gethan hatte. Wir wissen aus dem Weißkunig, wie liebevoll Max sein ganzes Leben hindurch um sie trauerte, und daß seine zweite Gemahlin, Bianca, eine italienische Prinzessin, ihre Vorgängerin nie aus dem Herzen ihres Gatten zu verdrängen vermochte. Auf der Ehrenpforte von Albrecht Dürer, einem colossalen Holzschnittblatte, in welchem der Kaiser seine merkwürdigsten Erlebnisse verewigen ließ, nimmt Maria eine bedeutende Stellung ein, während Bianca nicht einmal genannt wird. Das schönste Denkmal seiner Liebe für die Frühgeschiedene aber ist ein Hauptwerk dieses großen Malers, ein Oelgemälde, dessen Beschreibung die Leser hier noch gestatten mögen.

Dürer erhielt den Auftrag nach Angabe des Kaisers, ein Gemälde vom Tode der Jungfrau Maria zu malen, die Person aber, welche als

der eigentliche Besteller erscheint, ist der damalige Bischof von Wien, Georg v. Zlatko, ein geborner Laibacher, dessen schönes Grabdenkmal mit seiner ganzen Figur von Marmor heute noch den Chor von St. Stefan schmückt. Es war im Jahre 1518, als Dürer den Kaiser zum letzten Male im kleinen Oberstübel beim Reichstage zu Augsburg gesehen und in jener prachtvollen Kohlenzeichnung verewigt hatte, die heute noch im Besitz Sr. kais. Hoheit des Herrn Erzherzogs Albrecht ist. Der Gegenstand jener Malerei ist zwar der Tod der heiligen Jungfrau, aber, wie das in jener Zeit üblich war, die Sterbende trug die Züge der verstorbenen Gattin des Erzherzogs. Heute ist das Gemälde nach England verkauft worden und dort verschollen, doch besitzt der Fürst Liechtenstein eine schöne und alte Copie davon im Schlosse von Sebenstein. Dieß ist die Darstellung des Bildes:

In der Mitte eines einfach geschmückten größeren Zimmers liegt die Sterbende auf einem von hohem Kopfbrette überragten Bette, unter einer rings herabwallenden blauen Decke. Das von einem weißen Schleier umflossene gesenkte Haupt, welches sogleich die schönen und edlen Züge Maria's v. Burgund erkennen läßt, trägt zugleich das Gepräge andachtsvoller Ergebung. Wenn wir uns erinnern, daß die treffliche Herzogin ohne vorausgegangenes Siechthum durch einen Sturz vom Pferde dem Tode verfiel, so darf es nicht befremden, daß die blassen Züge, wenn auch mit brechenden Augen, doch noch Lebensfülle zeigen. Sie empfängt die dreifach gewundene und in drei Flammen brennende Wachskerze aus den Händen eines, in rothes Unterkleid und braunen Pelzmantel gekleideten sanftmüthigen Jünglinges, welcher den heil. Johannes darstellend, die Züge von Marien's, damals aber allerdings noch nicht ganz vierjährigen Sohne Philipp, späterem König von Castilien, genannt der Schöne, zeigt.

Kaiser Max steht daneben, — ein alter gebeugter Mann, damals nur ein Jahr mehr von dem gemeinsamen Ziele aller Sterblichen entfernt. Der große Künstler hat ihm einen ergreifenden Ausdruck gegeben, er hat ihn nicht in der kräftigen Gestalt des jungen Mannes hingestellt, der Max gewesen, als Maria 1482 entschlummerte, sondern als den vielgeprüften, lebensmüden alten Kaiser, der damals schon gewöhnt war, seinen Sarg auf allen Reisen mit sich zu führen. Noch andere Persönlichkeiten erscheinen auf dem schönen Bilde: der Bischof Zlatko, der Geschichtsschreiber Cuspinian. Im Hintergrunde aber stehen die Apostel

beim Bette der Maria und oben schwebt Christus mit ihrer Seele in Gestalt eines kleinen Kindes in Händen, indem er eine goldene Krone über das Haupt der Sterbenden hält.

So hielt ein Band der Liebe bis weit über den Augenblick ihres Scheidens hinaus Max an die Braut seiner Jünglingsjahre gefesselt. Es ist schön, daß die edle Kunst und ihr größter Sohn, Albrecht Dürer, uns durch jenes Gemälde den Beweis liefern durften, daß diese Liebe in dem Kaiser auch in jenen Jahren noch kräftig lebte, als nur eine kurze Spanne Zeit mehr dazwischen lag und er vereinigt sein sollte mit seiner Maria.

Oesterreich, der Kern der Donauländer.

Von Dr. Ferdinand Stamm.

Im Osten von Europa herrscht die Wolga auf einem Stromgebiete von 24.000 Flächenmeilen. Aus mäßig hohen Quellen, die auf dem uralisch-baltischen Landrücken liegen und aus Sümpfen zusammenrinnend, in einem langsamen Gange, der unschlüssig mehrmal die Hauptrichtung wechselt und hier stockend das Flußbeet seeartig erweitert, dort in zahllose Arme wie in ein regelloses Geflechte theilt und verschlingt und endlich mit ganz ermattetem Laufe, der die aufgeladenen Sand- und Schlammmassen fallen läßt und sich die Mündungen verschließt in mehr als fünfzig Rinnsalen, von denen nur wenige noch schiffbar bleiben, das kaspische Meer erreicht. Und alle ihre Nebenflüsse und alle ihre Nachbarn auf der östlichen Niederung Europas in den Steppenländern gleichen der „Mutter Wolga", denn wie das Land, so seine Flüsse. Die Mutter aber sorgt für ihre Kinder. Sie nährt mit ihrem Fischreichthum Millionen Anwohner, sie gießt über die seichten Ufer das befruchtende Wasser, in welchem nach Art des Nilwassers eine düngende Kraft liegt, und, wenn auch langsamen Ganges, trägt sie doch große Flotten von Frachtschiffen. Ihr langsamer Lauf begünstiget die Bergfahrt, welche mit Segel bequem auszuführen ist und gegenwärtig kann man 20.000 Segelschiffe und 4000 Dampfer schätzen, welche den regen völkerverbindenden Verkehr auf dem riesigen Stromgebiete der Wolga vermitteln.

Im westlichen Europa ist die Donau von der Natur zum herrschenden Strome bestimmt.

Ihr Stromgebiet umfaßt 14.000 Flächenmeilen, die Länge des Laufes beträgt 380 Meilen, während die mit ihr in der Schiffbarkeit wetteifernden westeuropäischen Flüsse: und zwar der Rhein ein Stromgebiet von nur 3600, die Weichsel von 3200, die Elbe von 2600, die Oder von 2300, die Loire von 2100 Flächenmeilen erreichen, und die

Gebiete der anderen größeren Flüsse, wie des Rhone, des Seine, des Ebro und Po, unter 2000 Flächenmeilen bleiben.

Die Quellen der westeuropäischen Ströme liegen hoch oben auf den Alpen und auf den anliegenden Mittelgebirgen und dadurch wird ihnen ein von der Wolga und allen nordosteuropäischen Flüssen grundverschiedene Eigenheit gegeben. Sie gliedern sich in einen strudelnden, verheerenden Oberlauf, einen segenverbreitenden Mittellauf und einen trägen Unterlauf, der mit den von seinem Oberlauf und Mittellauf fortgerissenen und abgeschlemmten Gerölle, dem Sande und den Schlammmassen selbst geschaffene Untiefen und Dämme aufbaut und sich den Eintritt in das Meer erschwert. Am meisten ausgeprägt zeigt sich diese Gliederung an den Alpenflüssen: dem Rhein, Rhone und Po.

Der kürzeste von ihnen, der Po, hat seine Quellen 2000 Meter hoch am Monte Viso und stürzt sich als Torrente im oberen fünf Meilen langen Querthale 1600 Meter tief herab. Oberhalb Saluzzo tritt er in die Ebene und bleibt bis Turin wasserarm und seicht. Von da ab sammelt er aber die reichen Alpenzuflüsse von der linken Seite und auch die Apenninen-Gewässer von der rechten Seite. Seine Nebenflüsse aus den Alpen sind durch Anstaumngen in langgestreckten Seen geregelt und zu klaren reinen Gewässern geläutert; der Tessino in dem Lago Maggiore, die Adda im Comersee, der Mincio im Gardasee und durch diese ausgeglichenen Zuflüsse schwillt der Po zu dem größten und segensreichsten Flusse Italiens an, den Garten des Landes, die Lombardei, in einem breiten, durch die Kunst geregelten Rinnsale durchziehend. Am trägen Unterlaufe, wo er die mitgeführten Schlamm- und Sandmassen fallen läßt, bauen sich daraus Bänke auf, welche ihn theilen und versumpfen lassen. Acht Meilen von der Küste der Adria beginnt die Deltabildung. Sein ganzer Lauf erreicht 90 Meilen, sein Stromgebiet umfaßt 1500 Flächenmeilen.

Der Rhone dehnt sein Gebiet über 1700 Flächenmeilen aus und verlängert seinen Lauf auf 140 Meilen. Seine Quellen liegen am St. Gotthard um 300 Meter tiefer als die Quellen des Po. Er stürzt sich in wilden Sprüngen auf der Nordseite der Alpen in den Genfersee herab. Hier setzt er das mitgerissene Gerölle ab, hier klärt er seine Gewässer und regelt wie in einem Sammelteiche seinen Wasserstand, von hier ab wendet er seinen erst westlich gerichteten Lauf nach Süden, um das Mittelmeer zu erreichen. Sein Unterlauf durchzieht den Garten

Frankreichs, die herrliche Provence und versumpft erst fünf Meilen vor der Küste in eingedeichtes Marschland.

Der dritte und größte Hochalpenfluß, der **Rhein**, entspringt ebenfalls am St. Gotthard ganz in der Nähe der Rhone-Quellen, aber sein Lauf ist gleich Anfangs nach Norden gerichtet, um ein entfernteres Meer aufzusuchen, als sein Nachbar. Er sammelt das Eis- und Schneewasser der Alpen auf den Nordlehnen und stürzt sich in wildem Laufe nach dem Bodensee hinab, wo er seine Wildwässer eben so regelt, wie der Rhone im Genfersee.

In dem neun Geviertmeilen großen Bodensee steigt der Wasserspiegel im Frühjahre um einen Meter und darüber, und so sammelt sich hier das Vorrathswasser, um zur dürren Sommerzeit den Mittelrhein und Niederrhein mit seinem Ueberflusse zu speisen und seine Wasserstände zum Vortheile der Schifffahrt auszugleichen. Er wird dadurch zum nützlichsten und schönsten Flusse des deutschen Reiches, dessen herrlichsten Gau er durchströmt, und dessen Verkehr und Handel er, von zwei Eisenbahngeleisen begleitet, zur größten Lebhaftigkeit erhebt.

Sein Unterlauf theilt das Endschicksal seiner Alpenbrüder, er spaltet sich in fünf Arme und verliert an vier seinen Namen, indem nur der schwächste Arm „der alte Rhein" den Namen bis zur Seemündung bringt, während die anderen Theile den Namen Waal, neue Yssel, Leck und Vecht annehmen.

Die Länge des Rheins beträgt 175 Meilen, sein Gebiet dehnt sich auf 4000 Flächenmeilen aus.

Die größten Flüsse, welche auf den Mittelgebirgen von Europa entspringen, sind die **Weichsel**, der größte Karpathen-Fluß, welcher von einer mäßigen Höhe, aber als ein wilder Fluß mit sehr wechselnden Wasserständen und daher der Schifffahrt wenig dienstbar auf einer Länge von 129 Meilen die Tiefebene an der Ostsee durchströmt, und die **Elbe**, welche auf den mäßig hohen Landgebirgen des Kessellandes Böhmens entspringt, hier durch zahllose Teiche in ähnlicher Weise, wie die Alpenflüsse durch ihre Seen geregelt wird, und als gute benützte Wasserstraße die Niederung von Norddeutschland durchströmt. Kunstdämme haben ihre Ufer gefestiget und halten das Hochwasser ganz oder bis nahe an der Mündung in einem Rinnsale.

Die **Donau** vereiniget die Natur der Alpenflüsse mit jener der Mittelgebirgsflüsse Europas. Sie spannt ihr weites Gebiet einerseits bis

hinauf an die Alpen, wo ihr mächtigster Nebenfluß, der Inn in der Nähe der drei Hochalpenflüsse des Rheines, des Rhone und des Po entspringt, und andererseits über die Mittelgebirge, wo ihre Hauptquellen im Schwarzwalde nur 1100 Meter über der Meeresfläche liegen, während die Quellen des Inn auf dem Septimerberge in Graubünden 1700 Meter hoch liegen.

Nur ihre Nebenflüsse, auf dem rechten Ufer der Inn, die Drau und Save nehmen in ihrem Oberlaufe einen wilden, brausenden Absturz wie der Rhein, Rhone und Po; der Hauptfluß selbst gewinnt nach kurzem Laufe von den Quellen ab, nachdem er die schwäbische Alp durchbrochen hat, einen gemäßigten Lauf und behält ihn auf der baierischen Hochebene, über welche er in einer Strecke von fünfzig Meilen gegen die sich seinem Lauf in Oesterreich entgegenstellenden Gebirge herabfließt.

Die Donau wird auch bald schiffbar und zu einer nützlichen Wasserstraße, und die mäßige Höhe der Wasserscheide zwischen ihr und den Nebenflüssen des Rheines macht es möglich, einen schiffbaren Nebenfluß der Donau, die Altmühl, mit dem schiffbaren Nebenfluß des Rheines, dem Main, durch einen Canal zu dem Ludwigs-Canal zu verbinden, womit die erste Aufgabe der Hauptwasserstraße Europas gelöst wird: die Verbindung des atlantischen mit dem schwarzen Meere.

Dên weitern Lauf muß sich die Donau zwischen den Gebirgszügen des Böhmerwaldes und der Karpathen, und zwischen den rhätischen, norischen, julischen und dinarischen Alpen und dem Balkan suchen und streckenweise eingeengt und durch Klippen und über Riffe gewaltsam erzwingen.

Bei Passau, wo sich die Donau mit dem Alpensohne verbindet, tritt der verstärkte Fluß in die Hochgebirgsgegenden ein und nimmt die Natur der Hochalpenflüsse an.

Der Inn hat einen längeren Lauf und eine reichere Wasserfülle als die Donau und ist in Wirklichkeit das Hauptgewässer des Flusses. Wenn man nach Recht und Ordnung verführe und heute ohne Rücksicht auf geschichtliche Gewohnheit dem von Passau abwärts fließenden Strome erst seinen Namen geben könnte, so müßte man ihn den Inn nennen. Man will aber in der Grundsylbe des Namens Donau ohnehin nur die Bezeichnung eines großen Wassers erkennen, wie diese Wurzelsylbe auch in dem Namen Danubius, Rhodanus, Eridanus, in Tanais, Danaster, Danus, Tanos und Tanager vorkommt.

Der Fluß hat seine Wassermassen mehr als verzweifacht und wurde dadurch in den Stand gesetzt, die herantretenden Felsmassen zu durchbrechen und zu durchnagen, um das langgestreckte Thal von Passau bis Wien auszuwaschen. Auf dieser Strecke erweitert sich das enge Donauthal nur stellenweis zu kleinen Flächen und kurz vor dem Abbruch der Gebirge zu der mäßig ausgedehnten Ebene des Tullnerfeldes.

Von da folgen noch stellenweise Einschnürungen des Stromes durch die herantretenden Felsen, die er durchbrochen hat, und zwar in immer größeren Abständen. Zwischen diesen Flußpforten dehnt sich zuerst das Wiener Becken und das Marchfeld von der Thalenge zwischen dem Kahlenberge und dem Bisamberge bis nach Preßburg, wo links die Bergzunge der kleinen Karpathen, rechts die Höhen des Leithagebirges herantreten, und der Strom sich durch eine neue Thalpforte zwängt, um auf die Thalstufe der kleinen ungarischen Ebene zu sinken. Sie wird unter Komorn abgeschlossen, wo von der rechten Seite das Gebirge des Bakonyerwaldes und von der linken ein Ausläufer der Karpathen herantretend, den Strom, der sich auf dem eben durchflossenen Flachlande in viele Rinnsale trennte, wieder in ein Bett zusammendrängen. Noch eine kurze Strecke halten die Ausläufer der Karpathen den Strom in einer geschlossenen Thalenge, dann sinkt er in die dritte Thalstufe herab, auf die große ungarische Ebene, wo er seine vielspurigen breiten Wege ungehindert nehmen kann, und auch in lässiger Laune im steten Wechsel innerhalb Meilenbreite nimmt. Hundert Meilen weit steht ihm kein natürliches Hinderniß mehr entgegen und langsam und träge schleicht er dahin.

Wasserreiche Nebenflüsse, wie die Drau und die Save aus den Alpen, die Theiß mit den ganzen Gewässern der Südlehnen der Karpathen haben sein breites Rinnsal gefüllt, da thürmen sich die begleitenden Gebirge auf dem rechten Ufer höher und auch an das linke Ufer treten ihnen hohe Bergketten entgegen.

Die transsylvanischen Alpen sind es, welche den letzten Versuch machen, den mächtigen Strom in seinem Lauf zu sperren.

Es ist ihnen auch vordem gelungen, die Wasser hoch aufzustauen, denn das vorliegende Gebirge war der Uferrand eines großen Sees, welcher Süd-Ungarn durch lange Zeiten überdeckte, wie die Bodenart und die Bodengestaltung errathen läßt, bis entweder die Gewalt der angestauten Wasserfluthen oder ein das Gebirge durchbrechendes Naturereigniß dem Wasser durch das geöffnete „eiserne Thor“ den Abfluß gestattete.

Dieser findet jetzt noch mit zerstörender Gewalt statt, indem sich hier der Strom in Katarakten, zwischen Bazias und Turn-Severin brausend, schäumend, wirbelnd, mit rasender Schnelligkeit abstürzt, um auf seine vierte und letzte Thalstufe, auf die wallachische Ebene, herabzusinken. Von der rechten Seite durch den Ausläufer des Balkangebirges gegen Osten und auf der letzten Strecke nördlich gedrängt, fließt er in einem tiefen, breiten, inselreichen Bette langsam, als wäre er von der letzten Anstrengung ermattet, weiter, und schiebt die Schlammmassen, welche er von den reichen Ufern der durchflossenen Ebenen abgetragen hat, an seine Mündung, die er sich verlegt, daher er in mehrere Arme gespalten in seichten Rinnsalen schwerfällig das schwarze Meer erreicht, alles Land auf der letzten Strecke an seinen Ufern versumpfend.

Der mächtige Strom hat von der Quelle ab 385 geographische Meilen durchflossen, wohlgezählt 36.000 Nebenflüsse, Bäche und Quellen aufgenommen, mehrerer Herren Länder in seinen Wellen abgespiegelt und tausend Städte, Märkte und Dörfer, Schlösser, Burgen und Klöster an seinen Ufern benetzt.

Während der Rhein, Rhone, Po, die Weichsel, Elbe, Weser, Tiber, Seine, Themse, der Ibro und Quadalquivir und alle anderen Flüsse Westeuropas auf die Nutzbarkeit mehr oder weniger brauchbarer Wasserstraßen für einzelne Länder beschränkt sind, ist der Donau eine weit höhere Aufgabe gestellt.

Sie kann und soll den Hauptverkehr zwischen dem Abendlande mit dem Morgenlande vermitteln und die Völker verbinden; sie ist die einzige Straße, welche durch die Länderpforte zwischen den Alpen und Karpathen führet, durch das Thor des Riesendammes, der Europa in zwei Hälften scheidet und die Völker trennt. *Die Donau hat die Sendung, das Getrennte versöhnend zu verbinden, und die Völker auf ihrem weiten Stromgebiete einander zu nähern und zu vereinigen.* Die nähere Betrachtung dieser Verhältnisse wird den Werth der Donau als Völkerstraße und die Bedeutung der Donauländer klarer erkennen lassen.

Von Frankreich bis nach Rußland ziehen sich die Hochgebirge der Alpen und der Karpathen nur auf wenigen hochgelegenen Posten übersteigbar und nur eine schmale Unterbrechung, welche eben die beiden langgestreckten Gebirgszüge, die Central-Europa nach der Richtung der Parallelkreise theilen, als zwei verschiedene Gebirge unterscheiden läßt, ist offen

geblieben, als wegsame Durchgangsstelle. Sie reicht vom Wienerwald als Ausläufer der Alpen bis an die kleinen Karpathen bei Preßburg. Durch diese Länderpforte zogen die Völker Europas auf ihren Wanderungen durch alle Jahrhunderte von Norden nach Süden, von Osten nach Westen und umgekehrt.

Durch diese offene Stelle nimmt auch der Hauptstrom West-Europas seinen Lauf nach dem Osten, als „Sonnentrotzer", wie die Alten die Donau nannten, weil sein Lauf gegen den Lauf der Sonne am Himmel gerichtet ist, und eben weil er diesen völkerverbindenden Lauf nimmt, ist er der Hauptstrom von Europa, und nach seinem Laufe müssen sich alle Hauptstraßen aus dem Abendlande nach dem Morgenlande und aus dem Morgenlande nach dem Abendlande richten.

Das Land aber, welches an dieser Durchbruchstelle der Scheidemauer liegt, ist von der Natur zum Kern der Donauländer diesseits und jenseits der Mauer bestimmt, das Volk, welches in diesem Lande wohnt, hat eine hohe staatliche Sendung und die Hauptstadt, welche am Länderthore erbaut ist, muß früher oder später zur Metropole der mittel-europäischen Länder und ihres Verkehres werden.

„Niederösterreich ist das interessanteste Ländchen der Erde", sagt V. Ritter von Streffleur. „Hier vereiniget sich auf kleinstem Raume der Typus aller Länder Europa's: das Hochgebirge, das Mittelgebirge, das Hochland und die Tiefebene aus Ungarn hereinragend. Zwischen den Alpen, dem Böhmerwald-Auslauf, dem böhmisch-mährischen Gebirge und den Karpathen, die alle sternförmig gegen Wien reichen, liegen eben so viele scharf begrenzte Haupttiefenlinien, welche alle Haupt-Communicationen Europas Wien zuführen. Alle Straßen aus der nördlichen Schweiz, von Paris, London und vom Rheine her, welche nach dem schwarzen Meere ziehen, müssen durch das Donauthal über Wien. Aus Norddeutschland, von der Weser und Elbe her, nach dem Südosten Europa's gehen die Wege durch Böhmen über Wien. In der Oder-March-Linie durch Mähren concentriren sich alle Wege aus dem Norden Europa's; die Hauptverbindung von Petersburg nach Florenz geht in gerader Linie über Wien, durchkreuzt von den Linien Paris, London und Constantinopel. Es liegt somit Wien im Kreuzungspunkte der europäischen Haupt-Communicationslinie und ist von allen Großstädten in der nächsten Verbindung mit dem adriatischen Meere bei Triest, dem mittelländischen bei Salonich und dem schwarzen Meere bei Küstensche und

Constantinopel. Ebenso hat keine Hauptstadt nach allen Richtungen hin so bald zu erreichende Wasserstraßen, nämlich längs der Donau nach Osten und durch den Ludwigs-Canal nach dem Rhein, dann nach der Moldau, Elbe, Oder, Weichsel und dem Dnjester." *)

Die geologischen Umgestaltungen der Erdrinde haben diese Stelle vorbereitet, damit die auf diesem Boden angesiedelten Völker die wichtige Sendung der Vermittlung zwischen dem Abendlande und dem Morgenlande übernehmen können und sollen.

Wenn wir uns auf den Ausläufer des Wiener Waldes, auf den Leopoldsberg bei Wien stellen und auf die Ausläufer der Karpathen bei Preßburg hinüber sehen, können wir uns mit der Hypothese der neuern Geologen befreunden, welche die Entstehung der breiten Länderpforte zu erklären sucht.

Wir stehen auf dem einen Thorpfeiler jener riesigen Mauer, welche aus Gebirgen anstatt aus Quadern aufgebaut hundert Meilen lang von Westen nach Osten durch Mittel-Europa streicht. Zu unsern Füßen stürzt das Land ab. Es ist hier in der Urzeit, wie Geologen behaupten, der Boden eingebrochen und stand viele Jahrtausende lang tief unter dem Wasser, das sich wie ein Meer ausbreitete, wo jetzt das Marchfeld vor unsern Blicken liegt.

Drüben am andern Ufer dieses Binnensees erhebt sich als der Gegenpfeiler des Thores ein anderes Gebirge, die Karpathenkette, deren Vorberge wir wenige Meilen vor uns in dunkelblauen Farben erkennen. Das ist die Gegen-Mauer der Alpen, ein zweiter Gebirgszug, welcher vom fernen Osten her in Siebenbürgen beginnend sich nach Westen hochgethürmt hundert Meilen lang gegen die Alpen heranzieht.

Wären die Ausläufer dieser Gebirge bis zur Berührung genähert geblieben, so wäre Mittel-Europa durch diese verbundenen Mauern in zwei Theile zerschnitten worden und alle Gemeinsamkeit der Sitten und Cultur, der Arbeit und Künste, des Handels und Verkehrs zwischen diesen Völkern diesseits und jenseits der Scheidungsmauer wäre abgeschnitten worden.

Die freundliche, friedliche, einigende Natur wollte aber die Verbindung aller dieser Völker zur gemeinsamen Lösung der höchsten Auf-

*) Oesterreich am Schlusse des Jahres 1866 in der österreichischen Zeitschrift, Jahrgang 1867, I. Heft.

gaben der Cultur und sie ließ einen breiten Durchgang offen, ein weites Thor, damit die Straßen vom Abendlande nach dem Morgenlande durchziehen können, auf denen sich die Völker begegnen und treffen, und die freundliche Natur that noch ein Uebriges — sie leitete den Donaustrom durch diese Pforte als bequeme Wasserstraße.

Hier nun an diesem Thore zwischen Norden und Süden, zwischen dem Abendlande und dem Morgenlande, hier an dem Knotenpunkte der Hauptstraßenzüge Mittel-Europa's, genau hier, wo die Donau aus den engen Alpenthälern hinaustritt in die Ebene, hier mußte eine Stadt entstehen und sich zu einer Hauptstadt und einem Stappelplatz des Großhandels ausbilden. Der Keim dieser Stadt mochte nun ein Castell der Krieger sein, welche hier am Länderthore Wache standen, oder das Fischerdörfchen Fabiana, es hatte den Freiheitsbrief und das Privilegium eines Handels-Emporiums und den Majestätsbrief einer Großstadt in seiner Wiege liegen, es konnte auch hoffen, daß sich hier Kaiser ansiedeln werden, und wenn im Jahre 180 am 17. März der römische Kaiser Marcus Aurelius starb, so konnten die Zeugen an seinem Sarkophage ihren Nachkommen versprechen, daß hier später viele Kaiser werden geboren werden und hier wohnen und über viele Völker herrschen.

Gar manche Hauptstadt in Europa mag um ihre Zukunft besorgt sein, daß sie in dem raschen Wechsel der Dinge und Zustände von ihrer Höhe herabsinken, um daß sie den Ruhm und Glanz der Residenz und den Rang einer Reichshauptstadt verlieren könne; Wien nicht.

Viele große Handelsstädte haben Rang und Ansehen an neu aufblühende Handelsplätze abtreten müssen — der Handel und Wandel ist beweglich und wandelbar. Was blieb von den mächtigen Handelsstädten Sidon und Tyrus, Chartago, Aquileja und Bardewick übrig als der Name?

Wien hat ein ähnliches Schicksal nicht zu besorgen; die Naturgewalten wachen, und der Künstler, welcher in Wien an der Erzherzog-Albrecht-Palastrampe den marmornen Danubius die Hand schützend über die gekrönte Vindobona halten läßt, hat die Autorität einer Offenbarung für sich.

Aber leicht sollte den Wienern ihre providentielle Aufgabe und ihr Wächteramt am Thore des Abendlandes nach dem Morgenlande nicht werden. Zur Thorwache braucht es helle Sinne, feste Herzen und starke Fäuste.

Um den Einlaß in die Pforte erbrennt der Kampf der Streitenden am heftigsten.

Hier an der Länderpforte auf dem Wahlfeld, das man von der Zinne des Stefansthurmes überschauen kann, sind die meisten Völker Europa's schon auf einander geprallt, um ihre Kraft zu messen: die Römer mit den Markomannen und Quaden; Karl der Große und seine Franken mit den Avaren; die Oberdeutschen mit den Magyaren und Mongolen; Otakar von Böhmen mit seinen Czechen gegen Bela mit dessen Magyaren und gegen Rudolf von Habsburg mit seinen Oesterreichern, Steiermärkern, Schweizern und Schwaben; die Süddeutschen vereinigt mit den Polen gegen die Türken mit ihren Völkerschwärmen aus Asien und Afrika; die Franzosen unter Napoleon mit seinen Verbündeten gegen die alleinstehenden Oesterreicher, und immer ist das Blut der Helden auf diesen schlachtgewohnten Feldern stromweis ausgegossen worden.

Es waren schwere Kämpfe um den Platz am Thore zwischen zwei Welten, wo das alte Wien Wache hielt, damit der Orient nicht das Abendland überwältige und seine Völker vernichte, und damit auch nicht die Völker aus dem Abendlande die Orientalen vertilgen, und Wien hat seine erste schwere Aufgabe gelöst, es hat den Schlüssel fest in der Hand gehalten, wie uns die Chronik erzählt, und gegen Schaaren von Hunderttausenden anstürmender Feinde seine Mauern vertheidiget, bis die Bedränger abziehen mußten, und es hat noch jeden Vergewaltiger mit blutigem Kopfe abgewiesen, denn frei will es über seine Geschicke entscheiden.

Allein nur diejenigen hat Wien zurückgewiesen, die trotzig mit dem Schwerte in der Faust an das Thor schlugen; wer freundlich grüßte und sittsam anklopfte, dem wurden die Thore weit aufgethan, und jeder war als Gast willkommen. Die Gastfreundschaft ist die zweite, die höhere Mission der Wiener Stadt.

Es fehlte ihr auch zu keiner Zeit an Gästen.

Hier an der breiten Heerstraße zwischen Nord und Süd, zwischen Westen und Osten kamen die Wanderer bald einzeln, bald zu großen Schaaren und zu ganzen Völkern.

Das Lied erzählt, wie die Burgunder mit Siegfrieds Witwe, der hochedlen Kriemhield, auf ihrem Brautzug nach Ungarn nach Wien kamen, wo sie der König Etzel erwartete, um die Hochzeit zu halten.

Din hohzit was gefallen an einen pfinxtac
Da der Künec Etzel bi Kriemhilde lac
in der stat ze Wiene.

Die Sage erzählt uns, wie Fürst Odoaker mit dem Volke der Rutuler auf seinem Zuge nach Italien hier bei Wien Rast hielt, und die Prophezeihung erhielt, er werde das römische Weltreich stürzen.

Die Geschichte erzählt, wie die nordischen Völker zur Zeit der großen Wanderung an Wien vorüber nach Süden zogen und auch Völker von den Alpen herabstiegen und von der obern Donau herunterkamen und längs den Ufern der Donau sich festsetzten. Denn es gefiel gar Manchen von den Heranziehenden hier am Rande des Wiener-Waldes, an den Ufern der blauen Donau so wohl, daß sie blieben und Hütten, Häuser, Burgen und Klöster bauten und die entwaldeten sonnigen Hügel mit Weinreben bepflanzten. Aus den Städten des römisch-deutschen Reiches folgten ihnen Handwerker nach und bauten hier Werkstätten des Kunstfleißes, erweiterten die Märkte zu befestigten Städten und richteten sich bürgerlich ein.

Da ward die schöne Gegend des Wiener-Waldes noch schöner und für alle Zuwanderer noch heimischer, wo die meisten der vielen Schiffer, die auf der Donau vorüber kamen, landeten, und nur wenige der großen Wandererschaaren zogen vorüber, ohne hier Gastrecht zu nehmen. Wenn dann die von oben kommenden Kaufleute den von unten herauf kommenden Kaufleuten in der gemeinsamen Herberge begegneten, so tauschten sie ihre Waaren, und die Stadt hier an der Völkerscheide zwischen dem Morgenlande und Abendlande wurde zum Markte und Stappelplatz. Wien erhielt die dritte Sendung des Culturberufes. An Waaren konnte es nicht fehlen, die Kaufmannschaft des Abendlandes mit seinen Gewerbsstädten war immer reich an Erzeugnissen des menschlichen Fleißes; das Morgenland ist noch reicher an den Schätzen der üppigen Natur.

Wie sich die Völker von hier und dort treffen, müssen sie das erkennen und nun zogen ganze Flotten und Caravanen mit Waaren beladen die breite Donaustraße auf und nieder.

Doch schon wieder schiebt sich eine kriegerische Episode dazwischen. Sieh dort! welche neue Schaaren kommen die Donau abwärts an Wien vorüber? Männer in Ringelpanzern, Ritter in eisernen Gewändern, gewaltige Streiter, auf ihren fliegenden Fahnen ein Kreuz, auf jedem wallenden Mantel ein Kreuz — Kreuzfahrer sind es.

Das Abendland zieht aus, das Morgenland zu erobern und bei Wien vorüber, durch die Donauländer wälzen sich die gewaffneten Völker. Und was war der Erfolg der ersten orientalischen Frage?

Das Abendland konnte im ersten Anfalle die überraschten Völker über den Haufen stürzen, aber es konnte das Morgenland nicht behaupten; seine ausgesandten Helden verbrannten an der Gluth der südlichen Sonnenstrahlen, sie erschlafften in der schwülen Luft, sie sanken unter den Streichen des krummen Säbels, und nur wenige kehrten zurück, um von den Gestorbenen und Erschlagenen zu erzählen.

Aber alle, die zurückkehrten, hatten die Schätze des Orientes gesehen, den Glanz seines Reichthums, die vielen Wunder seiner Kunst und sie erzählten auch und lobten und priesen das Morgenland, als das Ziel aller Menschenwünsche.

Ei, wie horchten die Leute daheim, wie schnellten die Kaufleute empor von ihren Verkaufsbänken.

„Auf nach Constantinopel! dem Aufgange der Sonne entgegen, nach der Levante, nach Bagdad, nach dem Lande Ophir, nach Indien!" so riefen alle und nun wählten entschlossene Kaufleute die Straße, welche die Kreuzfahrer gebahnt hatten.

Ein neuer gewaltiger Aufschwung des Verkehrs erfolgte. Wo früher einzelne Kaufleute zogen, sammelten sich ganze Schaaren, die Märkte der Krämer erweiterten sich zu den Hallen und Lagerstätten des Großhandels.

Staatskluge Fürsten begünstigten die Bewegung. Sie gaben den Kaufleuten schützendes Geleite, sie statteten größere Städte mit wichtigen Vorrechten aus: mit Stappelrechten und meilenweiten Bann-Privilegien. So kamen im Norden Köln und Leipzig empor, im Süden an der Donau Regensburg und Wien.

Lassen Sie uns ein solches Meß-Privilegium näher betrachten.

Die Stappelgerechtigkeit von Leipzig hatte einen Radius von fünfzehn Meilen als Bannkreis der Stadt mit Straßenzwang.

Jeder Kaufmann, der auf eine der Straßen im Umkreis dieser fünfzehn Meilen von Leipzig kam, wurde von einem bewaffneten Begleiter empfangen, der ihm das Geleite gab; er führte den Kaufmann mit seiner Waare nach Leipzig und hier mußte er sie auslegen und den Käufern auf der Leipziger Messe durch eine bestimmte Zeit feilbieten. Gab niemand den geforderten Preis, dann konnte er weiterziehen und wurde

wieder von dem bewaffneten Geleite an die Grenze des Umkreises dahin geleitet, wohin er wollte.

Das war eine wirksame Begünstigung des Meßplatzes und konnte Leipzig und Cöln und Regensburg und jede damit begnadigte Stadt zur raschen Handelsblüthe bringen.

Keine Stadt in Europa war zur Ausbeutung solcher Privilegien so günstig gelegen, als Wien, an dem Kreuzungspunkte des Welthandels zwischen Westen und Osten und zwischen Norden und Süden; es mußte aber den Vorrechten der Reichsstadt Regensburg an der Donau lang nachstehen. Der siebente Leopold, der glorreiche Babenberger, gab endlich seiner Hauptstadt in dem ersten geschriebenen Stadtrecht vom 18. October 1221 das Stappelrecht mit seinen umfangreichen Privilegien.

Nach diesen Vorrechten mußten alle Schiffe, welche die Donau herantrug, hier in Wien ihre Waaren ausladen und auf dem Wiener Marktplatze niederlegen und feilbieten. Aber nicht nur die Schiffe auf der Donau hielt die Stappelgerechtigkeit fest. Auch alle Kaufleute, welche aus Schweden, von Augsburg, Nürnberg und den anderen deutschen Städten über Regensburg und Passau, auf den Straßen nach Ungarn und in das Morgenland ihre Waaren führten, oder die Straßen aufwärts kamen, mußten ihre Waaren in Wien niederlegen, und auch alle Kaufleute, welche von Norden aus Böhmen, Polen und Rußland kamen, um nach Italien durch die Thalschlucht von Klamm und Schottwien und über den Semmeringpaß zu ziehen, oder die von Italien her diese enge Alpengasse gezogen kamen, mußten nach dem Straßenzwang durch Wien ihren Weg nehmen und hier dem Stappelrechte der Wiener Genüge leisten.

Von allen Seiten kamen viele und kostbare Güter. Im deutschen Reiche unter dem sächsischen Heinrich dem Städtegründer, in der goldenen Zeit der Ottone und unter den kunstliebenden Hohenstaufen hatten sich die Gewerbe mächtig gehoben; der Süden und das Morgenland sendete zum Austausch seine Naturschätze und die Wunderwerke orientalischer Kunst. Auf dem Wiener Stappelplatze häuften sich täglich die Waaren wieder an, so oft ihn auch die begierigen Käufer zu leeren versuchten. Die findigen Wiener wußten aber die Gelegenheit des Verdienens wohl auszubeuten.

Neben den Marktplätzen und Lagerstellen entstanden die Werkstätten der Bürger, welche den Vortheil des Verkaufes der Gewerbstoffe durch die Veredelung ausnützten.

Wir finden noch die Spuren jener Geschäftsblüthe an den uralten Namen der Plätze und Gassen, der Kaufhäuser und Höfe von Wien.

Bald auch erblühten aus der Wohlhabenheit der Bürger die Künste. Baumeister kamen und gründeten hier ihre Bauhütten, und es erhoben sich von ihrer Hand gebaut reichgeschmückte Bürgerhäuser, Paläste und Dome an der Stelle, wo der Wald bis auf den letzten einzigen „Stock-im-Eisen" ausgerottet wurde und die Weingärten machten neuen Gassen und Häuserreihen Platz. Bildhauer und Maler, Erzgießer und Goldschmiede, Dichter und Sänger kamen und machten die reiche Stadt zu dem schönen, fröhlichen Wien mit seinen Hof- und Bürgerfesten: dem Scharlachrennen, Bürgerstechen, dem Veilchenfeste, der Sonnwendfeier und lustigen Fastnacht.

Wien als der erprobte Wächter an der Länderpforte zwischen dem Westen und dem Oriente, dem Süden und dem Norden, Wien die gastfreundliche Stadt sah seine Treue und seine Gastlichkeit durch das Glück belohnt.

Allein die Tage, die Jahre und die Jahrhunderte folgen sich, aber sie gleichen einander nicht, wie das der Kaufmann am besten weiß, und wenn eine Stadt ihre sechzehn Jahrhunderte alt geworden ist, wie Fürstin Vindobona, da kann sie wohl auch von wechselnden Schicksalen erzählen.

Mit seinem Glücke und fröhlichen Uebermuthe hatte Wien das Schicksal herausgefordert, es hatte den Neid und den Trotz gar Vieler gegen sich geweckt.

„Müssen wir denn diesem stolzen Stappelplatz die theueren Mauthen und das Umschlaggeld und den Wiener Bürgern den Nutzen des Verkaufes geben?"

„Gibt es denn keinen andern Weg aus dem Abendland in das ersehnte Morgenland, als durch die engen Thore Wiens, an dessen Pfählen wir die Wolle hängen lassen?"

So fragten die Bayern, Schwaben, Thüringer und die Franken und die Flanderer und suchten nach Umwegen, und wer sucht, der findet.

Von allen die findigsten sind aber die Kaufleute, welche durch ihren Beruf gewohnt sind, immer zu suchen und zu erfinden, immer zu wägen und zu messen und Neues zu entdecken. Die Kaufleute wagten sich hinaus auf die See und fanden den Weg über Venedig und Genua nach dem Morgenlande.

„Die See ist breiter als die Donau," riefen sie freudig.

„Und auf der Meeresstraße stehen keine Mauthschranken," bemerkten Andere.

„Guter Weg ist nicht um!" rechneten noch Andere und nahmen immer weitere Umwege.

„Wie denn, wenn wir um Afrika herum nach Indien und in das Morgenland zu kommen suchten?" sagten die am äußersten Westen liegenden Portugiesen.

„Die Welt ist rund," behauptete der Nürnberger Kaufmann Martin Behaim, und wenn sie rund ist, calculirte er, so muß man auch nach Westen über den atlantischen Ocean schiffend geraden Weges nach dem Morgenlande gelangen und Indien finden.

„Ich wage es," rief der genuesische Schiffer Christophoro Columbo, der sich schon auf dem atlantischen Meere umgesehen hatte. „Ich wage die Fahrt, wenn ihr mir eine Flotte anvertraut."

Wir bewundern die Kühnheit. Ist sie denn nicht das Zeichen des Kaufmannes?

Suchen, immer suchen, ist sein Lebensgang.

Wagen ist sein Beruf und er ist den andern mit dem Fluge seiner Gedanken immer voraus.

Der Genuese hatte seine Noth, daß er statt der Flotte von zaghaften Leuten drei schlechte Schiffe erhielt und während er sich auf seinem weiten Weg nach Indien verirrte und einen neuen Welttheil fand, war ihm der Portugiese Vasco de Gama auf der Reise um die Südspitze von Afrika nach Indien zuvorgekommen und in Calcutta gelandet.

Als beide mit ihren Nachrichten glücklich heim kamen, jubelten die Völker des ganzen Abendlandes über den Doppelfund. —

Arme verlassene Donau, wer wird noch die alte Straße zwischen Westen und Osten befahren! Armes bei Seite geschobenes Wien! Was konnte dir deine Stappelgerechtigkeit und dein Straßenzwang noch nützen?

Der Sohn Genua's hat auch seiner Vaterstadt sehr wehe gethan. Sie sollte sinken, der Glanz von Venedig mußte erlöschen. Der Stern neuer Städte steigt im Westen empor, Lissabon, Amsterdam, Bremen, Hamburg, London liegen näher an dem Wege nach dem goldenen Indien!

So mußte es kommen und es kam im Laufe der Jahrhunderte auch so, die Wage sank zu Gunsten der Seestädte. Aber schwankt die Wage in der Hand des Kaufmannes nicht noch weiter? schlägt das Zünglein nicht bald nach rechts, bald nach links?

Kann man sich nicht wieder einmal erinnern, daß die Donau doch die kürzeste Straße zwischen dem Westen und dem Orient ist?

Noch fließen ihre Wellen eiligen Laufes von Westen nach Osten, von Norden nach Süden und rufen: Komm mit! kommt mit nach dem Wunderlande des Orientes, ich trage euch!

Freilich darf ihren freien Lauf kein Stappelrecht mehr sperren, freilich darf kein Straßenzwang die Frächter besteuern, mit der freien See kann nur der freie Fluß gleiche Waage halten; und hat Wien das Unglück wegen seiner Zwangsgewalt gestraft, so kann ein neues Glück seine Freiheitsliebe mit einer günstigen Wendung überraschen.

Diese Wendung ist eingetreten.

Die Freude über den gehofften Seeweg westlich nach Indien blieb unerfüllt. Ein ganzer Welttheil, Amerika, lagert sich zwischen Europa und Indien und sperrt den Schiffen den Weg. Der Weg von West-Europa um die Südspitze von Afrika wurde den Kaufleuten mit der Zeit zu lang und zu kostspielig. Sie suchten wieder nach kürzerem Wege und rechneten und maßen und beriethen sich mit Ingenieuren über die kürzeste Wasserstraße von Westen nach dem Oriente und sie fanden den Mann, welcher ihrer Ungeduld entgegen kam.

Lesseps durchstach die Landenge von Suez. Das Genie des Franzosen hat Afrika zur Insel gemacht, welche man nun auch östlich umschiffen kann.

Und noch ein zweites Wunder der Kunst veränderte im Osten alle Handelsverhältnisse. Die Stahlschiene legt sich unter den Frachtwagen und dieser eilt, vom Dampfer gezogen, dem Schiffe in seinem Laufe voraus.

Das See-Schiff hat das Monopol der Weltfracht verloren.

Von diesen zwei epochalen Ereignissen kann keine zweite Stadt in Central-Europa so großen Nutzen ziehen, als Wien. Durch sie kommt die unvergleich günstige Lage der alten Donau an der Länderpforte zwischen dem Westen und Osten und zwischen dem Norden und Süden wieder zur vollen Geltung. Noch immer ist hier der Knotenpunkt der Hauptstraßenzüge Europa's und keine Macht kann ihn verrücken.

In Wien schlingen sechs Bahnlinien ihren eisernen Knoten.

Ist das Zufall, ist das die Begünstigung der Vorliebe eines Machthabers?

Nein, es ist die Naturnothwendigkeit ihrer Lage, an der großen Länderpforte in der mittel-europäischen Gebirgsmauer.

Hier muß die Bahn von Hamburg nach Triest durch. Hier müssen die Hauptlinien aus den Niederlanden, dem deutschen Reiche und aus Rußland sich kreuzen.

Hier treffen sie mit der alten Wasserstraße der Donau zusammen, und hier muß sich ein Umschlag der Waaren nach Maß der gesteigerten Verkehrsverhältnisse vollziehen.

Wir stehen beim Anbruch dieser neuen Entwicklung des Verkehrslebens auf den neuen Kunstwegen. Nach Jahrhunderte langem Suchen auf immer größeren Umwegen, hat das Abendland wieder den ältesten kürzesten Verbindungsweg durch die Donauländer nach dem Orient aufgefunden.

Die Eile ist die Signatur unserer Zeit, die Ungeduld ihre Leidenschaft.

Das alte Straßenfuhrwerk ist ihr zu langsam, die Segelschifffahrt um das Vorgebirg der guten Hoffnung ist unerträglich geworden.

Wir fahren mit der Windsbraut um die Wette, wir schicken unsere Gedanken mit den Boten des Blitzes.

Geradeaus drängt uns die ungeduldige Eile, hemmt ein Fluß unsere Schritte, spannen wir eine Eisenbrücke darüber; liegt ein Thal vor uns, so bauen wir einen Viaduct darüber, um auf ebener Linie zu fahren; thürmt sich ein Gebirge vor unserm Wege auf, so bohren wir einen Tunnel durch die Felsen, um mit Schnellfahrtgeschwindigkeit weiter zu kommen. Die gerade Linie ist die goldene Linie in unserer Zeit, die zu Geld geworden ist.

Die gerade Linie von Norden nach Süden über den Semmering, die kürzeste Linie zwischen dem Westen und dem Oriente führt durch das Donauthal und über die Meerenge von Suez.

Der Eröffnung des Suez-Canales mußte die Regulirung der Donaustraße folgen, sie ist die Fortsetzung der kürzesten und daher besten Orientstraße.

Oesterreich hat seine Mission, welche schon in seinem Namen liegt, bei dieser Welthandelsaufgabe begriffen; Wien hat den Anfang zur Donauregulirung gemacht, um die gerade Linie fahrbar zu machen.

Und es ist bezeichnend für den Zusammenhang des vollendeten Suez-Canales mit der Donau-Regulirung, daß die bei dem Bau des Suez-Canales in Verwendung gestandenen Maschinen nach Wien gebracht

wurden, um bei der Donau-Regulirung in Anwendung zu kommen. Sie dienten hier derselben Aufgabe, den kürzesten Wasserweg zwischen Osten und Westen herzustellen, die Linie im Donauthale und jene über die Meerenge von Suez.

Die Eröffnung des Suez-Canales ist zum Ausgangspunkte einer neuen Weltverkehrsepoche geworden, in welcher die längste und breiteste Wasserstraße West-Europa's wieder eine vorragende Wichtigkeit gewinnt, und welche den Völkern der Donauländer neue, weittragende Aufgaben stellt.

Man hegte zu überspannte Erwartungen von dem überraschenden neuen Communicationsmittel der Eisenbahnen als den größten technischen Fortschritt des gegenwärtigen Jahrhundertes, als daß sie sich erfüllen konnten. Man hielt sie für einen vollständigen Ersatz der Wasserstraßen, für die wohlfeilste Massenfracht und hob noch die ungemeine Steigerung der Geschwindigkeit hervor, welche die Zugkraft des Dampfes auf der Eisenbahn und gar auf der Stahlschiene vor jener auf dem Wasser voraus habe.

Was die Personenfahrt betrifft, ist dieser Vorzug unbestreitbar, allein bei der Waarenfracht ließ eine längere Erfahrung die erwarteten Vorzüge der Bahnschiene vor der Wasserstraße zweifelhaft erscheinen. Allerdings läßt sich auf der Eisenbahn auch der Massentransport schwerer Güter als Eilfracht sehr beschleunigen; allein dann wird sie auch verhältnißmäßig theuerer. Ebenso erscheint es als ein großer Vorzug der Schiene, daß sie viel größere Höhenzüge und Gebirge überschreiten kann, als der mit Schleußen ausgestattete Wasser-Canal, allein auch hier wieder nur mit sehr steigenden Unkosten.

Die Gebirgsbahnen erweisen sich nicht nur in ihrer Anlage, sondern auch in ihrem Betrieb als sehr theuere Communicationen.

Wie der Canal, so ist auch die Eisenbahn nur auf der Ebene ein vorzügliches Verkehrsmittel. Da aber die Zugkraft auf dem Wasser das sechsfache derselben Zugkraft auf der Schiene leistet, so bleibt die Wasserfracht gegenüber der Bahnfracht in demselben Verhältnisse wohlfeiler.

Wir können uns daher nur noch an der größeren Schnelligkeit der Bahnfracht als neue Errungenschaft der Eisenbahnen halten, und wenn wir den Durchschnitt der Lieferzeiten im Ganzen und Großen berechnen, so ergibt sich nur eine nahezu doppelte Geschwindigkeit der Frachtenbewegung zwischen großen Entfernungen gegenüber der frühern Verfrachtung auf guten Kunststraßen. Der Aufenthalt auf den vielen Haltstellen,

die Hemmung auf den Kreuzungen, die Umladungen und die großen Umwege, welche die Eisenbahnen machen, verzögern die Durchschnittsbewegungen in diesem überraschenden Maße.

Nachdem nun auch die Wasserstraßen den Dampfbetrieb der Schiffe aufgenommen und die Thalfahrt wie die Bergfahrt beschleuniget haben, so kommt die Billigkeit des Verkehrs auf Flüssen und Canälen zur vollen Geltung und weit entfernt, daß die Eisenbahnen die Wasserstraßen außer Gebrauch setzen, haben sie vielmehr die Schifffahrt auf allen Wasserstraßen gehoben und gefördert.

An beiden Ufern des Rheines laufen Eisenbahnen, dazwischen mehrte sich von Jahr zu Jahr die Zahl der Dampfschiffe und wächst ihre Tragfähigkeit.

In Belgien ziehen drei Straßenlinien: der Canal, die alte Kunststraße und die neue Eisenbahn gleich benützt neben einander durch das Land.

Die fortdauernde Ausbildung der Wasserstraßen neben den Eisenbahnen darf in Großbritannien, dem Staate mit der größten Handelsflotte auf der Erde, nicht überraschen; aber auch in Frankreich, welches das zweckmäßigste Bahnnetz ausgebaut hat, fand man es für volkswirthschaftlich geboten, die Wasserstraßen in gleichem Maße auszubilden und zu vermehren. Frankreich hat neben seinem Eisenbahnnetze 1500 Meilen Wasserstraßen, geregelte Flüsse und Canäle mit einem Kostenaufwande von 385,000.000 Franken hergestellt, und weitere 385 Meilen mit einem Kostenvoranschlag von 333,000.000 Franken sind in Bau begriffen.

Auf den für den Betrieb eröffneten französischen Wasserstraßenstrecken beträgt der Verkehr 5 Milliarden Zentner-Meilen. Im Seine-Becken erreicht der durchschnittliche Verkehr auf der Meile 10,000.000 Zentner.

Auf dem Rhein betrug der Güterumschlag in allen Häfen zusammengenommen in den Jahren 1866 und 1871: 110 Millionen und 121 Millionen Zentner.

Auch die Elbe ist in Oesterreich streckenweise schon auf beiden Ufern von Eisenbahnen begleitet, und dabei steigt der Verkehr auf dem Flusse zum Beweise, daß Bahnen- und Wasserstraßen sich nicht ausschließen, sondern vielmehr einander ergänzen und fördern.

Auf der Elbe wurden im Jahre 1876 allein an Braunkohle 10 Millionen Zentner auf der Thalfahrt verschifft.

Die französischen Flüsse, sowie der Rhein und die Elbe als die wichtigsten Wasserstraßen Deutschlands stehen der Donau an Wichtigkeit weit nach. Die Donau, die Königin unter den europäischen Strömen, ist von Natur bestimmt, den Weltverkehr zu vermitteln und das Abendland mit dem Morgenland zu verbinden. Seit der Eröffnung des Canales von Suez ist sie zu einem Gliede der neu eröffneten Weltstraßen zwischen Central-Europa und Asien geworden, und der Britte, welcher vor einigen Jahren mit einem Kahn aus London aus dem Hafen von Rotterdam den Rhein aufwärts durch den Ludwigs-Canal in die Donau einlief und auf der Donau abwärts bis in das schwarze Meer ruderte, hat die Bahn bezeichnet, welche der Welthandel nach weiten Umwegen wieder aufsucht, und nicht mehr auf die Länge vermeiden kann.

Wohl ist die Donau noch durch große Hindernisse unterbunden und die Schifffahrt erschwert. Hier ist das Fahrwasser zu schmal, dort zu seicht, hier voll Klippen, dort versandet und verschlammt; noch auf langen Strecken ist die Donau ein wildes ungeberdiges Wasser, dem die künstliche Nachhilfe der Menschenhand fehlt. Das ist aber der Brauch der Natur allezeit und allerorts; sie überläßt den Menschen einen Hauptheil der Arbeit, um mit ihnen sich in das Verdienst und in die Ehre des Erfolges zu theilen.

Mehrere Volksstämme haben sich auf dem Donaugebiete angesiedelt; von den Deutschen die Schwaben, die Franken, Bayern und Oesterreicher; die slavischen Stämme der Čechen, Slovenen, Ruthenen und Russen, die Serben, Kroaten und Bulgaren, die Magyaren, Rumänen und Türken.

Sie alle genießen die Vortheile des Donauverkehres und sind daher an seiner Ausbildung, Förderung und Erweiterung betheiliget, zunächst aber die Oesterreicher, welche den schönsten und den besten Theil des Stromes besitzen.

Oben auf der bayerischen Hochebene ist die Donau noch schmal und seicht, auf den ungarischen Tiefebenen fließt sie in ungebundener Laune in wechselnden Gerinnen, die Ufer bei jeder Fluth mit Verheerung bedrohend und die Ansiedler aus der Nähe vertreibend; auf ihrer letzten Strecke endlich versumpft sie das Land und vereitelt sie die Kultur des Bodens.

Die Oesterreicher haben das tief in die Berge eingeschnittene herrliche Donauthal, dem Rheingau vergleichbar mit Weinbergen und Obstgärten und reizenden Ufern, wo gut zu wohnen ist, und sich Städte

und Dörfer, Burgen und Schlösser, Klöster und Kirchen, Lusthäuser und Ziergärten in langer ununterbrochener Reihe hinziehen.

An der österreichischen Donau schlingen auch die einmündenden Straßen und Bahnen ihre Knoten und an jeder solchen Stelle entstehen Häfen und Umschlagplätze, den Verkehr belebend.

Alle überragt an Wichtigkeit Wien als die eigentliche Donaustadt und Metropole der Donauländer.

Oesterreich hat damit auch die Hauptaufgabe an der Ausbildung dieser Wasserstraßen erhalten, und von hier erwarten andere Staaten Antrieb und Aneiferung, Vorbild und Leitung. Die Ausbildung der natürlichen Wasserstraßen beginnt immer mit der Wegräumung der Hindernisse und der Besserung der gefährlichsten Stellen.

Das größte Hinderniß der Donaufahrten in den Grenzen von Oesterreich war der Strudel und der Wirbel bei Grein. Am Strudel theilten die aufragenden Klippen das Fahrwasser in drei Bahnen: das Waldwasser, den Wildriß und den Strudel. Das Waldwasser und der Wildriß sind zu eng, als daß der Schiffer bei niederm Wasserstand größere Fahrzeuge durchbringen könnte, der Strudel enthielt die großen Riffe, und der Absturz war hier am stärksten; doch blieb dem Schiffer keine andere Wahl, als den Weg mit der augenscheinlichsten Gefahr hier zu nehmen. War die Fahrt geglückt, dann erneuerte sie sich kaum 1000 Meter weiter unten in anderer Weise. Der Haustein, eine breite Felseninsel warf sich dem über den Strudel noch in rasender Eile heranfluthenden Strom entgegen und trieb das Schiffwasser gegen die nördliche Uferwand, den langen Stein, wo es im Rückstoße dem nördlichen Flußwasser begegnete und bei niederm Wasserstande zu einem Wirbel gedreht wurde, dessen tiefer Trichter die Schiffe hinabzog.

Strudel und Wirbel, die Carybdis und Scylla des Nordens, waren die verrufensten Flußstellen des deutschen Reiches, gefürchteter als der Lurleifelsen des Rheines durch alle Jahrhunderte der deutschen Donaugeschichte. Da bannte eine thatkräftige Frau den Schrecken der Schiffer. Die Kaiserin Maria Theresia ließ die Riffe sprengen. Der Navigations-Ingenieur Liske leitete die Arbeit, die im Jahre 1777 begonnen und 1791 vollendet wurde. Der Strudel und der Wirbel ist dem vorsichtigen, sorgsamen Schiffer nicht mehr gefährlich.

Dem Beispiele der Kaiserin folgte der bayerische König Ludwig I., welcher die Riffe in der Schiffersprache das „Gehäkelt" unterhalb

Vilshofen nächst dem Dorfe Sandbach, wo sich der durch die felsigen Ufer eingeengte Fluß in reißendem Lauf über dieselben herabstürzt, abbrechen ließ. König Ludwig nahm auch den Entwurf Kaiser Karl des Großen, einen Canal zwischen der Donau und dem Rheine herzustellen, wieder auf und ließ das Werk in den Jahren 1836—1845 ausführen. Dieser Canal beginnt bei Bayerisch-Dietfurt, fünf Meilen ober Kelheim, bis wohin die Altmühl mittelst Durchstiche schiffbar gemacht ist, wendet sich nach Nürnberg, um das Regnitzthal zu gewinnen und mündet bei Bamberg in diesen Fluß, der sich eine Stunde unter Bamberg in den schiffbaren Main ergießt. Der Canal ist 23 Meilen lang, hat 94 Schleußen und 22 Häfen und kostete 10 Millionen Gulden.

Der von Kaiser Karl IV. geplante Canal, welcher die Elbe durch die schiffbar gemachte Moldau und den Regen mit der Donau verbinden sollte, blieb, von dem Holzschwemm-Canal eines Privaten abgesehen, unausgeführt, weil bei der neuern Anregung des Planes unter Kaiser Ferdinand I. die zur Begutachtung aufgeforderten Techniker der Schienenverbindung den Vorzug vor dem Canal gaben, was denn auch die Veranlassung des Baues der ersten Eisenbahn auf dem Continente gab, welche Franz Ritter v. Gerstner von Budweis bis Linz in den Jahren 1824—1832 ausführte. Gleich darauf wurden die Eisenbahnen mit Dampfwagenbetrieb von der Donau bei Wien gegen die Oder begonnen, welche einen Donau-Oder-Canal ersetzen sollten.

Es war in der ersten Eisenbahnzeit mit ihren fliegenden Hoffnungen auf deren unvergleichliche Vorzüge. Man ist davon zurückgekommen und in der neuesten Zeit wird der Plan des Donau-Oder-Canals wieder aufgenommen, wie eben die Bedeutung der Donau als der herrschende Strom Central-Europas mehr und mehr erkannt wird. Die mit dem Rhein, der Elbe und der Oder durch Canäle verbundene Donau, und an der Donau Wien als Hauptumschlagplatz für das Netz der sich hier kreuzenden Eisenbahnen ist die wichtigste Aufgabe der Handelsverbindung zwischen dem Abendlande und dem Morgenlande, die Ergänzung der Suezstraße.

Gerade hier bei Wien, wo die Donau nach langem, zwischen Bergen eingeengten Laufe mit der Kraft eines Bergstromes und einer Geschwindigkeit von zwei Meter in der Secunde sich über die Ebene des Wiener Beckens ergießt, geberdete sie sich in solcher unbändigen Wildheit, daß

sie die von ihren Ueberschwemmungen erschreckte Stadt mit einseitigen Dämmen von sich abwehrte und auf das gegenseitige niedrige Ufer trieb.

Das mochte angehen, so lange man auf dem Strom nur mit Flößen und kleinen Fahrzeugen: Kelheimer Sechserinnen und Neunerinnen, Gamseln, Plätten und Zillen schiffte; als aber die Dampfschifffahrt aufkam, nachdem der Fünfkirchner Anton Bernhard 1817 den ersten Versuch machte, ein Dampfboot auf die Donau zu setzen, 1830 die englischen Schiffbauer John Andrews und Joseph Pritchard den ersten Dampfer von 60 Pferdekraft von Stappel ließen, als Freiherr Puthon und Benevenutti die erste Dampfschifffahrtsgesellschaft gründeten und die Donauflotte im Jahre 1865 auf 134 Dampfer und 523 Schleppboote anwuchs; da sah man ein, daß die ungeregelte Donau bei Wien, auf ihren durch die Auen launenhaft hin und her windenden Fluthen mit jährlich wechselnder Tiefe der Schifffahrt, welche hier 10 Millionen Zentner Waaren ein- und auslädet, nicht mehr genüge, und Kaiser Franz Joseph, unter dessen Herrschaft Wien sich zu einer Großstadt erhob, gab auch die Anregung zu einer Stromregulirung, wie sie in ihrem ersten Angriffe und in ihrer raschen Ausführung zu den seltenen Fluß-Bauunternehmungen gehört. Nach diesem Plane soll eine neue Zwillingsstadt von Wien an den kunstvollen neuen Ufern entstehen, welche die Donaustadt genannt, Wien erst seiner Bestimmung als den wichtigsten Handelsplatz der Donauländer zuführen wird.

Der erste Angriff ist gelungen. Mit einem Aufwande von mehr als 24 Millionen Gulden ist der wilde Strom zwischen wohlbefestigten Ufern auf der Strecke einer Meile eingedämmt und wälzt seine Fluthen in geregeltem Laufe an den Quaimauern vorüber. Fünf Eisenbrücken, die zusammen mehr als zehn Millionen kosten, tragen die Trains von drei Bahnen und die Wagenzüge zweier Reichsstraßen in einer Höhe über den Strom, daß die Dampferflotte ungehindert durchziehen kann. Landungsplätze, Häfen, Waarenhallen und Entrepots statten die Ufer aus, Bäder- und Badhallen schmücken sie, Gasthöfe und palastähnliche Häuser sind als Anfänge der neuen Stadt in Bau genommen.

Es sind nur Anfänge, die neue Stadt, die Magazine, die Hafenplätze und der Uferbau selbst sind nur Anfänge, denn die Donauregulirung ist eine Riesenaufgabe, die nicht in einem Jahrzehnt gelöst werden kann.

Die Donauregulirung, so weit sie dem Lande Niederösterreich zur Aufgabe gestellt ist, schließt erst mit der Verlängerung bis Hainburg und

dort geht die Fortsetzung der Aufgabe an Ungarn über. Der Oberbauleiter der Donauregulirung bei Wien, Hofrath Gustav Ritter v. Wex schildert die Zustände des Stromes nach dessen Eintritt auf die kleine ungarische Tiefebene in folgender Weise:*)

„In der zehn Meilen langen Strecke von Preßburg bis Gönyö ist die Donau in drei Arme getheilt, das Strombett, in vielfältigen Serpentinen sich schlängelnd, ist mit vielen Inseln und Sandbänken angefüllt, so daß diese Stromstrecke als die verwildertste des ganzen Laufes bezeichnet werden kann.

„Die Ursachen dieser Stromverwilderung sind: Die Theilung des Stromes, die plötzliche Verminderung des Gefälles und die Abnahme der Stromgeschwindigkeit, welche bei Wien noch sechs bis acht Fuß beträgt, auf drei bis vier Fuß, daher die unvermeidliche Ablagerung der aus der oberen Gebirgsgegend herabgeschwemmten Sand- und Schottermassen im Strombette.

„In dieser Stromstrecke hat die Schifffahrt mit den meisten Hindernissen zu kämpfen, weil die Stromrinne nach jedem Hochwasser wechselt und weil bei den vielen Stromseichten das von einem Remorqueur in acht bis zehn Schleppschiffen aus der untern Gegend bis Gönyö gebrachte Frachtgut von 40.000 bis 50.000 Zentnern beim Eintritt kleiner Wasserstände getheilt und mit vier bis sechs Dampfbooten nach Wien geführt werden muß."

Bei Komorn vereiniget sich der Strom wieder, zwischen Gran und Waizen treten rechts der Bakony-Wald, links das Neograder Gebirge an die Ufer heran, den Strom im Plintenbergerpaß zu einem engen, tiefen Bette einengend, und nun tritt er mit einer scharfen Wendung aus der östlichen Richtung nach Süden in die niederungarische Tiefebene ein.

Ritter von Wex sagt: „In dieser 107 Meilen langen mittleren ungarischen Donaustrecke münden die wasserreichen Drau, Save und Theiß ein, wodurch das Wasser so bedeutend gesteigert wird, daß die Schifffahrt überall eine hinreichende Wassertiefe von zehn bis fünfzehn Fuß findet.

„Die Breite des Stromes beträgt 200 bis 400 Klafter, das Gefälle einen halben bis dreiviertel Zoll auf 100 Klafter, die Geschwindigkeit zwei bis zwei und einen halben Fuß in der Secunde. Hier werden

*) Ueber die Schiffbarmachung der Donau. Wien 1872.

Remorqueurs von 200 Pferdekraft, dann auch Propeller von 20 bis 35 Pferdekraft verwendet, deren Leistungsfähigkeit bei der Bergfahrt 200 und bei der Thalfahrt 250 Zentner für eine Pferdekraft beträgt, die mithin drei bis viermal so groß ist, als in der Stromstrecke oberhalb Wien. Aus diesen Ziffern wird ersichtlich, daß die mittlere Donaustrecke schon für sich allein betrachtet eine längere und vorzüglichere Wasserstraße ist als der Rhein und die Elbe."

Dabei ist leider ein Umstand in Erwägung zu nehmen, der sich auf den nachtheiligen Wechsel der Wasserstände bezieht.

Diese beeinträchtigen die Dienstleistung der Donau als Wasserstraße gerade auf ihrem Laufe in den Tiefebenen am meisten.

Schon ein Blick auf die Landkarte zeigt den Unterschied der Uferansiedlungen an ihrem Unterlaufe im Vergleich mit ihrem Oberlaufe in Bayern und ihrem Mittellaufe in Ober- und Niederösterreich. Von Passau bis Preßburg, auf einer Strecke von 60 Meilen, liegen an beiden Ufern der Donau 17 Städte, 29 Marktflecken und 160 Dörfer, also auf eine Strommeile mehr als drei Ortschaften, während auf der Tiefebene von Ungarn die Städte, Marktflecken und größeren Ortschaften mit sehr wenigen Ausnahmen sich von den Ufern des wilden, weitspurigen Stromes stundenweit fernhalten mußten, um nicht von den wiederholten Ueberschwemmungen in jedem Jahr gefährdet zu sein. Es fehlt der Donau hier das natürliche feste Gestade, welches Hafenanlagen und sichere Landeplätze zuläßt, und damit fehlt der größte Nutzen als Verkehrsmittel für die Bevölkerung des anliegenden Landes.

An der Nieder-Elbe, am Nieder-Rhein und auch am Po, auf dessen Laufe durch die Tiefebene Oberitaliens, liegen die Verhältnisse ganz anders, und der Vergleich führt zu dem überraschenden Ergebniß, daß an diesen Flüssen auch auf der Ebene die kleinen Ortschaften und die großen Städte ganz nahe an dem Fluß erbaut sind, weil es hier die Beseitigung der Ueberschwemmungsgefahr zugelassen hat, freilich einmal durch eine Begünstigung der Natur und dann durch das Verdienst der Uferbewohner.

Es wurde schon darauf hingewiesen, daß der Rhein durch den Bodensee und mehrere größere Seen an seinen Nebenflüssen, der Rhone durch den Genfersee, und der Po durch mehrere Seen an seinen Nebenflüssen natürliche Sammelteiche besitzen, welche die Wasserstände regeln und ausgleichen.

Der Elbe fehlen diese natürlichen Wasser-Reservoirs, die Kunst hat aber einen Ersatz an den vielen Tausenden Teichen in Böhmen geschaffen, deren Oberfläche zusammengerechnet, die des Bodensees übertrifft.

Der Donau fehlen diese natürlichen Seen und auch die Teiche, welche eine ausreichende Einwirkung auf die Mäßigung und Ausgleichung der hohen und niederen Wasserstände ausüben könnten. Sie hat eine wildere, unausgeglichene Natur als die früher genannten Flüsse, und es wird daher weit schwieriger ihre Ufer zu regeln.

Allein die Uferanwohner an der unteren Donau haben sich auch im Vergleiche mit den Anwohnern des Nieder-Rheines, der Nieder-Elbe und des Po einer großen Vernachlässigung schuldig gemacht.

Die Bewohner der Niederlande an der Nordsee haben in dem Kampfe mit den Wellen des Meeres den Bau fester Dämme und Teiche gelernt und zur Kunst ausgebildet, und diesen Schutz, womit sie der See festes Land abgerungen haben, auch gegen die Ueberschwemmungen der Flüsse angewendet, welche sich in die Nordsee ergießen. Sie haben die Elbe und den Nieder-Rhein so eingedämmt, daß der Wasserspiegel streckenweis höher liegt als das außer den Teichen anstoßende flache Land und sie halten das Schiffwasser in diesen künstlichen Ufern fest. Dadurch haben sie drei Vortheile erreicht, sie haben Land gewonnen, das Land von zeitweiligen Ueberschwemmungen geschützt und zugleich das Schiffwasser geregelt und verbessert.

Was den Niederländern an der Elbe, der Weser und dem Rhein gelungen ist, haben auch die Italiener an dem Po ausgeführt. Freilich ist es hier die Arbeit und die Sorgfalt vieler Geschlechtsfolgen der Uferbewohner, welche die Dämme bauten, unablässig erhöhten und durch eine strenge Ueberwachung und Sorgfalt sicherten.

In Ungarn hat sich die Bevölkerung erst an die ausgedehnte Eindämmung der Nebenflüsse gewagt, die Donau fließt noch ungebunden durch das Land und überschwemmt und verheert, was sie will und mag. Den Schaden tragen hier zumeist die nächsten Uferbewohner.

Anders verhält es sich mit einem Hindernisse der Donauschifffahrt, das in den Kataraken und klippenvollen Stromschnellen zwischen Bazias und der serbischen Ortschaft Sibb liegt, wo sich die Donau auf einer Strecke von 16 Meilen durch die Schluchten der südlichen Karpathenkette drängt und windet.

Ritter v. Wex erzählt: „Die Strombettbreite wechselt daselbst zwischen 500 bis 85 Klafter. Die beiderseitigen Gebirgsabhänge erheben sich fast vertical mehrere hundert Klafter hoch. Das Bett des Stromes ist meist sehr tief, an vielen Stellen bis auf 100 und bis auf 170 Schuh. Es ist merkwürdig, daß diese Tiefen im Laufe der Jahrtausende von dem durch die Hochwässer mitgeführten Sande und Schlamme nicht ausgefüllt wurden. Der allgemeinen Vertiefung des Strombettes haben nur acht quer über das ganze Strombett setzende Felsenbänke von ungefähr 5000 Klafter Länge Widerstand geleistet.

„An diesen acht Felsenbänken haben sich Stromschnellen, Ueberstürze und Katarakte und wieder Stromseichten gebildet, welche die Schifffahrt sehr erschweren, gefährden und bei kleinen Wasserständen ganz unmöglich machen."

So viele Völker im Laufe der Zeiten sich hier ansiedelten, noch keines hat sich an die Beseitigung dieses Schifffahrtshindernisses gewagt. Die Römer, welche die Donau zum Grenzstrom ihres Reiches hatten, verstanden es nicht, die hemmenden Felsen im Fahrwasser zu beseitigen und Kaiser Trajan begnügte sich damit, daß er an den Felswänden des rechten Ufers eine 6 bis 8 Fuß breite Straße ausmeiseln ließ. Die Nachfolger der Römer im Lande wagten sich auch nicht an die Sprengung der gefürchteten Felsenriffe und beschränkten sich darauf, nach dem Vorschlage des um die Donauschifffahrt hochverdienten Grafen Stephan Széchényi von Bazias bis Alt-Orsova auf dem linken Ufer eine gute Straße herzustellen. Sind niedere Wasserstände, so wird die Schifffahrt an dieser Strecke unterbrochen und Personen und Waaren werden auf dieser Landstraße weiter befördert. Sind die Wasserstände günstig, so wird eine Ueberladung der Waaren von den großen Dampfschiffen auf kleine Schiffe mit seichter Tauchung vorgenommen, oder auch eine einzelne Beförderung der Schleppschiffe. Ritter v. Wex berichtet:

„Auf der Strecke unterhalb des eisernen Thores hat der Strom eine Tiefe von 20 bis 50 Fuß und Remorqueurs von 200 Pferdekraft, welche bei Mittelwasser 10 bis 14 Schlepper mit 50.000 bis 70.000 Zentnern ziehen.

„Beim Frachtentransport stromaufwärts durch das eiserne Thor muß jeder Remorqueur von 200 Pferdekraft, welcher 10 beladene Schleppschiffe zu 5000 Zentner bis Turn-Severin bringt, selbst bei günstigem Wasserstand jedes Schleppschiff einzeln, jedoch auf 4500 Zentner erleichtert

durch das eiserne Thor führen, sonach selbst die gefährliche Hin- und Rückfahrt zwanzig Mal wiederholen.

„In ähnlicher Art ist der Vorgang an den sieben andern Stromschnellen, dann auch bei der Thalfahrt und es gehört ein eigenes Studium dazu, um die verschiedenen Combinationen der Verschiffungen über die acht Stromschnellen bei verschiedenen Wasserständen zweckentsprechend einzurichten, weil jede einzelne Felsenbank bei einem andern Wasserstande unfahrbar wird.

„Treten seichte Wasserstände ein, dann müssen die Personen die Zwischenstrecken auf Wagen übersteigen und die Waaren auf der Achse auf der Uferstraße bei der Thalfahrt bis Turn-Severin und bei der Bergfahrt von letztgenanntem Orte bis Bazias geführt und wieder auf die daselbst in Bereitschaft gehaltenen Schiffe verladen werden, um die Weiterfahrt auf der Donau fortzusetzen.

„Daß die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft zur Erhaltung dieses äußerst schwierigen Wasser- und Landverkehrs in der nur spärlich bewohnten Gegend sehr viele Schiffe verschiedener Gattung, Lootsen, Packer, Träger, Wagen und Pferde halten muß, welche sehr große Kosten verursachen, ist einleuchtend. Die Kosten für die Haverien an Dampfbooten betragen allein im Durchschnitte jährlich 25.000 fl.."

Das eiserne Thor ist das größte Hinderniß der gesunden Entwicklung der Donauschifffahrt, die achtfachen Steingürtel des Stromes unterbinden hier den Verkehr des Abendlandes und des Morgenlandes in der bedauerlichsten Weise und vereiteln die Naturbegünstigung der gesammten Donauländer. Ihre Beseitigung ist daher die dringlichste Aufgabe der Donauregulirung.

Ist sie denn unausführbar?

Nichts weniger als das.

Hofrath Ritter v. Wex, der Oberbauleiter der Donauregulirung bei Wien, veranschlagt*) die Kosten zur vollständigen Beseitigung der Schifffahrtshindernisse an den beschriebenen acht Felsenbänken auf $4^1/_2$ Million Gulden. Es ist das kaum der sechste Theil der Kosten der nur eine Meile langen Donauregulirung bei Wien.

*) Ueber die Schiffbarmachung der Donau am eisernen Thore und an den sieben Felsenbänken oberhalb Orsava, Wien 1872.

Unterhalb des eisernen Thores findet die Schifffahrt auf dem breiten tiefen Strom bis nahe an seine Mündungen kein bedeutendes Hinderniß mehr, und ein Vergleich der Leistungsfähigkeit der Remorqueure auf dieser Stromstrecke mit jener auf der Elbe und dem Rheine mag ihre Vorzüge in Ziffern deutlich machen.

Die Elbe ist von Melnik bis Hamburg auf 100 Meilen mit Dampfbooten von 50 bis 70 Pferdekraft befahrbar, welche 6000 bis 8000 Zentner schleppen, daher die Zugkraft derselben 85 bis 160 Zentner für eine Pferdekraft beträgt.

Der Rhein wird von Mannheim bis Rotterdam auf einer Länge von 66 Meilen mit Dampfbooten von 80 bis 100 Pferdekräften befahren, welche bis 20.000 Zentner in einem Zuge führen, daher die Zugkraft derselben bei 200 Zentner auf eine Pferdekraft beträgt. Die Donau wird von Donauwörth bis zum schwarzen Meere auf eine Länge von 346 Meilen mit Dampfern befahren, welche auf der obern Strecke von 25 bis 100 Pferdekraft einer Zugkraft von 50 Zentnern für eine Pferdekraft haben; auf der mittlern und untern Donaustrecke werden Remorqueurs von 200 bis 400 Pferdekraft verwendet, welche 50.000 bis 70.000 Zentner auf einmal schleppen und eine Leistungsfähigkeit von 250 bis 350 Zentner für eine Pferdekraft ausüben.

„Aus der Vergleichung dieser Ziffern“, so schließt Ritter v. Wex, „wird ersichtlich, daß die Donau die vorzüglichste Wasserstraße Europa's ist.“

Sie soll aber noch einmal und zwar auf der letzten Strecke Hindernisse finden, welche ihre Schifffahrt hemmen, ihre Segnungen beeinträchtigen und ihre Aufgabe, das Abendland mit dem Morgenlande zu verbinden, in Frage stellen; das ist die fortschreitende Versandung ihrer Mündungen und die Versumpfung ihres Delta, welches zehn Meilen vor dem Meeresufer beginnt.

Hier kann nur die Kunst helfen und die Pflege der Menschenhand. Es reicht dazu aber nicht eine einmalige große Anstrengung hin, wie bei den Felsensprengungen am Strudel und Wirbel, eine Aufgabe, die Oesterreich gelöst hat, oder die Regulirung der Stromschnellen und Katarakten am eisernen Thore, eine Aufgabe, welche Oesterreich noch zu lösen hat; die Aufgabe an den Donaumündungen ist eine dauernde, die Vertiefung des Schiffwassers an versandeten Stellen und der Dammbau hier und die Herstellung und Erhaltung der Deiche ist eine bleibende, sorgenvolle Arbeit, welche nur in den treuen Händen dem Flusse seine Schiffbarkeit sichert.

An der Schiffbarkeit der Donaumündungen sind alle Donauländer betheiligt, an der Verbindungsstraße des Abendlandes mit dem Morgenlande alle an dieser Verkehrslinie wohnenden Völker, aber kein Staat mehr als Oesterreich, welches für die Verbesserung des Stromes schon die größten Opfer brachte, noch gegenwärtig bringt und daraus ein Recht ableiten kann, auch von den anderen anwohnenden Völkern gleichwerthige Opfer zu fordern, um den Nutzen aus seinen Auslagen zu erlangen.

Das Stammland von Oesterreich ist nicht nur deßhalb der Kern der Donauländer, weil es das schönste Donauthal, den Prachtgau der Donau und die beste Donaustrecke als Wasserstraße mit den besten Umschlagplätzen und Häfen, darunter Wien und die Quais seiner Donaustadt besitzt, sondern auch um deßwillen, weil es mit dem nützlichen Strom seine Geschichte fest verwebt weiß, weil es von den ältesten Zeiten an seine festesten Burgen und Schlösser, seine größten Klöster und Kirchen, seine schmucken Städte, freundlichen Dörfer und Weiler an seine Ufer baute, die Berglehnen mit Reben und Obstbäumen und anderen reichen Pflanzungen schmückte, weil es die Lebensader des Verkehrs zu allen Zeiten mit seiner besten Manneskraft und seinem warmen Herzblute vertheidigte, und endlich weil es die schöne blaue Donau durch alle Zeiten ehrte und hegte und pflegte.

Das anwohnende lebensfrohe Volk erinnert sich dankbar der vergangenen Geschichte des Stromes, es erfreut sich seines Segens, es ahnt die reiche Zukunft der Wasserstraße zwischen dem Occidente und dem Oriente, und wird der ihm gewordenen Aufgabe an dieser wichtigsten Stelle in Europa wohl immer eingedenk sein, es wird ja schon durch den Namen „Oesterreich" an die Sendung gemahnt, die es im Osten zu erfüllen hat.

Die Degen Oesterreichs.

Von Wilhelm Edlen v. Janko.

II.

Die Vertheidigung des Reiches gegen Süden und Westen.

Georg von Frundsberg.

Georg von Frundsberg von großer Stärk,
Ein theuwrer Held,
Behielt das Feld,
In Streit und Krieg,
D'Feind niederschlig,
In aller Schlacht,
Er legt Gott zu, die Ehre und Macht.

Er überwand
Mit eygner Hand,
Venedisch Macht,
Der Schweizer Pracht,
Französisch Schaar,
Legt nieder gar,
Mit großer Schlacht,
Die Bäpstisch Bündtniß
Z'Schanden macht.

Der Kaiser Ehr
Hat er gemacht mehr,
Ihr Land und Leut,
Beschützt allzeit,
Mit großer Gefahr,
Er sighafft war,
Ganz Ehrenreich
Man feirt nicht bald
Der jm geleich.

So tönte es im sechzehnten Jahrhundert oft aus dem „hellen Haufen frommer Landsknechte", zu Ehre und Preis des Mannes, der

ihren Ruhm begründet, der sie stets zum Sieg geführt, der aber auch mit eiserner Hand die Bande des Gehorsams und der Ordnung um sie geschlungen, wenn der wilde Geist der tapferen Schaaren zu überschäumen drohte.

Georg v. Frundsberg stammt aus alttirolischer Adelsfamilie, deren Stammhaus — Schloß Freundsberg*) — nicht weit vom Städtchen Schwaz im Innthale stand. Doch der Vater unseres Helden hatte selbes gegen andere Güter dem Landesherrn überlassen und war ein Jahr vor Georg's Geburt nach seiner Herrschaft Mindelheim übersiedelt, so daß dieser am 15. Mai 1475 als Schwabe das Licht der Welt erblickte.

Schon mit 17 Jahren verdiente sich der hochaufgeschossene blauäugige und blondlockige Jüngling die ersten Sporen in einem Zuge zum Schutze der Reichsunmittelbarkeit Regensburg's gegen den Bayern-Herzog und seit dem hat er „ymmer Lust und begierd zu kriegen gehabt".

Seine eigentliche Kriegsschule machte er in der Fehde wider die Eidgenossen 149.). Schweizerisch Fußvolk war damals gerühmt durch ganz Europa, Kühnheit und Tapferkeit mit strenger Mannszucht gepaart, gab ihm die Gewähr des Sieges und das Loos der Schlachten jener Zeit lag meist in seinen Händen. Sich dem Meistbietenden verdingend, standen die Schweizer Reisläufer gar oft bei des Reiches Gegnern, welches dem Feinde dann kein ebenbürtiges Fußvolk entgegen zu stellen hatte.

Solches aus deutschen Landsknechten dem Kaiser zu schaffen, machte Georg v. Frundsberg nun zu seinem Lebensziele. Als er auf seinem ersten Zuge nach Italien, unter den Hilfsvölkern, welche der Kaiser dem Herzoge von Mailand, Morus Sforza sandte, Zeuge des Verraths sein mußte, durch den die Schweizer ihren Herrn, den Herzog, in feindliche Gefangenschaft lieferten, da schwur er sich zu, seine ganze Kraft an die Erreichung seines Zieles zu setzen, und endlich lohnte auch glänzender Erfolg sein patriotisches Streben.

Aus dem Mailändischen zurückgekehrt, focht er in der Schlacht bei Regensburg (11. September 1504), welche den bayerischen Erbfolgestreit beendete, in Kaiser Maximilian's unmittelbarer Nähe. In jenem unsäglich wilden Getümmel, in welchem der „letzte Ritter" selbst auf seinem verendeten Pferde zu Boden gesunken und durch eigenen, und des Herzogs

*) So wird sein Name auch zumeist und richtiger geschrieben, populärer jedoch ist der hier gepflogene Gebrauch.

von Braunschweig Löwenmuth, dem Tode entging, erbeutete Frundsberg ein feindliches Fähnlein. Der Lohn war der Ritterschlag, den er von Maximilian's Hand auf dem leichenbedeckten Schlachtfelde empfing.

Auf dem Zuge des Kaisers gegen Venedig, als Mitglied der Ligue von Cambrai, führte Georg von Frundsberg, nun zur vollen Männlichkeit entwickelt, groß und von solcher Körperkraft, daß er drei übereinander gelegte Thaler mit den Fingern zerbrach, ein Meister in allen ritterlichen Uebungen, den Befehl über ein Regiment Landsknechte. Schon damals machte er sich einen gefürchteten Namen bei den Venetianern, doch verließ er bald Italien, wohin er erst 1513, nachdem er mittlerweile als Hauptmann des „schwäbischen Bundes" seine starke Faust der Aufrichtung des Landfriedens in der Heimat gewidmet, mit 6000 Fußknechten zurückkehrte.

Kaum hatte er sich dort mit den Spaniern unter Cordona und Pescara und den Päpstlichen unter Colonna vereinigt, als das Heer in den Gebirgen bei Vicenza in so ungünstige Lage gerieth, daß der venetianische Feldhauptmann, der kühne Alviano, sich berechtigt glaubte, an Frundsberg durch einen Trompeter kundgeben zu lassen, „er solle mit seinen nackten Knaben immerhin mit weißen Stecken feindlich abziehen, wenn es aber zur Schlacht käme, solle keiner verschont werden."

„Wohl habe ich nackte Knaben," erwiderte Frundsberg, „aber wenn die einen Becher Weins im Leibe haben, so setz' ich sie keck an Euer welsches Volk, das sich vom Scheitel bis zur Ferse in Eisen hüllt. Viel Feind, viel Ehr'! Lieber ehrlich umkommen, als schändlich abziehen."

Alviano war seines Sieges so gewiß, daß er nach Padua Einladungen an Damen und Würdenträger versandte, der Niedermetzlung des Feindes als Publicum anzuwohnen. Doch der Schlachtengott, der den Kühnen hold ist, trat auf Seite Frundsbergs und seiner Verbündeten. Bei Creazzo (7. October 1513) trafen die Heere aufeinander und am Abende dieses Tages deckten bei 6000 Leichen der Venetianer das Schlachtfeld, während der Rest ihres Heeres sein Heil in wilder Flucht suchte.

Nachdem Georg von Frundsberg noch im Vereine mit Colonna, Verona gegen die Franzosen unter Lautrec und Trivulzio heldenmüthig vertheidigt hatte, bis Georg von Liechtenstein Entsatz brachte, kehrte er nach Deutschland zurück.

Der Kaiser lohnte seine Verdienste, indem er ihn zu seinem Kriegsrath und obersten Feldhauptmann in Tirol erhob.

Der Executionszug des schwäbischen Bundes gegen Herzog Ulrich von Württemberg, in welchem er 20.000 Landsknechte anführte, gab Georg von Frundsberg volle Gelegenheit sich der Herstellung tactischer Formen für die Bewegungen des Fußvolks zu widmen.

Nun folgten verschiedene Kriegsthaten in den Niederlanden, worauf er 1522, dem Rufe des Kaisers folgend, mit zwölf meist aus eigenem Gelde geworbenen Fähnlein wieder nach Italien zog. Den kürzesten Weg gegen Mailand wählend, überstieg er, als die Bündtner ihm unerwarteter Weise den Durchzug verweigerten, ein anderer Hanibal, unter tausenderlei Beschwerden, das von Eis und Schnee bedeckte Stilfserjoch und kam so noch rechtzeitig die Schlacht, um den Besitz Mailands mitzukämpfen.

Hier standen die Landsknechte zum ersten Male unter seiner Führung ihren gehaßten Nebenbuhlern den Schweizer-Reisläufern gegenüber. Siegesgewiß drängten diese tolldreist heran. Da rief Georg von Frundsberg funkelnden Auges: „Kinder, erst die Augen gegen Himmel, dann auf den Feind!" und als die Landsknechte einen Augenblick das Knie gebeugt hatten: „Wohlauf zur guten Stunde im Namen Gottes!"

Den Spieß in der starken Hand nahm er, umgeben von den Hauptleuten, seinen Platz im ersten Gliede. Ein furchtbares Ringen begann, Schweizer und Landsknechte kämpften um die Ehre, den Ruhm, das beste Fußvolk zu gelten; als endlich aus den Reihen der Landsknechte das „Victoria" scholl, deckten die Leichen von 5000 Schweizern die Wahlstadt. Das deutsche Fußvolk, die Landsknechte, hatte den Schweizer-Reisläufern den Rang abgewonnen *) und galt nunmehr als das vorzüglichste Fußvolk der Welt.

Nach diesem Siege bei Mailand fielen die übrigen, in den Händen der Franzosen befindlichen Städte nach kurzer Gegenwehr, und auch Genua wurde mit Sturm genommen. Dort bot sich reiche Beute; der „lange Spieß" wurde zur Elle und an selbem die kostbaren Zeuge aus Seide und Sammet ausgemessen, um sie unter die Landsknechte zu theilen.

Die Hauptflagge der Republik, welche nebst andern werthvollen Insignien an Georg von Frundsberg fiel, wurde zu Mindelheim, wohin der Held, die Führung der Landsknechte seinem Sohne Kaspar

*) Bei Mailand am 22. April 1522 — nicht wie meist angegeben wird, in der Schlacht bei Pavia am 25. Februar 1525. — In letzterer Schlacht handelte sich es, wie folgen wird, um die „schwarzen Banden".

als Locotenenten (Stellvertreter) übertragend, zurückkehrte, gleich vielen schon in früheren Zügen von ihm erbeuteten Fahnen und Trophäen, in der Schloß-Capelle aufbewahrt.

Der unglückliche Verlauf, welchen der Feldzug 1524 nahm, ließ Frundsberg nicht lange der Ruhe pflegen. Dem an ihn ergangenen Ruf folgend, brachte er in unglaublich kurzer Zeit, allerdings wieder meist mit eigenem Gelde, 29 Fähnlein auf, die er zu Meran musterte, und als ihm Marx Sittich von Hohenembs weitere 18 Fähnlein Fußvolk, Graf Niclas von Salm aber 200 Kürassiere zubrachte, da zögerte er trotz der Winterkälte nicht länger, nach Italien aufzubrechen, und Mitte Jänner 1525 stand er vereint mit dem übrigen kaiserlichen Heere an der Adda.

König Franz I. von Frankreich umlagerte mit fast 60.000 Mann Pavia, in welcher Feste Georg von Frundsberg's Sohn Kaspar mit 9000 Landsknechten stand. Der Mangel an Geld und Lebensmitteln drohte nicht nur unter der Besatzung Pavia's, sondern auch unter dem im Felde stehenden Heere, welches fast noch größere Noth litt, als erstere, die Bande der Mannszucht zu lockern. In Unthätigkeit konnte man nicht länger verweilen, ein Schlag mußte geführt werden, wenn auch bei der Uebermacht des Feindes — das kaiserliche Heer zählte, abgesehen von der Besatzung Pavia's, kaum mehr als 16.000 Mann — auf einen Sieg kaum zu hoffen war. Nachdem sich Georg von Frundsberg mit seinem alten Kriegsgefährten Pescara berathen, entschlossen sich beide den Feind anzugreifen. Am 25. Februar 1525 kam es zur ewig denkwürdigen Schlacht bei Pavia. Anfänglich machte sich die Uebermacht des Feindes geltend, Wälsche und Spanier mußten derselben weichen und nur das deutsche Fußvolk hielt noch Stand. Auf dieses trafen nun die „schwarzen Banden", eine Schaar, keiner bestimmten Nation angehörend, sondern aus allen zusammengewürfelt, aber nur aus besterprobten Kriegern bestehend. Bald da, bald dort Sold nehmend, hatten sie den Ruf der „Unüberwindlichen" erlangt. Bevor der allgemeine Kampf begann, trat aus dieser Schaar, wie dies damals üblich, Hans Langmantel aus Augsburg, Frundsberg zum Zweikampf zu fordern. Doch Frundsberg, der Meister in allen Waffen, hatte den Kühnen bald überwunden und nun stürzten sich die Landsknechte auf die Reihen der schwarzen Banden, die deren Ungestüm nicht zu widerstehen vermochten und sich auflösten. Auch Pescara und Bourbon hatten ihre Schaaren

5

wieder gesammelt und die Franzosen geworfen. Nun begann ein furchtbares Getümmel, in dem die Blüthe französischer Ritterschaft den Tod fand. König Franz I., der in seiner prachtvollen goldblitzenden Rüstung wie ein gemeiner Reiter kämpfte, mußte sich gefangen ergeben. Als nach errungenem glanzvollem Siege die Völker Frundsberg zujauchzten und laut riefen: „ihm und Pescara dankten sie den Sieg," da sprach er gegen Himmel weisend in Thränen: „Dir, Dir sei die Ehre, nicht mir."

Nach Abschluß des Madrider Friedens heimgezogen, dämpfte Georg von Frundsberg den Bauernaufstand in Allgäu, in Tyrol, Bayern und im Salzburgischen, wobei des großen Helden nachsichtige Milde gegen die Verblendeten schneller zum Ziele führte, als dieß anderorts unter Vergießung von Strömen Blutes erreicht wurde. Noch einmal, zum letzten Male, zog er als des Kaisers Feldhauptmann nach Italien, als der Frankenkönig das bei Pavia erlittene Mißgeschick zu rächen, die Ligue von Cognac (1526) stiftete. Wie schon zweimal vorher, war er wieder auf seine eigenen Mitteln verwiesen das Heer zu errichten und auszurüsten. Es gelang ihm ein Darlehen von 40.000 fl. auf seine Herrschaften St. Petersberg und Sterzingen in Tirol, dann auf Mindelheim und die Bergrechte zu Gossensaß aufzunehmen und mit dem Gelde warb er 35 Fähnlein Fußvolk. Mit diesen zog er trotz der mannigfachsten Hindernisse, trotz des beständigen Mangels an Hilfsquellen, im rauhen November, dem Feind, der ihn im Etschthal erwartete, täuschend, über die Alpen durch das Val Sabbia über Rocca d'Anfo nach Brescia und von da in's Mantuanische.

Gefährlicher als die Waffen des Feindes wäre ihm hier fast dessen Hinterlist geworden. Den vom Herzoge von Mantua erhaltenen Zusagen vertrauend, daß er zu Borgoforte eine Brücke über den Po finden würde, zog er dahin, sah sich aber getäuscht und in Gefahr, durch den von Norden her nachdrängenden Feind in den Strom geworfen zu werden. Wohl sah er sich in der Falle, aber dem gereizten Löwen gleich, zermalmte er dieselben, indem er niederwerfend, was im Wege stand, noch rechtzeitig in Governolo eintraf, die Vernichtung der dortigen Brücke zu hindern.

Tiefbekümmert durch den Mangel an Geld und den dadurch unter den Landsknechten erwachten Geist des Aufruhrs, gelang es ihm endlich, sich mit Bourbon, der unter dem gleichen Drucke leidend von Mailand heranzog, zu vereinigen. Nun sollte unverzögert gegen Rom vorgedrungen werden.

Am 8. März gelangte das Heer nach S. Giovanni bei Bologna. Hier aber wußten es Emmissäre des Papstes zum offenen Aufruhr unter den seit Monaten unbezahlten, in jeder Hinsicht der äußersten Noth verfallenen Kriegsleuten, zu bringen.

Zuerst revoltirten die Spanier, und Bourbon wurde gezwungen, sich zu seinem väterlichen Freund Georg zu flüchten. Dieser hoffte unter seinen Landsknechten die Ordnung aufrecht erhalten zu können. Er ließ selbe zusammentrommeln, und mit seinen Hauptleuten, in deren Kreis tretend, forderte er sie mit Worten, in denen sein treues deutsches Wesen, seine unwandelbare Liebe zu diesen seinen Kindern in herzgewinnendster Weise zum Ausdrucke gelangte, auf, fest aneinander zu halten. Als er, der Wirkung seiner Worte vertrauend, mit vor Rührung brechender Stimme schloß, da geschah das für ihn, den Vater der Landsknechte, den Schöpfer ihres Ruhmes Niederschmetternde, daß diese unter dem wilden Rufe: „Geld! Geld!", gegen ihn die Spieße fällten. Die Hände bittend erhoben, wollte er nochmals sprechen, doch plötzlich stürzte er sinnlos zu Boden. Nun erst fühlten die Landsknechte, was sie gethan. Die wilden Rufe verhallten mit einem Male und der trotzige Haufe stäubte auseinander. Gleich Vatermord fühlte jeder auf sich lasten, was geschehen, und sie ließen Bourbon wissen, daß sie kein Geld mehr wollten, sondern gegen Rom geführt, nur fort, fort von der Stelle, wo ihr Opfer, wo Georg von Frundsberg lag.

Als dieser nach vier Tagen Sprache und Besinnung wieder erlangte, da war seine erste Frage: „Ist das Volk noch beisammen?" Und als Bourbon dies bejahte, da drang er in ihn, ungesäumt den Zug gegen Rom fortzusetzen: „Seid mir Gott befohlen, das Meinige ist redlich gethan — ich kann nicht mehr." Man brachte ihn nach Ferrara, wo er beim Herzoge die aufmerksamste Pflege fand. Hier erfreute ihn die Nachricht von der Einnahme Roms und der reichen Beute, die seinen Leuten geworden. Im Mai begann er in einer Sänfte die Reise nach der Heimat; doch auch dort wartete seiner nichts Erfreuliches. Die Schulden, die er für des Kaisers Dienst auf seine Güter gehäuft, waren seiner Gattin zur schweren Last geworden, er fand sie von Gläubigern umstürmt.

Acht Tage nach seiner Ankunft in Mindelheim, am 20. August 1528, schloß sich sein treues Auge für immer.

Was Georg von Frundsberg geleistet, wie sein ganzes Leben seinem Vaterlande und seinem Kaiser gewidmet gewesen, dies erschöpfend

zu schildern, war hier der Raum nur zu beschränkt; karg aber war der Lohn seiner Verdienste. Doch einfach und selbstlos wie der Held war, lähmte dies nie seinen Eifer, seine Thatkraft, nur die folgenden selbstgemachten Verse geben Zeugniß, daß er den ihm gewordenen Undank oft schmerzlich fühlte:

„Mein Fleiß und Müh
Ich nie
Hab g'spart
Und allzeit gwart
Dem Herrn mein,
Zum Besten sein
Mich geschickt hab drein;
Gnad, Gunst verhofft;
Doch Gemült zu Hof verkehrt sich oft.
Wer sich zukauft,
Der lauft
Weit vor,
Und kommt empor;
Doch wer lange Zeit
Nach Ehren streit
Muß dannen weit.
Das thut mir ant;
Mein treuer Dienst bleibt unerkannt.
Kein Dank noch Lohn
Davon
Ich bring,
Man wiegt mich gring.
Und ist mein gar
Vergessen; zwar
Große Noth und Gfahr
Ich bestanden hab,
Was Freude soll ich haben dran?

Raimund Fürst von Montecuccoli.

In der Reihe der Helden, welche Oesterreich so oft gegen die größten Gefahren durch ihre Siege schirmten, finden wir Viele, die zwar unter fremden Himmelsstrichen geboren, doch dem neuen, selbstgewählten Vaterlande ihr thatenreiches Leben weihten. Und hiezu gehört auch Montecuccoli, den nicht nur die glänzendsten Feldherrneigenschaften, sondern auch die vielbewiesenen Talente des Ministers und des Gelehrten

zieren. Mit mehr als gewöhnlichen Fähigkeiten geboren — zu Modena 1608 — und früh mit den Sprachen und dem Geiste der Alten genährt, hielt sich schon der Knabe, ernsten Sinnes, von den gewöhnlichen Spielen seines Alters zurück, er fand nur bei dem Unterricht in nützlichen Kenntnissen oder bei ritterlichen Uebungen seine Befriedigung. Die großen Männer, denen er in den Classikern begegnete, und die Beispiele, welche er in seiner eigenen, seit Jahrhunderten blühenden Familie vor sich fand, bestimmten ihn für den Kriegerstand.

So viele Vorbildung indeß der feurige Jüngling mit nach Oesterreich brachte, so ließ ihn doch sein Oheim, der Feldzeugmeister Ernst Graf Montecuccoli, vom gemeinen Musketier und Dragoner an, alle Grade des unteren Infanterie- und Cavallerie-Dienstes durchgehen, ehe er ihn zum Offizier beförderte. Ihm war auf solche Art kein Detail des Dienstes unbekannt geblieben.

Seinen ersten Feldzug machte Montecuccoli in Deutschland mit und zwar in dem Kriege der Liga gegen Dänemark (II. Periode des 30jährigen Krieges 1625—1629). Von diesem Momente an bis zum Ende dieses langwierigen und furchtbaren Kampfes, welcher Deutschland und auch einen großen Theil unseres Vaterlandes verheerte, nahm Montecuccoli thätigen Antheil an den meisten Affairen und bewies stets ebenso großen Muth als Klugheit. 1639 hatte er das Unglück gehabt in Gefangenschaft zu gerathen; die Schweden, welche ihn nach Stettin gebracht, behandelten den kühnen und gefürchteten Reiterführer — er war schon seit Längerem Oberst — mit großer Auszeichnung. Während dieser dritthalb Jahre seiner Haft, beschäftigte sich Montecuccoli mit dem Studium des Tacitus, Euklid und Vitruvius, und um sich durch den Wechsel der Beschäftigungen gegen Ermüdung zu schützen, las er außerdem täglich mehrere Stunden in Büchern, welche von Rechtsgelehrtheit, Philosophie, Medizin und den Naturwissenschaften handelten. Er erwarb sich namentlich in diesem letzteren Fache derartig ausgebreitete Kenntnisse, daß er später die Stelle eines Präsidenten der Akademie der Naturforscher erhielt und diese bis zu seinem Tode bekleidete. Zu Stettin entwarf er auch den Plan seines unsterblichen Werkes über die Kriegskunst, jener Sammlung militärischer Aphorismen, welche ebenso tief gedacht, als wahr und überzeugend sind.

Kurz nach seiner Freilassung, und nachdem er sich neuerdings, und zwar namentlich gegen den schwedischen Obersten Slange hervorgethan,

dessen Streif-Corps er bei Troppau vernichtete, wurde Montecuccoli zum General-Feldwachtmeister ernannt.

Noch im Winter desselben Jahres 1642, als in Italien ebenfalls der Ausbruch kriegerischer Ereignisse zu erwarten war, wurde Montecuccoli vom Kaiser dem Herzoge von Modena als Rathgeber und Feldherr zugesendet. Nachdem die Ruhe hier wieder hergestellt war, kehrte er wieder nach Oesterreich zurück, und wurde jetzt zum Feldmarschall-Lieutenant und Hofkriegsrath erhoben. Er nahm nun meistens als Befehlshaber selbstständiger Corps noch an den Ereignissen des 30jährigen Krieges Theil, und ward den Schweden ein ebenso geachteter, als gefürchteter Gegner. So hatte er unter Andern einen besonderen Antheil an dem glücklichen Gefechte zwischen Dux und Schloß Triebel am 22. August 1647, in welchem der tüchtige schwedische Marschall Wrangel mit großen Verlusten geschlagen ward. Für diese That dankte der Kaiser Montecuccoli in einem eigenhändigen Schreiben, und ernannte ihn zum General der Cavallerie. Auch an der letzten großen Schlacht dieses denkwürdigen Krieges, bei Zusmarshausen, hatte Montecuccoli hervorragenden Antheil, obschon sie ungünstig für die Waffen des Kaisers endete. Seine Tapferkeit und Klugheit hielt den Sieg des Feindes sieben Stunden lang auf, der Tod des obersten Befehlshabers aber, des Grafen Holzapfel, verbreitete zu große Verwirrung im kaiserlich-bayerischen Heere. Die Rettung der geschlagenen Armee und die ungestörte Bewirkung ihres Rückzuges wurden ganz allein unseres Helden Besonnenheit, Talenten und glänzendem Muthe verdankt.

Nach dem Kriege riefen ihn Familienangelegenheiten in sein Vaterland. Dort wurde eben das Beilager Herzog Franz I. mit glänzenden Ritterspielen gefeiert. Montecuccoli erhielt den ersten Preis in denselben, erkaufte aber diese Ehre theuer, denn ein unglücklicher, zu stark geführter Stoß seiner Lanze, streckte im Caroussel einen seiner besten Freunde todt in den Sand. Hierauf besuchte Montecuccoli Rom und den Papst, welcher ihn liebreich mit den Worten empfing: „Sie haben Italien große Ehre gemacht."

Vom Winter 1653 auf 1654 bereiste er Deutschland und Schweden. Hier wurde er von der Königin Christine, dieser bekannten Beschützerin der Wissenschaften und jedes Verdienstes, mit größter Auszeichnung aufgenommen. Der Amaranthen-Orden und ihr reich mit Brillanten ver-

ziertes Porträt wurden ihm zum Andenken verehrt. Bald hierauf (1654 bis 1655) reiste Montecuccoli in politischer Mission nach England zu dem großen Lord-Protector Olivier Cromwell und nach Flandern, sodann begleitete er die Königin Christine von Innsbruck nach Rom. Auf diesen Reisen wurde er von allen eben genannten hohen Persönlichkeiten, wie auch vom Papst Alexander VII. mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft.

Das Jahr 1657 rief Montecuccoli wieder unter die Waffen, er übernahm nämlich in dem sogenannten schwedisch-polnischen Thronfolgestreit, in welchen der Kaiser verflochten wurde, an der Stelle des früheren Feldherrn Grafen Hatzfeld das Obercommando, und wurde gleichzeitig zum Feldmarschall ernannt.

Er schlug zuerst Rákóczy von Siebenbürgen, den Gegner Johann Casimirs von Polen, für dessen Rechte Ferdinand III. sich erklärt, und zwang ihn zum Frieden. Hierauf wendete er sich im Vereine mit den Brandenburgischen Kriegsvölkern gegen die Schweden, welche wider einen zweiten Verbündeten des Kaisers, Dänemark, die Feindseligkeiten eröffnet hatten. Im Vereine mit dem Kurfürsten von Brandenburg zog Montecuccoli gegen den Norden, er eroberte Alsen, den größten Theil Holsteins und Jütlands, und beschloß auch nach Fühnen überzusetzen. Zwei Versuche scheiterten ob eines Sturmes und der Unehrlichkeit der alliirten Holländer, welche blind auf schwedische Schiffe schossen. Der List und Klugheit Montecuccoli's gelang es aber endlich zum dritten Male die Insel zu erobern, und also das bedrohte Kopenhagen zu befreien. Bei dieser glänzenden Waffenthat ward der kaiserliche Feldherr in beide Füße verwundet. Hierauf kehrte Montecuccoli nach Pommern zurück und nahm daselbst mehrere bedeutende Orte ein, doch machte der bald hierauf erfolgende Tod Karl Gustav X. dem Krieg ein Ende. War durch den Friedensschluß von Oliva 1660 Montecuccoli's Siegeslauf im Norden gehemmt, so rief ihn die im Osten emporlodernde Kriegsflamme sehr bald wieder zu neuen Thaten.

Rákóczy, Siebenbürgens Woywode, war die Veranlassung, daß es zwischen Oesterreich und der Türkei zu einem Kriege kam, in welchem unser Held den Oberbefehl führte. Drei Feldzugsjahre gingen ohne besonders wichtige Ereignisse vorüber, bis endlich ein entscheidender Schlag geführt ward, der dem Kampfe gänzlich ein Ende machte. Es war dies der von den Kaiserlichen am 1. August 1664 bei St. Gott-

hard erfochtene glänzende Sieg, welcher dem Feinde über 16000 Mann und viele Trophäen kostete. Politische Verhältnisse hinderten Kaiser Leopold, Montecuccoli's Sieg auszunützen, weshalb man den von den Türken angetragenen Waffenstillstand (zu Vasvar auf 20 Jahre geschlossen) annahm.

Der Kaiser gebrauchte nun Montecuccoli, der noch vor der Schlacht von St. Gotthard General-Lieutenant geworden war, und vom Könige von Spanien das goldene Vließ erhalten hatte, wieder zu verschiedenen politischen Sendungen. 1668 ward er Präsident des Hofkriegsrathes und Director der Artillerie, in welchen Stellungen er unabläßig bemüht war, die österreichischen Streitkräfte zu den Kriegen vorzubereiten, deren nahen Ausbruch Ludwig XIV. von Frankreich schlecht verhehlte Gesinnungen, nur zu deutlich voraussehen ließen.

In dem Zeitraume dieser letzten acht Jahre war es unserem Helden mehr als früher vom Schicksale vergönnt gewesen, sich neben den öffentlichen Angelegenheiten seines Berufes, auch mit den, von ihm mit Enthusiasmus geliebten Wissenschaften, zu beschäftigen. Diese friedliche Muse wurde aber gar bald von neuen Stürmen unterbrochen. Frankreich und England erklärten 1670 Holland den Krieg; Oesterreich, Spanien und Brandenburg verbanden sich dagegen zur Hilfe der Generalstaaten. An der Spitze der kaiserlichen Armee stand als Generallissimus Montecuccoli, mit welcher er sich nach dem Rheine in Bewegung setzte. Doch die Schwäche der ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte, die widersprechenden Befehle, welche ihn so oft in seinen Bewegungen hemmten, die Uneinigkeit und Widerspänstigkeit der Reichsfürsten und andere Ursachen machten diesen Feldzug unbedeutend. Die Vereinigung mit der Armee des Churfürsten von Brandenburg kam zu spät zu Stande und den Uebergang über den Rhein unterhalb Mainz verhinderte Turenne. Aber Montecuccoli's geduldige Klugheit, mit welcher er dem öffentlichen und geheimen Gegenwirken von Freund und Feind ohne vielen Verlust auswich, erwarb ihm die verdiente Bewunderung.

Im Feldzuge 1673 manövrirte Montecuccoli, welcher bei Nürnberg doch 40.000 Mann zusammengebracht hatte, lange mit Turenne in Franken herum, gewann endlich den Uebergang über den Main bei Würzburg, vereinigte sich mit Wilhelm von Oranien bei Coblenz und eroberte Bonn, den Hauptverbindungspunkt mit den Holländern. Dem Churfürsten von Brandenburg wurde der Oberbefehl für den nächsten

Feldzug bestimmt. Montecuccoli fand sich dadurch bewogen, das Obercommando niederzulegen.

Der Feldzug 1674 gab ein trauriges Beispiel, daß die größte Macht bei Uneinigkeit der Führer nichts auszurichten vermag. Fast ganz Europa hatte sich gegen Ludwig XIV. vereinigt. Zahlreiche Heere wälzten sich gegen Frankreichs Grenze. Aber der kaiserliche Feldherr Des Souches wirkte dem obersten Anführer der alliirten Armee, dem Prinzen von Oranien, offen entgegen, und auch nach des Ersteren Abberufung hinderte überall die gegenseitige Abneigung der alliirten Truppen die Benutzung schwer errungener Vortheile. So blieben denn, die Schlacht bei Seneff gegen Condé, die Gefechte in der Pfalz und im Elsaß gegen Turenne theils unentschieden, theils behielten die Franzosen in denselben die Oberhand. Nachdem die 70.000 Mann starke, aber schlecht geleitete kaiserliche Armee in diesem Feldzuge auf 20.000 Mann geschmolzen war, übernahm Montecuccoli nochmals das ihm angetragene Obercommando.

Der Feldzug 1675 war der drei großen Helden des 17. Jahrhunderts, Montecuccoli, Turenne und Condé, letzter. Alle drei entwickelten in demselben ihre Talente durch die kunstvollen Bewegungen ihrer Heere. Turenne und Montecuccoli hinderten sich gegenseitig an dem Besitze von Straßburg. Vier Monate brachten sie zu, Einer des Anderen Pläne zu belauschen, sich wechselseitig zu beobachten, sich zuvorzukommen oder den vom Gegner gemachten Bewegungen schnell zu folgen. Beide Feldherren schätzten gegenseitig ihre Größe. Jeder beurtheilte die Pläne des Gegners, indem er sich in dessen Lage dachte. Meistens erriethen sie dieselben und wendeten Geduld, List und Thätigkeit an, sie scheitern zu machen. Nach den Gefechten, die den Uebergang bei Renchen begleiteten, nahm Montecuccoli die Stellung bei Sasbach in der Ortenau und bot Turenne die Schlacht. Der große Feldherr nahm diese Entscheidung an; aber indem er, den Tag vor dem zur Schlacht bestimmten, die kaiserliche Stellung von einer Anhöhe recognoscirte, fiel er, von einer Kanonenkugel getroffen (am 27. Juli). Lorges übernahm des französischen Heeres Führung. Aber Turrene's Geist ruhte nicht auf ihm. Montecuccoli trieb ihn schnell mit Verlust vieler Leute, Proviant und Bagage über den Rhein nach Schlettstadt und begann Hagenau's Belagerung. Condé entsetzte zwar diesen Ort, wurde hingegen durch Montecuccoli von Straßburg verdrängt und auf seinem Rückmarsche verfolgt. Montecuccoli nahm dann Mollsheim ein und belagerte

Elsaß-Zabern. Doch neue Befehle riefen ihn von dort zur Belagerung von Philippsburg, das aber erst Karl von Lothringen im folgenden Jahre 1676 eroberte. Montecuccoli soll diesen seinen letzten Feldzug für seinen glorreichsten gehalten haben; nicht als ob er gesiegt hätte, sondern weil er nicht besiegt worden war, sowie er denn überhaupt urtheilte, daß zur Leitung eines Vertheidigungskrieges höhere Eigenschaften erfordert würden, als zur Offensive.

Hohes Alter, Kränklichkeit und eine sich immer mehrende Melancholie hinderten Montecuccoli, an den ferneren Kriegsereignissen bis zum Nymweger Frieden (5. Februar 1679) Antheil zu nehmen, und unser Held widmete sich nun ausschließlich den Geschäften der obersten Kriegsverwaltung. Jener für Oesterreich äußerst unvortheilhafte Friede schlug seinem patriotischen, fühlenden Herzen eine unheilbare Wunde. Nur auf Augenblicke vermochten das vom Könige von Spanien erhaltene Herzogthum Melfi in Neapel und die Erhebung zum Reichsfürsten, mit welcher Kaiser Leopold seinen treuen Diener auszeichnete, seinen tiefen Kummer zu verscheuchen.

Als im Jahre 1681 Wien von der Pest verheert wurde, begleitete Montecuccoli den Kaiser nach Prag und dann nach Linz. Er wurde, in diese Stadt an des Kaisers Seite in das Schloß einreitend, von einem fallenden Balken schwer am Haupte verwundet, und starb wenige Tage später, am 16. October, im 72. Jahre seines Alters. — Sein einziger Sohn, Fürst Leopold Philipp, Feldmarschall und Capitain der kaiserlichen Leibgarde, folgte ihm schon 1698 in die Ewigkeit.

Montecuccoli scheint kein so unternehmender Held wie etwa Eugen, Laudon, Erzherzog Karl, aber er war Alles, was er bei den beschränkten Mitteln, die ihm zu Gebote standen, nur immer sein konnte; — Alles, was er in den bösen Tagen seiner Zeit zum Heile Oesterreichs sein mußte, ein Held, dessen ausharrenden Muth kein Mißgeschick erschüttern konnte, und der durch unerschöpfliche Geduld, dann doch dem feindseligen Geschicke herrliche Siege abtrotzte. — Montecuccoli zeichnete sich bei jeder Gelegenheit, wo ihm dies höhere Feldherrnpflichten nicht verboten, durch die glänzendste, persönliche Tapferkeit aus. Zeugen davon sind die Schlachten und Gefechte bei Leipzig, Troppau, Zusmarshausen, in Dänemark, Finnland und Pommern, in Siebenbürgen, bei St. Gotthard u. a. m. — Wo er als Feldherr die Bewegungen des Heeres leitete, erblickt man den wunderbaren Kampf der höchsten Intelli-

genz gegen Uebermacht des Feindes, Intriguen der Freunde (?) und Mißgunst des Schicksals. Im Norden, Osten und Westen Europa's bekämpfte er die Feinde Oesterreich's, besiegte sie oft, wurde nie von ihnen besiegt, und bewies die Ueberlegenheit seines Genies gegen die größten Feldherrn seiner Zeit: Wrangel, Baner, Torstensohn, Achmet-Kiuperli, Turenne, Condé u. a. m. In dieser Skizze ward auch der vielen und wichtigen politischen Sendungen gedacht, zu denen Montecuccoli verwendet wurde. Die Zartheit und Vielseitigkeit der zu behandelnden Verhältnisse erforderten bald die feine Biegsamkeit des Hofmannes, bald das kraftvolle Wirken eines die Umstände beherrschenden Ministers. — Montecuccoli erwarb sich bei Lösung jeder solchen Aufgabe die Achtung der Welt und den Dank von Kaiser und Vaterland. Montecuccoli war mäßig in seinen Genüssen. Er war ein Feind der steifen Förmlichkeiten des damaligen Hoflebens und der lärmenden Freuden großer Gesellschaften. Das Feuer, von welchem seine früheste Jugend erglühte, wurde später durch die sich immer mehr entwickelnden Anlagen zur Melancholie gemildert. Doch es reichte hin, sein ganzes Leben zu jener bewunderungswürdigen und vielseitigen Thätigkeit zu erwärmen, zu deren Früchten nebst den glänzenden Kriegserfolgen auch Montecuccoli's literarische Arbeiten zu rechnen sind.

Er war immer ein eifriger Freund und Beschützer aller Künste und Wissenschaften, doch jener am liebsten, die seinem eigenen Stande vorzugsweise angehören: Geschichte, Taktik und Strategie. Sein berühmtes, in mehrere Sprachen übersetztes Werk: Memorie della guerra d'istruzione d'un generale, bleibt ein ewig hochgeschätztes Denkmal seiner tiefen Einsichten in die Kunst des Heerführers. Montecuccoli's Vorliebe für die Wissenschaften verleugnete sich in keinem Verhältnisse und auch nicht in den letzten Jahren seines Lebens. Feldherr, Minister, Gesandter, weihte er doch immer die sparsamen Stunden der Muße den Beschäftigungen des Geistes. Bei diesen fand er Erholung von der drückenden Last der Geschäfte, schöpfte er neue Kraft, um den weiten Kreis seiner erhabenen Pflichten ruhmvoll bis an's Ende auszufüllen. Der persönliche Umgang, sowie der Briefwechsel mit Gelehrten war immer eine seiner Lieblingsbeschäftigungen. Er wußte die Feder so gut wie den Degen zu führen. Seine kraftvolle Rede wurde durch eine unglaubliche Menge von Kenntnissen, durch tiefdringenden Scharfblick und schnell treffendes Urtheil gehoben.

Reichliche Beweise des vielseitigen Wissens würden noch in den hinterlassenen Papieren unseres Helden, in der großen Menge von Handschriften, Briefen, Memoiren, Journalen u. s. w., die ihrem Umfange und ihrem Gehalte nach als Nebenarbeiten eines vielfach beschäftigten Feldherrn und Ministers Staunen erregen, gefunden werden. Aber leider hatte Montecuccoli, um die ihm kostbare Zeit zu sparen, so flüchtig, mit so vielen Abkürzungen und endlich mit einer bereits so sehr erloschenen Tinte geschrieben, daß die Entzifferung dieser Papiere unter die schwierigsten Aufgaben gehört.

Guido Graf von Starhemberg.

Schon bei Schilderung der Ruhmeslaufbahn Ernst Rüdiger's Grafen von Starhemberg in unserem vorjährigen „Jahrbuche" wurde erwähnt, daß dieses erlauchte Geschlecht gar viele Glieder zählt, die da glänzten, sei es im Rathe der Krone, sei es als Kämpen für Thron und Vaterland auf dem Felde der Ehre. Unter letzteren steht neben Ernst Rüdiger, der sich um die Vertheidigung Wien's als Vormauer der Christenheit gegen die Osmanen unsterbliche Verdienste erworben, sein Vetter Guido (oder Guidobald), dem es vorbehalten war, im fernen Iberien Oesterreichs Fahne zu entfalten und für Habsburgs angestammte Rechte sein mächtiges Schwert zu schwingen.

Zu Grätz am 11. November 1657 geboren, widmete sich Guido noch im Jünglingsalter dem Kriegsdienste; doch schon damals, wie auch später stets, in allen seinen Handlungen von einem hohen Ernste geleitet, verschmähte er es, die Stelle eines Befehlshabers anzunehmen, bevor er sich mit den Pflichten des Untergebenen vertraut gemacht hatte. Guido trat daher als gemeiner Soldat in das Regiment seines Vetters, des Feldzeugmeisters Ernst Rüdiger Grafen von Starhemberg. Erst nach zwei, in dieser Eigenschaft rühmlich zurückgelegten Dienstjahren nahm er die ihm längst zugesicherte Hauptmannsstelle an.

Bald darauf stand er als General-Adjutant Rüdiger zur Seite, als dieser die Vertheidigung Wien's gegen Kara Mustapha's ungeheures Heer leitete. Am ersten Tage der Belagerung schon vollführte Guido Starhemberg eine That, ohne welche Wien trotz aller Tapferkeit der Besatzung wie der Bürgerschaft, wohl bald eine Beute

des Feindes hätte werden müssen. Eine fürchterliche Feuersbrunst, welche den Schottenhof und die anstoßenden Gebäude verzehrte, hatte sich bis auf 40 Schritte der Pulverkammer des Zeughauses genähert, wo die gesammte Munition der Stadt, 1800 Pulvertonnen, gelagert waren. Niemand wußte Rath oder Hilfe und eine furchtbare Explosion drohte einen großen Theil der Stadt und unzählbare Menschenleben zu vernichten. Da eilte Guido herbei und, furchtlos durch die Flammen dringend, begann er die Pulverfässer mit Wasser zu begießen, um sie wenigstens vor den durch den Sturm umhergeschleuderten Funken und Bränden zu schützen. Sein tapferes Beispiel ermuthigte die schon Verzweifelnden und neuen Anstrengungen gelang es des Feuers Herr zu werden.

An allen den heftigen Kämpfen zur Vertheidigung der Breschen in den Wällen, an allen Ausfällen der Besatzung hervorragenden Antheil nehmend, wurde Guido Starhemberg dabei einmal durch den Leib geschossen. Aber kaum nothdürftig hergestellt, nahm er wieder seinen Posten an der Seite des Oberbefehlshabers ein.

Als Oberstlieutenant erhielt er eine schwere Verwundung bei dem Sturme auf Ofen (1686), und bei jenem auf Belgrad (1688) wurde er, mit der Fahne in der Hand, als Oberst an der Spitze seines Regiments vordringend, durch eine Minenexplosion derart mit Erde überschüttet, daß er erst durch anhaltende Arbeit herausgeschaufelt werden konnte. Mit der Nachricht des wichtigen Sieges nach Wien entsendet, fragte ihn die Kaiserin, wie ihm damals zu Muthe gewesen? Kalt und trocken wie immer, erwiderte Starhemberg: „Mir war nur um meine Fahne und um meine Ohren; um jene, damit sie nie in einer Moschee als schimpfliches Siegeszeichen prange; um die Ohren, damit ich die Janitscharen um den Preis prelle, den ihre Aga's dafür bezahlen."

Nach erfolgter Wendung des Kriegsglückes mit der Vertheidigung Essegg's betraut, täuschte er das Belagerungsheer durch eine Kriegslist. Bei einbrechender Nacht versah er die Bürger, ja selbst Knaben und beherzte Frauen und Mädchen mit vorräthigen Soldatenkleidern und schaffte sie über den Strom. Während der Dämmerung des nächsten Morgens zog diese Schaar unter dem Schall einer Feldmusik mit fliegenden Fahnen wieder in die Festung ein. Die Türken hierin den angekündigten Succurs erblickend, hoben die Belagerung so eilig auf, daß sie sogar einen Theil ihres Geschützes nebst anderer Beute im Lager zurückließen.

Bei Szlankamen und bei der Belagerung von Großwardein wiederholt verwundet, erhielt Starhemberg 1692 gleichzeitig mit der Ernennung zum Feldmarschall-Lieutenant das Commando der trier'schen Festung Ehrenbreitstein, kehrte jedoch schon 1695 als Feldzeugmeister nach Ungarn zurück, sich am glorreichen Tage von Zenta durch seinen Heldenmuth mit Ruhm bedeckend.

Der Ausbruch des spanischen Successionskrieges brachte ihn nach Italien, wo er unter Eugen's Commando die Feldzüge 1701 und 1702 mitmachte; als aber 1703 der Prinz an die Spitze des Hofkriegsrathes nach Wien berufen wurde, erhielt Guido Graf von Starhemberg den Oberbefehl des geschmolzenen, an allem Mangel leidenden Heeres. Trotzdem leistete er nicht nur allen Unternehmungen des französischen Feldherrn Vendôme in seiner Stellung bei Ostiglia Widerstand, sondern es gelang ihm auch sein Heer, mitten durch die Aufstellung des getäuschten Feindes hindurch, nach Piemont zu führen und sich dort mit dem Herzoge von Savoyen zu vereinigen.

Bei der Armee in Italien wieder durch Prinz Eugen abgelöst, zog Guido Starhemberg gegen die Insurgenten in Ungarn, deren Aufstand er in zwei Feldzügen fast ganz niederschlug.

Der ruhmreichste Abschnitt seiner Feldherrnlaufbahn begann aber, als er nach Spanien gesendet wurde, des Kaisers Bruder, König Karl III. zu seinem Throne zu verhelfen. Wiewohl er nur wenige Truppen mit sich führte, sagte doch Ludwig XIV., da er von der Sendung Starhemberg's vernahm: „Nun haben die Oesterreicher doch noch eine Armee nach Spanien gebracht" — und als sich seine Umgebung über diese jeder Thatsächlichkeit entbehrende Aeußerung verwunderte, fuhr er fort: „Ja, ja, denn der Kaiser hat Starhemberg hingeschickt."

Wer könnte sich einer ehrenderen Werthschätzung seiner Verdienste von Seite des Feindes rühmen?

Der Mangel aller Kriegsmittel zwang Starhemberg zwar nach seiner Ankunft in Spanien vorläufig von größeren Operationen abzustehen; dafür organisirte er aber den kleinen Krieg, der in dem Ueberfalle von Tortosa (1. Dezember 1708) einen glänzenden Erfolg aufzuweisen hatte. Nach der Verstärkung des königlichen Heeres durch 11.000 Mann britischer, holländischer und portugiesischer Truppen (1710) rückte er jedoch sofort dem Heere Philipp's von Anjou entgegen. Um 7 Uhr Abends, den 27. Juli, entdeckte Guido an der Spitze seines im Marsche begriffenen

Heeres nicht sobald den Feind unfern Almenara's, als auch seinem Feldherrnauge die bei selben herrschende Unordnung nicht entging. Ohne den völligen Aufmarsch der Armee abzuwarten, griff er sofort den Feind an und anderthalb Stunden später befand sich derselbe, Trophäen aller Art, Fahnen, Geschütz und Bagage, in den Händen der Sieger lassend, auf der Flucht.

Nicht minder ruhmvoll, als das Treffen bei Almenara, endete der Angriff auf das feindliche Heer bei Sarragossa. Madrid wurde eingenommen und Karl als König von Spanien ausgerufen.

Trotz dieser Siege, denen sich noch jener bei Segovia anreihte, war das an Allem Mangel leidende und überall von Verrath umgebene Heer, nicht im Stande die errungenen Vortheile zu behaupten. Bei Villaviciosa den weit überlegenen Feind, der ihm den Rückzug gegen Sarragossa abzuschneiden suchte, durch einen kühnen Angriff einschüchternd, erreichte er zwar ungefährdet Arragonien, aber auch dieses mußte aufgegeben werden. Und als Karl nach dem Tode seines Bruders Spanien verließ, um die Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen, besaß er in Spanien fast nichts mehr als Barcellona.

Dort ließ er Starhemberg mit dem Titel eines Vice-Königs zurück; sich als Kriegsheld zu erweisen, mangelten demselben aber nunmehr auch alle Mittel. So mochte es Starhemberg wohl als Erlösung begrüßen, als der Friedens-Congreß zu Utrecht, über das Schicksal Spanien's entschied und er mit seinen wenigen Truppen auf englischen Schiffen nach Italien zurückkehren konnte.

Von nun an wirkte er — mittlerweile zum Feldmarschall ernannt — nur mehr im Rathe des Kaisers und als Vice-Präsident des Hofkriegsrathes, in welchem er während der Abwesenheit des Prinzen Eugen diesen vertrat. Zu Felde zog er nicht mehr. Er endete seine Heldenlaufbahn am 7. März 1737 im achtzigsten Lebensjahre.

Der Hauptzug im Charakter Guido Starhemberg's war eine unerschütterliche Kaltblütigkeit. Diese wurde einst von seinem Waffenbruder, dem Prinzen Eugen, auf eine schwere Probe gestellt. Bei einer Tafel im Lager hatte er hinter Starhemberg's Stuhl, unter Wahrung der nöthigen Vorsicht, eine Mine anbringen lassen. Als man nun des Kaisers Gesundheit ausbrachte, ließ man selbe auf ein Zeichen des Prinzen explodiren und, während die Erde umherstäubte, stürzte das vorher hiezu hergerichtete Zelt nach auswärts auseinander; Geschützsalven

erdröhnten und von allen Seiten erschallte die Feldmusik. Aber Starhemberg lächelte und trank sein Glas eben so langsam aus, als er es an den Mund geführt hatte, ohne sich auch nur umzusehen.

Nebst allen Tugenden eines Soldaten schmückten ihn jene, welche der Malteser-Orden, dem er als Landcomthur der Ballei Oesterreich angehörte, seinen Gliedern auferlegt. Seinen Soldaten stets als Muster in selben voranleuchtend, hatte er die Lorbeern, die ihn schmückten, schwer erringen müssen. Sein Feldherrngenie, seine Thatkraft wurden nie durch wohlausgerüstete mächtige Heere unterstützt; doch wußte er sich in jede Lage zu fügen, stets dort wo kein Vortheil zu erkämpfen möglich war, wenigstens den Nachtheil zu mindern und sich dadurch Oesterreichs Herrscherhause als einer seiner ehrenreichsten Vasallen zu erweisen.

Ludwig Andreas Graf Khevenhüller.

Dieser ausgezeichnete Feldherr Maria Theresia's erblickte im Jahre 1683 das Licht der Welt. Mütterlicher Seite ward er der Enkel des großen Montecuccoli, väterlicherseits des berühmten Ministers und Geschichtsschreibers Franz Christoph Graf Khevenhüller. Früh verwaiset, dankte er seine Erziehung dem Grafen Wolfgang Andreas Orsini von Rosenberg, dem zweiten Gemale seiner Mutter. Der Jüngling kam mit guten Vorbereitungen zum Heer und legte unter den Augen Prinz Eugen's solche Kenntniß und Genauigkeit in der Erfüllung seiner Standespflichten an den Tag, daß ihn dieser seinem eigenen Regiment zum Obersten gab. Die Feldzüge des spanischen Successionskrieges in Italien und am Rhein — 1702 bis 1713 — bildeten ihn zum Soldaten und die türkischen Kriege — 1716 bis 1719 — zum Feldherrn. 1716 überbrachte er dem Hof die Nachricht von dem großen Sieg bei Peterwardein; sowohl in dieser Schlacht, als auch bei der Belagerung und in der Schlacht von Belgrad 1717, erwarb er sich Verdienste. Während der Waffenruhe entwarf er seine bekannten Verhaltungen für den Cavallerie- und Infanteriedienst.

Im Jahre 1734 kam Khevenhüller als Feldmarschalllieutenant nach Italien und übernahm nach dem Heldentode seines Oberbefehlshabers in der verlorenen Schlacht bei Parma dessen Commando. Er

hielt sich in seiner mißlichen Lage an der Secchia bis zur Ankunft des Feldmarschalls **Königsegg**, mit dem er die Gefahren des blutigen Tages bei Guastalla theilte, und von welchem er nach dem Rückzug an die Tyroler Grenze ebenfalls den Befehl übernahm.

Trotz einer dreifach stärkeren Macht konnte sich der Feind keinen Weg durch die Alpen bahnen, dessen Versuchen durch das Venetianische einzudringen, **Khevenhüller** vermöge seiner Vorkehrungen ruhig entgegensah; auch ward jener durch die Postirungen des Neuperg'schen Corps auf dem Montebaldo entscheidend abgewiesen. Mit Glück focht **Khevenhüller** im Winter gegen die Spanier, mit denen er es nun allein zu thun hatte, da ein Waffenstillstand mit Frankreich und Sardinien das Zustandekommen des Wiener Friedens hoffen ließ. **Khevenhüller** blieb bis zum Vollzug desselben 1736 in Italien, wo er in den mit vielerlei Umständen verflochtenen Unterhandlungen sich auch als Staatsmann in gleich verdienstlichem Lichte zeigte, indem er veranlaßte, daß die Lombardie und Toscana von den fremden Truppen geräumt und die österreichische Grenze vortheilhaft bestimmt wurde.

1737 erhielt er die Würde eines Geheimen Rathes, wurde zum Feldmarschall erhoben und ihm das Generalat von Slavonien verliehen.

In dem in eben diesem Jahre ausgebrochenen Türkenkrieg, in welchem **Seckendorf** zuerst den Oberbefehl erhalten hatte, führte **Khevenhüller** die Cavallerie, nachdem Nissa gefallen war, vor Widdin; man hielt aber für rathsam, dieses wieder zu verlassen, um durch den Rückzug auf das linke Ufer des Timok Serbien und die Walachei vor dem anrückenden Feind zu decken. Hier wurde **Khevenhüller** von einer siebenfach überlegenen feindlichen Macht angegriffen, kämpfte sich aber nichtsdestoweniger zwei Tage lang bis zur Haupt-Armee durch. **Khevenhüller** ward jetzt von der Armee ab- und in den Hofkriegsrath berufen.

Gegen Ende des Feldzuges 1738 kehrte er auf kurze Zeit zum Heere zurück und es ist bemerkenswerth, daß mit dem Tage seiner Ankunft der Vezir die türkischen Truppen aus den festen Plätzen Uj-Palanka, Pancsova und Racska mit Zurücklassung vieler Vorräthe nach Orsova zog und so den Kaiserlichen ruhige Winterquartiere ließ. Nach dem Frieden ward **Khevenhüller** das Commando von Wien übertragen und, als nach dem Tode Kaiser **Karl** VI. dem Churfürsten **Karl Albert** von Bayern Linz und ganz Oberösterreich sich unterwarf, dessen

Truppen sogar bis Korneuburg streiften, setzte der Feldmarschall seine Anstalten zur Vertheidigung der Residenz mit so rascher Thätigkeit in Vollzug, daß bald neue Werke hergestellt, alle Vorkehrungen getroffen, Lebens- und Kriegsbedürfnisse beigeschafft waren. Hiebei wurde er von der Theilnahme der Bevölkerung und ihrem in solchen Fällen sich nie verleugnenden österreichischen National-Charakter getreulich unterstützt. An jenen Vorsichtsmaßregeln brach sich der Strom des Feindes, der nun nach Böhmen zog, worauf Khevenhüller den Plan faßte, in Bayern Vergeltungsrecht zu üben.

Er vereinigte im Winter 1741—1742 seine Truppen, eroberte hierauf unter den Augen des Herzog von Lothringen Linz zurück, reinigte Oberösterreich vom Feind, und nachdem er Passau mit den festen Schlössern Oberhaus und Niederhaus eingenommen hatte, fiel er mit zwei Colonnen in das Kurfürstenthum ein. Hierauf nahm er Braunau und Burghausen, zog in München ein, schlug den General Törring bei Mainburg und bemächtigte sich fast des ganzen Landes. Auf diese Weise war Karl VII., der eben zu Frankfurt die Kaiserkrönung empfangen, aus seinem eigenen Lande vertrieben, und von dem in Anspruch genommenen Königreich Böhmen abgeschnitten. Maria Theresia nannte Khevenhüller in einem Handschreiben ihren Erretter und begleitete dasselbe mit ihrem und des jungen Erzherzog Joseph Bildniß. In der Folge mußten sich die Truppen zwar aus dem westlichen Theil Bayerns zurückziehen, doch ward eine Truppenkette von Tyrol aus über München bis an die böhmische Grenze gezogen. Stets marschirten dem nachrückenden Marschall Maillebois der Herzog von Lothringen und Khevenhüller auf seinem Weg zur Seite, so daß er wohl Eger erreichte, aber sich an den undurchdringlichen Pässen von der Nothwendigkeit seines Rückzuges durch die Oberpfalz überzeugen mußte. Auf Vorstellung des Feldmarschalls gab Prinz Karl die unnütz gewordene Belagerung von Prag auf, um mit ihm vereint auf's neue in Bayern einzurücken, wodurch der glückliche Erfolg der späteren Unternehmungen entschieden gesichert wurde.

Wenngleich noch im selben Jahre das Kurfürstenthum wieder geräumt wurde, so besetzten es die Kaiserlichen 1743 doch von neuem und erst der Vertrag von Niederschönfeld, durch welchen der besiegte Kaiser sich zur Neutralität verpflichtete, retteten ihm die Reste seines Heeres. Bayern aber blieb in österreichischem Besitz, von General Bärnklau

hinlänglich gedeckt. Der um Vertrag und Eroberung gleich verdiente Feldmarschall folgte nun dem Zug Karl's von Lothringen an den Rhein und in das Lager König Georg II., wo man zwar in Bezug auf einen trefflich entworfenen Operationsplan übereinkam, in den Mitteln zur Ausführung aber auf große Schwierigkeiten stieß. Einen Uebergang über den früher erwähnten Strom hatte Khevenhüller vergebens widerrathen und mißglückten auch drei mit vielem Muth unternommene Versuche. Nachdem er die Einschiffung der Truppen bei dem Rückzug besorgte, und ihnen in Breisgau und Bayern Winterlager gesichert hatte, begab er sich nach Wien, woselbst er von den Monarchen mit dem goldenen Vließe beehrt, und vom Volke mit Freudenrufen begrüßt wurde. Leider aber setzte eine Krankheit seinem ruhmvollen Leben ein verfrühtes Ziel, indem er am 26. Jänner 1744 an einem Blutsturz starb. Als Maria Theresia die Nachricht von seinem Tode empfing, sagte sie: „Ich verliere einen getreuen Vasallen und einen Beschützer, den nur Gott belohnen kann."

Neben der Redlichkeit und Uneigennützigkeit seines Charakters, und neben seinen auffallenden militärischen Verdiensten sind Liebe zur Wissenschaft und Geschäftsfleiß die Vorzüge, welche die Geschichte ihm zuerkennt, so wie es für einen Beweis seiner Menschenkenntniß gelten muß, daß er dem Leopold Daun seine Achtung mit dem Vermächtniß seiner Handschriften bezeugte, und ihn gleichzeitig Maria Theresia mit Wärme anempfahl.

Prinz Friedrich Josias Coburg.

Dieser ausgezeichnete Prinz wurde im Jahre 1737 am 27. December geboren, und trat mit seinem 19. Jahre in österreichische Kriegsdienste. Der zu jener Zeit ausgebrochene siebenjährige Krieg bot dem jungen, geistreichen und seinem gewählten Stande mit voller Neigung ergebenen Prinzen, viele Gelegenheit sich rühmlichst auszuzeichnen und zugleich jene Kenntnisse anzueignen, die ihn später zum Feldherrn bildeten. Obschon er den ganzen siebenjährigen und den folgenden bayerischen Erbfolge-Krieg mitmachte, und während dieser Zeit in Anerkennung seiner vorzüglichen Dienste in ziemlich schneller Folge zum Feldmarschall-Lieutenant befördert

wurde (1773), seine Thätigkeit als Interims-Commandirender in Ungarn (von 1778 bis 1786), und wirklicher Commandirender in Galizien und in der Bukowina (1786) auf eine segensreiche Art entfaltete, so fällt doch die glänzendste Epoche seiner Wirksamkeit in die Kriege gegen die Türken und Franzosen. Erst bei Ausbruch des ersteren im Jahre 17.8, sehen wir den mittlerweile zum Generalen der Cavallerie (1786) vorgerückten Prinzen an der Spitze von 18.000 Mann, als selbstständigen Heerführer an den Grenzen der Bukowina, welche er gegen die Einfälle der Türken zu schützen hatte. Er erkannte die Unmöglichkeit, die zur Deckung angewiesene Landesstrecke (gegen 40 deutsche Meilen) mit der ihm zu Gebote stehenden geringen Truppenzahl auf allen Punkten zu sichern, und beschloß daher angriffsweise vorzugehen, wodurch er die Aufmerksamkeit des Feindes von der Grenze auf irgend einen andern Ort abzulenken hoffte. Diese richtige Voraussetzung wurde durch den glücklichsten Erfolg gekrönt. Coburg ließ vier Kolonnen in die Moldau einrücken und sie die Richtung gegen Jassy einschlagen, während er selbst gegen Chotym aufbrach und nach einem siegreichen Gefechte bei Rohatin und Pojana-Losi, in der Nähe der genannten Festung, ein Lager bezog. Nach der am 29. Juni erfolgten Vereinigung mit dem russischen Hilfscorps unter dem Generalen Sollikoff, bewirkte der Prinz die vollkommene Einschließung des Platzes und begann die Belagerung, die mit Uebergabe desselben endigte.

Im folgenden Jahre sammelte der Seraskier Derwisch-Mechmet eine beträchtliche Streitmacht bei Fokschan und bedrohte die Stellung des Prinzen, welcher die Verbindung mit Siebenbürgen und der Bukowina zu erhalten und überdies den Auftrag hatte, nur in Gemeinschaft mit den Russen gegen die Walachei vorzudringen. Nach dem Falle der Festung Galacz hielt es Coburg an der Zeit, auch seinerseits angriffsweise vorzugehen und erbat sich die Erlaubniß dazu von seinem Monarchen, dem Kaiser Joseph, welcher ihm diese am 18. Mai 1789 durch folgendes Handbillet ertheilte: „Die Vorkehrungen, welche „Sie mit Ihrem Corps getroffen haben, finde ich der dermaligen Lage „der Sachen und den Umständen ganz angemessen. Auch werden solche „allerdings, sowohl für Uns als die Russen vortheilhaft sein, in so „lange letztere da bleiben, wo sie sind. Indessen kann ich Ew. Liebden „in der Entfernung, in der wir von einander sind, nichts vorschreiben, „sondern ich verlasse mich vollkommen, daß Sie nach der Ihnen bei„wohnenden Einsicht und Klugheit die Umstände benützen und das vor-

„nehmen werden, was das Beste des Dienstes befördern und Schaden „vermeiden kann."

Prinz Coburg brach nun gegen Adjud auf, vereinigte sich dort nach mehreren Gefechten mit Suwarow, der ihm 6000 Russen aus dem Lager von Byrlat zuführte und zog gegen Derwisch-Mechmet, welcher sich mit 30.000 Mann zwischen den Flüssen Puttna und Milkow auf der Hauptstraße nach Fokschan sehr zweckmäßig aufgestellt hatte. Nach dem Puttna-Uebergang des verbündeten Heeres, kam es dort am 1. August zur Schlacht, die mit der Niederlage und Flucht der Türken endigte. 16 Fahnen, 10 Geschütze, große Vorräthe und Beute fielen in die Hände der Sieger; der Kaiser lohnte den Prinzen mit dem Großkreuze des Militär-Maria-Theresien-Ordens. Coburg, dadurch hochgeehrt, zeigte den Orden seinen tapferen Soldaten mit den Worten: „Dieses Ehrenzeichen, meine Brüder, habe ich Euch zu danken." Der Abzug der Russen, welche nach der Schlacht wieder an den Pruth eilten, hinderte den Prinzen die Früchte seines Sieges zu ernten. Er beschränkte sich bis zur Mitte des Septembers auf die Behauptung seiner Stellung. Um diese Zeit rief ihn die Annäherung des Großvezirs Rudschuk Seid Hassan Pascha zu erneuerter Thätigkeit auf. Durch den unermüdlichen Suwarow, der auf die Nachricht von der drohenden Gefahr mit seiner Division herbeieilte, um 7000 Mann verstärkt, griff Coburg die Türken ungeachtet ihrer bedeutenden Uebermacht in ihrem Lager bei Martinestje an, und erfocht am 22. September einen zweiten glänzenden Sieg, den der Kaiser mit des Prinzen Ernennung zum Feldmarschall lohnte. Bei 5000 Feinde deckten das Schlachtfeld, dreimal so viel kamen auf der Flucht um und 100 Fahnen und 80 Kanonen wurden erobert; der Feldzug war beendigt.

Der Tod des Kaisers Joseph und die darauf gefolgten Wirren mit Preußen, zogen einen großen Theil der österreichischen Streitkraft an die preußische Grenze und verhinderten dadurch den Prinzen Coburg, die seinem Oberbefehl gegen die Türken anvertrauten Heere mit der gewohnten Energie zu verwenden, und wurden die Feindseligkeiten durch den am 23. September geschlossenen Waffenstillstand überhaupt eingestellt.

Der Friede von Szistow führte Coburg als Commandirenden nach Ungarn, von wo er jedoch schon im Anfange des Jahres 1793 abberufen wurde, um den Oberbefehl der verbündeten Heere gegen

Frankreich zu übernehmen. Bei seiner Ankunft fand Coburg das verbündete Heer in einer eben nicht günstigen Lage. Mastricht war seit dem 20. Februar von den Franzosen belagert und dessen Fall zu besorgen. Wollte man diesen Platz retten, so mußte der Feldzug schnell und mit Kraft eröffnet werden. Er ließ daher die ganze Armee an die Roer vorrücken, übersetzte in der Nacht zum 1. März diesen Fluß bei Düren und Jülich, und schlug am nämlichen Tage die Franzosen in der Schlacht von Aldenhoven entscheidend. Die nun folgenden siegreichen Schlachten bei Lüttich und Neerwinden (4. und 18. März) nöthigten die Feinde zur Räumung der Niederlande. Zu Folge einer abgeschlossenen Waffenruhe verließ Coburg Brüssel und zog sich unter dem Schutze jener starken Festungen zurück, welche die Nordgrenze Frankreichs in dreifacher Linie umgeben. Nach abgelaufenem Waffenstillstand sammelte Prinz Coburg seine Truppen auf den Höhen bei Quivrain und zwang die Franzosen durch einen allgemeinen Angriff, sich gegen Valenciennes und Condé zurückzuziehen, welch' letzterer Platz von den Verbündeten sofort eingeschlossen wurde. Zwei Versuche, welche der feindliche Heerführer Dampierre am 1. und 18. Mai mit großer Uebermacht zum Entsatze dieser Festung unternahm, scheiterten an der Tapferkeit der Verbündeten und der umsichtigen Leitung ihres Führers. Dampierre wich in das stark verschanzte Lager bei Famars zurück, wurde aber hier von dem Prinzen Coburg am 23. Mai angegriffen und nach einem blutigen Kampfe aus seiner festen Stellung vertrieben. Das wichtige Valenciennes wurde nun von den Verbündeten berannt und Condé zur Uebergabe aufgefordert. Es ergab sich, worauf Valenciennes und le Quesnoy folgten und der Feldzug beendigt war.

Kaiser Franz ehrte die großen Verdienste des Prinzen mit dem Großkreuze des Maria Theresien-Ordens in Brillanten.

Im nächsten Feldzuge eroberte Coburg nach dem Siege der Verbündeten bei Le Cateau zwar die Festung Landrecy, und siegte auch noch bei Tournay (22. Mai), in welcher Schlacht die Franzosen nach einem sechzehnstündigen Kampfe geschlagen wurden. Jetzt aber trat eine Wendung der Ereignisse ein. Die Verbündeten erlagen den übermächtig anrückenden feindlichen Kolonnen, Coburg selbst verlor die Schlacht von Fleurus und führte das Heer zuerst nach Brüssel, von wo er in Folge der unglücklichen Ereignisse am Rhein seinen Rückzug an das rechte Maas-Ufer antrat.

Prinz Coburg dankte nun ab und legte das Commando über die verbündeten Heere in die Hände seines Nachfolgers, des Feldzeugmeisters Grafen Clerfayt. Rastlose körperliche und geistige Anstrengungen hatten seine Gesundheit erschüttert. Indessen mögen die vielfachen Hindernisse, welche übler Wille und unzeitige Sparsamkeit seinen Plänen entgegenstellten, einen ebenso großen Einfluß auf diesen Entschluß gehabt haben. Von der Liebe und Verehrung der österreichischen Heere begleitet, zog er sich nach Coburg zurück. Dort lebte er den Erinnerungen seiner glorreichen Vergangenheit und erheiterte durch nie getrübte Laune den engen Kreis seiner Umgebung. Obgleich bis zu seinem Ende ein aufrichtiger Anhänger des österreichischen Hauses, nahm er doch weiter keinen thätigen Antheil an den Ereignissen der folgenden Jahre und starb als Senior des sächsisch-ernestinischen Hauses am 28. Februar 1815 zu Coburg, im 78. Jahre seines Lebens.

Karl Graf Clerfayt.

Clerfayt, der aus einem angesehenen Geschlechte in den ehemals österreichischen Niederlanden stammt, wurde am 14. October 1733 in dem Schlosse Bruille unweit Binch im Hennegau geboren. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung und widmete sich vorzüglich dem Studium der Mathematik. Im Beginne des siebenjährigen Krieges betrat er die militärische Laufbahn und zeichnete sich bei Prag, Hochkirchen und Liegnitz, dann bei anderen Affairen so sehr aus, daß er Einer der Ersten war, den die große, unsterbliche Kaiserin Maria Theresia mit dem von ihr gestifteten und nach ihr benannten Orden schmückte. Nach Beendigung des siebenjährigen Krieges war er bereits Oberst.

Gelegenheit zu bedeutenderem Wirken brachte ihm der Türkenkrieg 1788, in welchem Jahre er zum Feldzeugmeister befördert wurde, ein besonderes Corps im Banate commandirte, und an dessen Spitze die Türken bei Mehadia schlug. Nach der Eroberung Belgrad's, bei welcher Clerfayt sich an Laudon's Haupt-Armee anschloß, führte er den Befehl in der kleinen Walachei, erfocht rühmliche Siege über die Türken bei Selya und Kalafat und wurde für diese Waffenthaten mit dem Großkreuze des Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet. Eine noch glänzendere Thätigkeit entwickelte er in dem 1792 ausgebrochenen Revolutions-

kriege, dessen blutige Gräuel noch heute unvergessen sind, und welche uns die Lehre hinterlassen haben, daß man vom ernsten und ruhigen Gang der Weltgeschichte jene Aenderung erwarten möge, die das Bedürfniß der Zeit nie versagt.

Clerfayt war bei dem Einbruch des Herzogs von Braunschweig in die Champagne, schlug den Feind bei Stenai, deckte später den Rückzug des genannten Herzogs mit großer Umsicht und wenigen Truppen gegen den starken, heftig nachdrängenden Feind, und ging dann nach den Niederlanden, um hier die Operationen des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen zu leiten und Belgien mit 17.000 gegen 80.000 Mann zu beschützen. Ueber dieser durch noch andere Umstände erschwerten Aufgabe kam es zur Schlacht von Jemappes, welche, wenn auch verloren, ein würdiges Denkmal österreichischer Tapferkeit bleibt. Clerfayt's Rückzug, nach jener Schlacht bis Bergen im Herzogthume Jülich mit einem sehr geschwächten Heere, unter fortwährendem Kampfe sowohl mit dem Feinde, als mit der Ungunst der Elemente, hat bei Kennern der Kriegskunst allgemeine Bewunderung gefunden.

In dem glücklichen Feldzuge 1793, in welchem Clerfayt eine Division unter dem Prinzen von Coburg führte, entschied er in der mörderischen Schlacht von Neerwinden durch seine unerschütterliche Ausdauer den Sieg. Nicht geringere Tapferkeit und Feldherrn-Umsicht entwickelte Clerfayt in den späteren Gefechten dieses und des folgenden Jahres, in welch' letzterem, nachdem Prinz von Coburg die Schlacht bei Fleurus verloren, er den Oberbefehl übernahm, und die Armee nach glänzenden Kämpfen und blutigen Schlachten gegen den sechsfach überlegenen Feind glücklich über den Rhein zurückführte. Nun wurde Clerfayt Feldmarschall, und als des römischen Reiches Feldzeugmeister erhielt er auch den Befehl über die Reichstruppen, schlug als solcher im Jahre 1795 Jourdan bei Höchst und warf ihn über den Rhein zurück. Dann eilte er gegen das von 70.000 Franzosen eingeschlossene Mainz, erstürmte die für unbezwinglich gehaltenen, von 600 Feuerschlünden vertheidigten Verschanzungen; — ein Unternehmen, welches sich den größten und ersten Heldenthaten anreiht.

Als Ende 1795 der Waffenstillstand zum Abschluß kam, ging Clerfayt nach Wien, wo ihn das Volk mit Enthusiasmus aufnahm, und den Retter Deutschlands in ihm begrüßte. Der Kaiser selbst besuchte ihn mit dem Erzherzoge Karl und verlieh ihm den goldenen Vließorden.

Kränklichkeit bewirkte, daß Clerfayt um seine Entlassung zu bitten genöthigt war, die ihm mit der ausdrücklichen Erklärung des Kaisers: „daß diese Entlassung nach zu verschiedenen Malen dringend geäußertem Verlangen" bewilligt wurde.

Von den Mühseligkeiten der vielen Kriege an seiner Gesundheit sehr geschwächt, starb er nach langem Leiden schon nach 2½ Jahren (1798) und wurde seiner letztwilligen Anordnung gemäß, ohne alles Leichengepränge zu Hernals bestattet. Die Stadt Wien, dankerfüllt, ließ ihm ein prachtvolles Grabmal errichten.

Clerfayt war ein ausgezeichneter Feldherr und vortrefflicher Mensch, treu und redlich haßte er Ruhmredigkeit und Ränke, hielt strenge Mannszucht und auf Ehre und gewissenhafte Erfüllung der Dienstpflicht. In der Armee nannte man ihn den „Soldatenvater"; thatsächlich schlug er alle Heirathsanliegen aus. „Hab' ich denn nicht eine genug große Familie? Meine Soldaten, sind sie nicht alle meine Kinder?" waren seine Worte, wenn man an ihn solch' ein Ansinnen stellte. Seine Börse stand den unter ihm dienenden Offizieren immer offen, und den Tag vor seinem Tode verbrannte er alle Schuldscheine mit der Aeußerung, „er könne sich mit größerer Zuversicht auf sich selbst als auf seine Erben verlassen."

Im Felde von unerschütterlichem Muthe, setzte er sich selbst oft Gefahren aus, um seine Truppen zu schonen. Die Spitäler überwachte er sorgfältig und war ernst darauf bedacht, daß es den kranken Soldaten an Nichts gebrach. In Kleidung und Lebensweise einfach, pflegte er sich nur am Schlachttage zu schmücken. Dann zeigte er sich in glänzender Uniform und mit allen seinen Orden; „der Tag der Schlacht", sagte er, „ist des Kriegers Ehrentag."

Herzog Albert von Sachsen-Teschen.

Nicht allein das Leben jener Männer, deren Thaten und Wirken erschütternd in das Schicksal der Völker eingreifen, ist ein Eigenthum der Geschichte; gern wendet der Verehrer bescheidener Tugenden seine Blicke auf das Streben jener, die, wenn sie an großen Weltereignissen mitzuhandeln hatten, ihr bestes Wollen an das Gelingen setzten.

Albert von Sachsen-Teschen kam als der sechste Sohn des Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, August's III., und der Erzherzogin Maria Josepha, Tochter des Kaisers Joseph I., am 11. Juli 1738 auf dem Jagdschlosse Morizburg bei Dresden zur Welt. In jungen Jahren an den kaiserlichen Hof gekommen, hatte der Herzog im österreichischen Militärdienste die Feldzüge des siebenjährigen Krieges mitgemacht und seinen Degen ganz wacker geführt.

Im Jahre 1765 erhielt er den Grad eines Feldmarschalls und die Statthalterwürde in Ungarn, die er mit Klugheit und Würde behauptete, vermälte sich 1766 mit der Erzherzogin Maria Christine, der geistreichen Lieblingstochter Maria Theresiens. Nach seiner Vermälung übersiedelte der junge Fürst mit seiner Gemalin nach Ungarn, wo sie länger als 10 Jahre, die glücklichste Zeit ihres Lebens verbringend, blieben und neben dem Glücke des Privatlebens sich auch im vollsten Maße der Liebe und des Vertrauens der Ungarn — die mit seiner Verwaltung sehr zufrieden waren — zu erfreuen hatten.

Im Jahre 1781 wurde Albert zum General-Statthalter der österreichischen Niederlande ernannt, in welcher Stellung — mit Schwierigkeiten vielfacher Art kämpfend — er getreulich bis 1786 ausharrte.

Als die Revolution in Frankreich auch die Niederlande bedrohte, erhielt der Herzog, welcher sich von jeder öffentlichen Thätigkeit zurückgezogen hatte, im Jahre 1792 den Oberbefehl über das kaiserliche Heer in den Niederlanden. Die geringe Zahl der Truppen machte es unmöglich, entscheidende Gefechte zu wagen und Herzog Albert mußte sich begnügen, den Feind durch einzelne Postengefechte zu beschäftigen. Es wurde jede Gelegenheit benützt, unsere Schwäche den Franzosen durch unerwartete Operationen zu verbergen, das Gleichgewicht gegen eine so große feindliche Ueberzahl an Mannschaft durch Unternehmungsgeist und Bravour zu ersetzen. Nachdem der Herzog einige Verstärkungen an sich gezogen hatte, kam es am 6. November 1792 zur Schlacht von Jemappes, in welcher 20.000 Oesterreicher gegen 50.000 Franzosen fochten und 14.000 Leichen die Wahlstatt deckten. Der heldenmüthige Entschluß des Herzogs unter schwierigen Umständen die Schlacht zu wagen, die meisterhafte Disposition und die außerordentliche Tapferkeit der Oesterreicher, die nicht gewohnt, die Menge der Feinde zu zählen, den ganzen Tag dem feindlichen Heere streitig machten, werden, wenn auch die Schlacht nicht zu ihren Gunsten sich wendete, immer denk-

würdig bleiben. Die großen Anstrengungen des Geistes, die Beschwerlichkeiten dieses Feldzuges, hatten das Uebelbefinden des schon seit einiger Zeit kränklichen Herzogs, welcher mit seltener Resignation sich bis zu diesem Augenblicke dem Dienste seines Monarchen geopfert hatte, so sehr vermehrt, daß er genöthigt war, das Commando der Armee an Feldzeugmeister Clerfayt zu übergeben.

Im Jahre 1794 erfolgte dessen Ernennung zum Reichs-Feldmarschall, doch legte der Herzog diese Würde wegen der im deutschen Reiche herrschenden Zwistigkeiten, die jedes energische Auftreten lähmten, noch in diesem Jahre nieder, trat von allen öffentlichen Geschäften gänzlich zurück und lebte mit seiner Gattin in Wien nur den Künsten. Am 24. Juni 1798 verlor er seine Gemalin im Alter von 56 Jahren; er folgte ihr 24 Jahre später, am 10. Februar 1822, im hohen Alter von 84 Jahren.

Nicht durch weittragende Erfolge gekrönte Thaten, an denen die Ungunst der Verhältnisse dem kräftigen Wollen dieses Mannes voll redlichsten Willens, Treue und Standhaftigkeit unüberwindliche Hemmnisse entgegensetzte, sind es, die wir verzeichnen konnten. Nichtsdestoweniger verdient dieser vielfach mit Unrecht verunglimpfte Name ein Ehrendenkmal, dessen er sich durch echte Vaterlandsliebe, durch Selbstaufopferung in so hohem Grade würdig erwiesen hat.

Die Ehe des Herzogs mit Christine war eine musterhafte, der Herzog war sich des Kleinods, das er in seiner ausgezeichneten Frau besaß, in vollem Werthe bewußt. Mit Christinen's Tode betrachtete er sein Leben abgeschlossen; es hatte für ihn keine Bedeutung mehr in der Gegenwart, nur die Erinnerung an die Zeit seines schönsten Glückes, die zuversichtliche Hoffnung auf die Wiedervereinigung mit der Verklärten hielt ihn aufrecht. Er wollte hinfort nur in Ruhe und in der Betrachtung leben, „wie er denselben Weg gehen werde, auf dem seine Frau ihm vorausgegangen war." Mit dem Jahre 1798 schloß er auch seine Memoiren ab. Die letzten Worte enthalten einen rührenden Nachruf an Christine: „Nach dreiunddreißig Jahren der glücklichsten Ehe verlor ich die edelste Frau, die je gelebt hat, mein Theuerstes auf Erden und den geliebten Gegenstand meines ganzen Glückes. . . . . Ich kann nicht mehr zu ihrem Lobe sagen, als daß sie sich in allen Lebensverhältnissen als eine würdige Tochter Maria Theresia's gezeigt hat. Sie war ihr liebstes Kind und hat all' die edlen Eigenschaften ihres Geistes und

Herzens geerbt, besonders den festen Muth, die Charakterstärke. . . . . Die Zuneigung, mit welcher man ihr im Volke begegnete, entschädigte sie für so manchen Kummer, den sie früher hatte erfahren müssen. Die Thränen, die auf ihr Grab fielen, sind ihr bestes Lob."

Herzog Albert war nur wenige Jahre älter als Christine, aber seine Persönlichkeit war von Natur aus ruhiger, bedächtiger, mehr in sich abgeschlossen. Auch an Kenntnissen und politischer Bildung war er seiner Frau weit überlegen. Aus seiner Heimat brachte er ein ausgebreitetes Wissen, eine Vorliebe für geistige Thätigkeit und eine gesunde, vorurtheilsfreie Lebensanschauung mit. Seine Freunde rühmten seine Gewissenhaftigkeit, seinen Freimuth. In seinen Schriften erkennt man eine gereifte tüchtige Gesinnung, eine strenge Wahrhaftigkeit und die stete Rücksicht auf das Gemeinwohl. In seinem Aeußern zeigte er etwas Sanftes, eine ungekünstelte Würde, Ruhe und Gleichmuth in allen Begriffen. Er konnte wie Marc Aurel von sich sagen: „Mögen Andere ihre Freude haben wie sie wollen; meine Freude ist, wenn ich eine gesunde Seele habe, ein Herz, das keinem Menschen zürnt. . . ."

Nicht leicht hatte ein Fürst jener Zeit einen solchen doctrinären Fleiß, so ausgezeichnete Kenntnisse in Kunst und Wissenschaft wie Herzog Albert. Seine Bibliothek umfaßte 30.000 Bände und darunter die besten Werke aller Zeiten und Nationen. Er verstand Sinn und Bedeutung der großen monumentalen Werke, der Plastik und Malerei. Seine Sammlung von Handzeichnungen ist wegen ihrer Vollständigkeit die erste Europa's und jedem Kunstfreunde bekannt. Kein namhafter Künstler ging durch Wien, ohne sich dem Herzog vorstellen zu lassen. Wie viele junge und arme Künstler erfreuten sich seiner Unterstützung. Er kaufte von ihnen Zeichnungen und Bilder um Summen, die ihren Werth um das Zehnfache überstiegen. Die Sammlung der Kupferstiche überstieg 100.000 Blätter, in welchen die Werke der größten Maler von den größten Kupferstechern dargestellt sind. Die Stadt Wien hat dem Herzog das in unsterblicher Schönheit prangende Grabdenkmal der Erzherzögin Christine in der Augustiner-Kirche zu danken; ein Denkmal, das zu den herrlichsten Zierden der Kunst dieses Jahrhunderts gehört und das Meisterwerk eines großen Künstlers, Canova's, ist. Aber auch in anderer Richtung lebt das Andenken des humanen und kunstsinnigen Fürsten in der Erinnerung fort. Um den drei Meilen langen Morast in der Baranyer-Gespanschaft Ungarns zu entwässern, ließ der Herzog

aus eigenen Mitteln im Jahre 1793 einen Canal bauen, der 18.813 Klafter in der Länge betrug und im Jahre 1811 vollendet wurde; er führt zur Erinnerung an den Erbauer den Namen Albert-Cerositza-Canal. Ein nicht minder großes Werk ließ der Herzog in Wien herstellen, um der Trinkwassernoth zu steuern; es sind dies die Albert'schen Wasserleitungen; diese erhalten das Wasser aus mehreren Bergquellen der sogenannten hohen Wand bei Hütteldorf und führen es durch eine Strecke von 7155 Klaftern in die Vorstädte. Dem k. k. Blinden-Institute in Wien schenkte der Herzog 50.000 fl. Wir würden nicht fertig werden, wollten wir hier der Geldopfer des Herzogs für den Staat oder seiner Mildthätigkeit für die vielen Stiftungen in Wien und in der Provinz gedenken; sein Wirken als edler Mensch im hehren Sinne des Wortes ist es, welchem die unparteiische Geschichte den Zoll wohlverdienten Lobes spendet.

Joseph Freiherr Alvinzy.

Zu jenen österreichischen Feldherren früherer und neuerer Zeit, die durch Muth und Talente hervorleuchteten, gehörte auch Alvinzy, der seine kriegerische Laufbahn im siebenjährigen Kriege begann. Er zeichnete sich als Hauptmann, 1760, in der Schlacht von Torgau, bei der Eroberung von Schweidnitz und in der Action bei Teplitz, wo er mit dem Säbel in der Faust den Feind angriff, vorzüglich aus und wurde bei Torgau und Teplitz schwer verwundet.

Bis zum bayerischen Erbfolgekriege richtete er seine ganze Thätigkeit auf die Einführung und Einübung der (durch Lacy) erschienenen neuen Dienst- und Exerciervorschriften.

Bei dem Ueberfall von Habelschwert nahm Alvinzy als Oberst, nachdem er mit seinem Regiment den Angriff auf das böhmische Thor gemacht, den Prinzen von Hessen-Philippsthal gefangen; Joseph II. ernannte ihn für die bei dieser Gelegenheit bewiesene Tapferkeit, zum Generalen und verlieh ihm das Theresienkreuz. Nach Beendigung des Krieges wurde Alvinzy Lehrer der Taktik bei Erzherzog Franz, dem nachmaligen Kaiser, und erwarb sich hier für seine Bemühungen die Inhaberschaft des 26. Infanterie-Regimentes.

Der Türkenkrieg von 1788—1789, in welchem er unter Laudon diente, gab ihm wieder Gelegenheit, sich hervorragend auszuzeichnen, da ihm die Ueberrumplung von Belgrad aufgetragen war, welches Unternehmen nur durch die Elemente vereitelt wurde.

Ein Jahr später, 1790, führte Alvinzy das zur Dämpfung der Unruhen bestimmte Corps nach den Niederlanden und 1791 sollte er die in Lüttich ausgebrochene Empörung unterdrücken, aber ein Sturz vom Pferde zwang ihn das Commando an den Feldmarschall-Lieutenant Khen zu übergeben.

Der Ausbruch des französischen Revolutionskrieges eröffnete Alvinzy ein neues Feld des Ruhmes und der Ehre; er zeichnete sich in der Schlacht bei Neerwinden 1793 dergestalt aus, daß er auf der Stelle mit dem Commandeurkreuz des Maria Theresien-Ordens belohnt wurde. Im Juli 1793 nahm er zu Leuse die mit Dumonriez übergegangenen Truppen in Eid und Pflicht für Ludwig XVII., später befehligte er das österreichische Hilfscorps, welches den Herzog von York bei der Unternehmung auf Dünnkirchen begleitete.

In dem Feldzug 1794 führte er einen bedeutenden Heertheil und zeichete sich in den Gefechten von Chatillon und Nouvion, in den Schlachten von Landrecy, Charleroi und Fleurus aus. Nachdem er bei Mariolles schwer verwundet ward, erbat sich Erzherzog Karl noch auf dem Schlachtfeld von seinem kaiserlichen Bruder, an die Stelle des Verwundeten treten zu dürfen. Nach kurzem Fernsein von seinen Waffenbrüdern kam Alvinzy unter gleichzeitiger Beförderung zum Feldzeugmeister wieder zur Armee und wurde dem Prinzen von Oranien, welcher Charleroi entsetzen sollte, beigegeben. Seinem Rath verdankte die arg bedrängte Festung nach einem am 16. Juni erfochtenen Siege ihre Befreiung. Bei dieser Gelegenheit verlor Alvinzy zwei Pferde unter dem Leibe und erhielt selbst einen Prellschuß. Noch am Schlachtfeld belohnte der Kaiser seine Verdienste durch Verleihung des Großkreuz des Maria Theresien-Ordens.

Als die Winterquartiere am rechten Ufer des Rheins bezogen waren, führte Alvinzy das Commando über die zwischen Düsseldorf und Welser dislocirten Truppen, und mußte zur Vertheidigung von Holland mitwirken.

1795 zur Armee am Ober-Rhein versetzt, befehligte er alle Truppen zwischen dem Nekar und Constanz. Noch vor Beginn des Feldzuges

berief man ihn in den Hofkriegsrath nach Wien, weshalb er das Commando an Wurmser übergab.

Das Jahr darauf, nachdem sich Beaulieu aus Italien nach Tyrol zurückziehen mußte, wurde ihm der Auftrag zu Theil, die Armee zu organisiren und zu neuen Kämpfen zu bereiten; auch gelang es ihm den zur Befreiung Mantua's bestimmten Wurmser eine diesem Zwecke gewachsene Armee zu übergeben. Er selbst verwendete jetzt sein vorzüglichstes Augenmerk auf die Bildung des Tyroler Landsturmes, wobei er sich die allgemeine Liebe der Einwohner erwarb, die ihn auch aus Dankbarkeit zum Landstande erwählten.

Nachdem Wurmser's Versuche mißglückt und er in die Festung Mantua eingeschlossen worden war, bekam Alvinzy das Obercommando in Italien, um den Entsatz der Festung zu bewirken. Bei der hiezu von Görz aus begonnenen Vorrückung leitete er zuerst das Gefecht bei Rivoli, hierauf die siegreiche Erstürmung des Montebaldo und die Schlacht bei Arcole, war Sieger bei Scaldaferro, Bassano und Vicenza. Leider wurde aber der Rückzug in die Stellung Bassano-Padua nothwendig. Um Mantua zu befreien, unternahm er nun einen zweiten Versuch und diesmal von Tyrol aus; aber wenngleich die Truppen mit großer Tapferkeit fochten, die Capelle von St. Marco — den Schlüssel der Stellung — eroberten und des Feindes linke Flanke umgingen, scheiterte doch der klug entworfene und fast schon ausgeführte Plan, als eine feindliche Reiterschaar durch einen unerwarteten Angriff die mangelhaft organisirten jungen Truppen die Flucht ergreifen ließ. Als er am zweiten Tag, entschlossen das Aeußerste zu wagen, den Angriff erneuerte, kam ihm der verstärkte Feind entgegen und schlug abermals die erschöpfte Mannschaft. Eine Colonne, die den Feind abschneiden sollte, wurde selbst abgeschnitten und gefangen, und einer seiner Generale — Provera — konnte die Vereinigung mit der schon zu eng eingeschlossenen Besatzung Mantua's nicht bewirken. Von einer bedeutend überlegenen Macht umringt, mußte er im Angesicht der Festung sich ergeben. Die Trümmer des Heeres zogen sich über die Piave zurück, Mantua fiel.

Der Feldzeugmeister, von körperlichen Leiden und Gemüthserregungen erschüttert, vermochte nicht länger die Beschwerden des Winterfeldzuges zu ertragen, es war daher für ihn eine Wohlthat, als ihn der Kaiser des Oberbefehls enthob und diesen an Erzherzog Karl übertrug.

Der Monarch, der das wahre Verdienst, wenn dasselbe auch von Unglück begleitet, erkannte, war weit entfernt seine Ungnade Alvinzy, dessen Bestrebungen nicht der Erfolg krönte, fühlen zu lassen, sondern gab ihm den Beweis seiner Huld durch Verleihung der geheimen Rathswürde und des General-Commando's in Ungarn. 1808 erhob der Kaiser ihn zum Feldmarschall und schenkte demselben eine Herrschaft im Banate. Am 25. November 1810 starb Alvinzy am Schlagfluß zu Ofen und wurde auf dem militärischen Gottesacker begraben, weil er in Mitte seiner Waffengefährten ruhen wollte. Als der Hofkriegsrath dem Kaiser den Tod Alvinzy's meldete, schrieb derselbe eigenhändig auf die Anzeige: „Ich bedauere sehr den Verlust dieses treuen und rechtschaffenen Dieners."

Alvinzy's Wahlspruch: „Justitia virtutum comes" bewährte er bis zu seinem Ende.

Dagobert Sigmund Reichsgraf von Wurmser.

Zu den tapfersten Generalen, welchen die österreichische Armee im Beginne der französischen Revolutionskriege mit ebensoviel Freude als Stolz an ihrer Spitze sah, gehört der Feldmarschall Wurmser. Sein Geburtsort ist Straßburg im Elsässischen, wo er den 7. Mai 1724 zur Welt kam. Zuerst diente er im französischen Heere und focht mit Auszeichnung im österreichischen Erbfolge- und später im siebenjährigen Kriege. Nach Ablauf dieses Kampfes trat er, und zwar in der Eigenschaft eines Generalmajors, in die Dienste Oesterreichs. Zehn Jahre später war er schon Feldmarschall-Lieutenant und Inhaber eines Hußaren-Regimentes (heute Nr. 8). Die erste Gelegenheit sich für sein neues Vaterland hervorzuthun, ward Wurmser durch den bayerischen Erbfolgekrieg (1778—1779) geboten und an seinen Namen knüpft sich die bedeutendste Waffenthat des ganzen Krieges überhaupt, der bekanntlich sehr arm an entscheidenden und glänzenden Ereignissen ist. Er überfiel nämlich im Januar 1779 die Preußen in Habelschwerdt und nahm nicht nur dieses und die umliegenden Ortschaften, sondern machte auch viele Gefangene und große Beute. Der unvergeßliche Joseph II. belohnte die Einsicht und den Muth des erfahrenen Wurmser's mit dem Commandeurkreuze des Maria Theresien-Ordens und übertrug ihm das Generalat von Galizien, einen

Posten, auf dem er zu seinem Leidwesen auch während des Türkenkrieges von 1788—1790 verbleiben mußte.

Erst das Jahr 1793 rief Wurmser wieder, u. zw. gegen die Franzosen in's Feld. Er übernahm das Commando der Armee am Ober-Rhein, welche er mit ebensoviel Geschick als Tapferkeit führte. Zuerst vereitelte er die Uebergangsversuche des Feindes zum Entsatz von Mainz bei Rohrbach und Germersheim, sodann vertrieb er ihn aus seiner festen Position im Bienenwald und erstürmte schließlich am 13. October die für unüberwindlich gehaltenen Linien von Weißenburg und Lauterburg, wobei diese beiden festen Städte mit Lager, Zelten, Gepäcke, Pferden, vielen Feuergewehren, Kanonen und anderem Kriegsvorrath erobert wurden. Diese glänzenden Unternehmungen erwarben dem siegreichen Wurmser das Großkreuz des Theresien-Ordens. Alle diese Vortheile gingen jedoch durch die Unthätigkeit der alliirten Preußen wieder verloren und der österreichische Feldherr mußte sich Anfang 1794 über den Rhein zurückziehen. Er legte auch jetzt das Commando nieder, übernahm es im Sommer 1795 aber auf's neue, und eroberte nach zwei glücklichen Gefechten das feste Mannheim, wofür er zum Feldmarschall ernannt ward.

Im folgenden Jahre wurde Wurmser an die Spitze der Armee in Italien gestellt, wo es vor allem darauf ankam, Mantua zu entsetzen. Wo der greise General in Person befehligte, da kettete er den Sieg an die Fahnen Oesterreichs. Es gelang ihm, zur genannten Festung vorzudringen und hier das französische Belagerungsheer unter Serrurier am 1. August in die Flucht zu schlagen und das ganze 140 Stück umfassende Belagerungsgeschütz zu erobern. Leider erlitten aber die detachirten Corps Wurmser's durch Bonaparte Niederlagen, nach welchen sich derselbe mit seiner ganzen Macht auf ihn warf und zum Rückzuge nach Südtyrol zwang, worauf Mantua neuerdings eingeschlossen ward. Nicht ein Monat verging, erschien Wurmser wieder auf dem Kampfplatze. Die zweite Unternehmung wurde nach dem Plane der früheren, entgegengesetzt der Ansicht Wurmser's, ebenfalls mit getheilter Kraft begonnen. Wieder schlug Bonaparte die einzelnen Corps, und Wurmser selbst sah sich genöthigt, Mantua als sicheren Ort aufzusuchen, worin er auch am 10. October gänzlich eingeschlossen wurde.

Unverzagt sammelte Oesterreich ein neues Heer, um die Festung und Wurmser zu retten; alle Versuche des Feldherrn — Alvinzy's —

aber scheiterten. Mantua, ohne alle Aussicht auf Hilfe, ohne Lebensmittel, weder Hund noch Pferd waren mehr vorhanden (ein Spatz wurde mit 20 Soldi entlohnt) die längst zur Nahrung gedient, die Truppen durch Krankheiten decimirt, mußte fallen. Da ihn Alles zur Uebergabe aufforderte und jede Aussicht auf Entsatz geschwunden war, begehrte Wurmser endlich zu capituliren (2. Februar 1797). Bonaparte gewährte ihm, mit voller Anerkennung seiner besonderen Tapferkeit ungesäumt billige Bedingungen. Er gestattete ihm für seine Person und einer aus allen Waffengattungen zusammengesetzten Abtheilung freien Abzug mit allen Kriegsehren.

Der 73jährige Greis ward jetzt in Anerkennung seiner langjährigen Verdienste zum commandirenden General in Ungarn ernannt, aber die andauernden Beschwerden der letzten Feldzüge, das Mißgeschick seines neuen Vaterlandes und der nagende Kummer über seine jüngsten Erlebnisse hatten das treue Herz gebrochen. Wurmser verfiel kurz nach seiner Ankunft in Wien, wohin ihn Franz I. huldvollst berufen, in eine tödtliche Krankheit. Er starb den 22. August 1797 in dem sog. gräflich Starhemberg'schen Gartengebäude auf der Wieden an der Wassersucht,*) mit dem Rufe eines ebenso edlen Menschen als tüchtigen Feldherrn, dessen ehrenhaftes Andenken durch sein letztes Mißgeschick nicht geschmälert ward. Wurmser's außerordentliche Herzhaftigkeit, welche durchaus nichts von Furcht kannte, verschaffte ihm nach seinem Tode die Auszeichnung, daß Dr. Gall, der berühmte Cranioscop, eben dieser Ursache wegen, seinen Schädel als ein schwer wieder zu findendes Muster für seine Sammlung erwarb.

*) Verfasser dieses ist es trotz umfassendster Nachforschungen gelegenheitlich eines eingehenderen und demnächst in den „Mittheilungen des k. k. Kriegs-Archives" erscheinenden biographischen Abrisses des Helden Wurmser's nicht gelungen das Grab desselben zu eruiren. Niemand weiß, wo der Sieger von Habelschwerdt, Weißenburg und Mannheim, der heldenmüthige Vertheidiger von Mantua seinen letzten Schlaf schläft. Sein einziger Sohn, der Graf Christan, Gouverneur von Galizien und provisorischer Präsident der Steuer-Regulirungs-Commission, mit welchem auch das uralte Geschlecht der Wurmser erlosch, ruht auf dem Währinger Ortsfriedhofe.

Paul Freiherr von Kray.

Gerne wird der wahre Oesterreicher ein Blatt der Geschichte diesem würdigen Veteranen gewidmet sehen, welcher geehrt von seinem Monarchen, den er über alles liebte, in manchen heißen Gefechten und Schlachten für des Vaterlandes Ruhm, Ehre und Wohlfahrt einstand.

Zu Käsmark in Ungarn am 5. Februar 1735 geboren und von seinem Vater, einem k. k. Hauptmann, von frühester Jugend an für den Waffendienst herangebildet, trat Kray, 18 Jahre alt, als Cadet in das 31. Infanterie-Regiment und zeichnete sich im siebenjährigen Kriege durch Eifer und Thätigkeit, namentlich bei der Belagerung von Glatz aus, wo er — damals schon Oberlieutenant — mit den Kroaten in die Festung drang, dem feindlichen General die Schlüssel abnahm und sie dem General Laudon überbrachte.

Im Jahre 1784 dämpfte Kray den in Siebenbürgen ausgebrochenen bekannten Aufruhr unter Horja und Klocska und wurde für diesen mit großer Anstrengung ausgeführten wichtigen Dienst zum Obersten befördert.

Im Türkenkriege fand Kray mehrmals Gelegenheit zur Auszeichnung, so 1788 bei Porcseny, wo er von drei Seiten zugleich angegriffen wurde und 1789 beim Vulkanpasse. In beiden Gefechten wurden die an Zahl überlegenen Türken in die Flucht geschlagen. Das Maria-Theresien-Ritterkreuz ward ihm hiefür zum Lohne verliehen.

Auch an den französischen Kriegen der Jahre 1793—1795 nahm der mittlerweile zum Generalmajor beförderte Kray hervorragenden und rühmlichen Theil, namentlich waren es die Schlacht von Famars, die Belagerung von Valenciennes und Marchiennes, die Schlachten bei Charleroi, Landrecy, Fleurus xc., welche ihm den Dank des Kaisers und des Commandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens erworben hatten. Wie sehr seine Dienste gewürdigt wurden, zeigt ein Schreiben des großen Feldherrn Erzherzog Karl an Kray: „Mit wahrer Theilnahme habe ich Ihren Namen fast immer in den von der Armee kommenden Berichten gefunden, Sie immer an der Spitze der Avantgarde der Armee den Weg zum Siege vorbereiten gesehen.“

Im Jahre 1796 zum Feldmarschall-Lieutenant vorgerückt, commandirte Kray wieder die Avantgarde, stand mit derselben sehr oft der

ganzen feindlichen Armee gegenüber, und war nicht selten der Gefahr ausgesetzt vernichtet zu werden. Nur seine Einsicht und Tapferkeit retteten ihn und seine Truppe. Einen der schönsten Siege erfocht er nach einer Reihe ununterbrochen sich folgender Kämpfe bei Neuwied. In dem Gefechte bei Altenkirchen wurde der französische General Marceau tödtlich verwundet. Kray ließ den Leichnam den französischen Vorposten übergeben. Der französische General sendete aus diesem Anlasse folgendes, Kray's edelmüthigen Vorgang ehrendes Schreiben: „Die ganze Armee hat mit Interesse Ihr großmüthiges Betragen in Betreff des Generals Marceau vernommen. Sie ehrt Sie, Herr General, und die Nation, zu der Sie gehören, und ich bezeuge Ihnen hiermit meine Erkenntlichkeit dafür."

Der Feldzug 1797 verlief für die Waffen der kaiserlichen Armee ungünstig; Kray mußte sich, der feindlichen Uebermacht weichend, zurückziehen. Wohl gelang es ihm bei Gießen den General Ney gefangen zu nehmen, doch die Nachricht von den zu Leoben abgeschlossenen Friedenseinleitungen machte dem Kampfe ein Ende.

Von einem ihm bewilligten Urlaube 1798 rückgekehrt, erhielt Kray das Commando einer Division im Venetianischen unter Melas' Oberbefehl, schlug den Feind bei Verona und Legnago, machte bei letztgenanntem Orte 500 Gefangene und eroberte 14 Geschütze. 2000 Todte und Verwundete blieben auf feindlicher Seite. Noch mörderischer war die Schlacht bei Magnano, in welcher 8000 Franzosen die Wahlstatt bedeckten, 4500 Mann, darunter 104 Offiziere, zu Gefangenen gemacht und 18 Kanonen, 40 Geschützkarren und 7 Fahnen erbeutet wurden. In der kurzen Zeit von eilf Tagen hatte Kray durch die errungenen Vortheile so ziemlich das Schicksal Italiens entschieden und die Siege Suwarow's und Melas' vorbereitet. Während die Oesterreicher Kray den Retter Italiens nannten, hieß er bei den Franzosen, „der fürchterliche Kray", das geliebte Kind der Siegesgöttin. Kray war nun der Held des Tages. Lord Bristol schrieb an ihn aus London: Er lasse in seinem Parke einen hohen Obelisk aufrichten, auf dessen Seiten seine Siege in Basreliefs vorgestellt sein sollten; auch bat er ihn um sein Bildniß, um die Züge des „Ueberwinders der unüberwindlichen Nation" der Nachwelt zur Verehrung hinstellen zu können. Kray — zum Feldzeugmeister befördert — nahm hierauf das Castell von Brescia, bei welcher Gelegenheit 58 Geschütze und 480 Centner

Pulver in unsere Gewalt kamen, zwang Peschiera zur Capitulation, wobei 100 Geschütze, 18 Pontons und 19 Kanonenschaluppen in unsere Hände fielen. Das von ihm belagerte Mantua eroberte er binnen drei Wochen; 600 Geschütze, 13.000 Feuergewehre und große Vorräthe an Lebensmitteln wurden erbeutet. Als sich Kray mit der Haupt-Armee vereinigt hatte, nahm er die festen Plätze von Bosco und Rivalto ein und hatte an den glücklichen Tagen von Novi, Fossano ꝛc. den hervorragendsten Antheil. Vom Kaiser zum Inhaber des 34. Infanterie-Regiments ernannt und mit der Herrschaft Topol beschenkt, wurde er nach dem, wegen Kränklichkeit erfolgenden Rücktritt des Erzherzogs Karl, zum Oberbefehlshaber der Truppen in Deutschland berufen.

In diesem neuen Wirkungskreise war ihm das Glück nicht günstig; trotz aller Kunst des Feldherrn, aller Kühnheit des Kriegers und wie sehr sich auch Oesterreichs tapfere Söhne mit einem Muthe ohne Gleichen schlugen und der Feind das Terrain Schritt für Schritt blutig erkämpfen mußte. Sein Stern war im Niedergange, ein widriges Geschick ließ es zu, daß der in Italiens Gefilden erworbene Ruhm seiner unvergeßlichen, glorreichen Thaten sich verdunkelte. Der Abschluß des Waffenstillstandes zu Parsdorf am 15. Juli 1800 bildete die Grenze seiner ehrenvollen Laufbahn.

Am 21. Juli desselben Jahres zog sich Kray in die Stille des Privatlebens zurück, dessen Ruhe er nur wenige Jahre genießen sollte. Er starb, 69 Jahre alt, am 19. Jänner 1804.

Kray hatte sich auch in dem unglücklichen Feldzuge des Jahres 1800 als ein wahrhaft genialer Stratege erwiesen, dem nichts als das Glück fehlte; er hatte eine Reihe von Schlachten geschlagen, blutig, ja mörderisch und in so rascher Folge hintereinander, wie keiner der Generale in jenem großen Revolutionskriege, aber der stets wachsenden Uebermacht des Feindes Widerstand zu leisten, war er außer Stande. Dessen ungeachtet werden die Heldenthaten dieses Mannes, der durch 48 Jahre seinem Vaterlande treue und unschätzbare Dienste leistete, sein Leben für das Wohl desselben bei jeder Gelegenheit zu opfern bereit war, in den Annalen österreichischer Geschichte immer einen der hervorragendsten Plätze einnehmen.

Erzherzog Karl.

„Aspern klingt's und Karl klingt's siegestrunken,
Wo nur deutsch die Lippe lallen kann." —
(Körner.)

Unter den Heldennamen des österreichischen Heeres glänzt jener des Erzherzogs Karl im strahlendsten Ruhme. Von allen jenen Kriegsfürsten, welche seit zwei Jahrhunderten im Dienste des Vaterlandes gegen Schweden, Osmanen, Preußen und Franzosen siegreich gekämpft, von Tilly und Wallenstein herab bis auf Eugen und Laudon, flochten wenige sich einen so reichen Kranz von Siegen um das Haupt, wie Karl.

Der Erzherzog ist der drittgeborene Sohn Kaiser Leopold II. und wurde zu Florenz den 5. September 1771 geboren. Es ist selbstverständlich, daß auf die Erziehung dieses königlichen Sprossen die größte Sorge und Aufmerksamkeit verwendet, und die tüchtigsten Lehrkräfte hiezu erkoren wurden.

Am 20. Februar 1790 schied der große unvergeßliche Kaiser Joseph, genannt der Zweite, im Herzen seiner Völker aber der Einzige, aus dem irdischen Leben, und es folgte ihm in der Regierung der Großherzog Leopold von Toscana. Mit ihm kam auch Karl nach Wien, der bald den Sitzungen der Hofstellen beiwohnte und keine Gelegenheit versäumte, seine Kenntnisse zu erweitern. 1791 begab er sich nach den Niederlanden zu dem Herzog von Sachsen-Teschen, Gemal seiner Tante, der geistreichen Erzherzogin Christine. Auch hier wohnte Karl den Ministerial-Conferenzen bei und studirte dabei mit rastlosem Eifer und Fleiße die Kriegswissenschaften. Alles deutete darauf hin, daß er die Kenntniß derselben bald werde praktisch bewähren müssen. Die revolutionären Zuckungen in dem benachbarten Frankreich gestalteten sich immer furchtbarer, und in den Niederlanden herrschte seit 1786 schon eine bedenkliche Gährung, die mehrmals in offene Empörung ausgebrochen war. Nicht lange währte es mehr und die Schaaren der Republik betraten den Boden dieser Provinz. Erzherzog Karl begleitete nun den General-Gouverneur Albrecht von Sachsen-Teschen, welcher das Obercommando der zur Vertheidigung bestimmten Truppen führte, zu diesen. Die erste Schlacht, welcher er beiwohnte, war jene von Jemappe (6. November 1792), er bekleidete den Rang eines Generalmajors,

und gab sich die persönliche Tapferkeit, sowie Unerschrockenheit des 21jährigen Prinzen in den Kampfesstunden auf die ehrenvollste Weise kund.

Im nächsten Jahre führte der Sieger von Martinjesti, Herzog von Sachsen-Coburg den Oberbefehl über die kaiserlichen Truppen in den Niederlanden, der Erzherzog führte hiebei eine Brigade, und zwar jene der Vorhut. Am 1. März ward der Feldzug eröffnet, und zwar gleich mit der Schlacht von Aldenhoven. Sie verherrlicht auf das Glänzendste das Feldherrntalent und den Muth Karl's. Die von ihm geführte Avantgarde warf alles vor sich her zurück, umging die feindlichen Verschanzungen und fesselte überall den Sieg an ihre Fahnen. Prinz Coburg drückte sich in seinem Berichte über die glorreichen Tage des 1. und 2. März mit den Worten aus: „Daß man nächst Gott, den Sieg vorzugsweise Sr. königlichen Hoheit dem Erzherzog Karl zu danken habe." Der jugendliche Held erwarb sich das Theresienkreuz und wurde zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt. Als solcher kämpfte er siegreich wieder am 15. d. M. bei Tirlemont und drei Tage später bei Neerwinden, in welcher Schlacht Karl wieder die Avantgarde führte und seine Angriffe hauptsächlich gegen den linken Flügel des Feindes richtete. Seinen Maßnahmen war wieder die Entscheidung des glorreichen Tages zu danken, wofür ihm die Auszeichnung des Großkreuzes des Maria-Theresien Ordens zuerkannt wurde.

So schimmerte nun an der Brust des 22jährigen Helden, de gleichzeitig zum General-Gouverneur der wiedereroberten Niederlande ernannt ward, das höchste kriegerische Ehrenzeichen. Im folgenden Feldzugsjahre, in welchem der Erzherzog ebenfalls nicht fehlte, wurde er auf dem Schlachtfelde von Chateau-Cambresis zum Feldzeugmeister befördert, und commandirte in der wenige Tage darauf erfolgten Schlacht von Landrecy mit gewohnter Tapferkeit und Umsicht eine Division; ebenso als Befehlshaber des linken Flügels in der Schlacht von Tournay am 22. Mai und in jener von Fleurus, wo er das Centrum commandirte.

Die persönliche Tapferkeit des Erzherzogs, sein bei allen Anlässen sich kund gebender Feldherrnblick, und der Antheil, den er an den erwähnten Feldzügen bewies, hatten Europas Aufmerksamkeit bereits auf den jugendlichen Kriegsfürsten gelenkt. Weitersehende prophezeiten schon damals seine künftige Größe; aber bisher hatte er sich nur in beschränktem Verhältniß bewegen können. In den vom Oberbefehlshaber ihm übertragenen Missionen sich auszuzeichnen, war alles, was er

vermochte. Doch er besaß den Geist, die Schlachten zu führen und zu lenken, sie zu beherrschen, und dazu ward ihm erst 1796 die Gelegenheit; denn nachdem sowohl der Prinz Coburg, als der Feldmarschall Clerfayt, welche bis jetzt den Oberbefehl geführt, ihn Beide auch niedergelegt hatten, wurde derselbe nun dem Erzherzog übertragen.

Die Franzosen hatten einen ebenso kühnen als riesenhaften Operationsplan entworfen (Carnot's Werk), und drei genialen Feldherren die Ausführung übertragen: Jourdan und Moreau in Deutschland, Bonaparte in Italien. Gegen die beiden ersterwähnten Generale stand unser Erzherzog, und seinen Feldherrngaben verdankt die österreichische Geschichte eine Reihe von Siegen, wie sie glänzender nicht gedacht werden können. Die Manöver alle in Detail anzuführen, welche sich zwischen den feindlichen Heerführern und Karl entspannen und entwickelten, und die so unendlich wichtig und lehrreich für die Kriegswissenschaft und Kriegsgeschichte sind, gehören nicht in diese Skizze. Und darum seien auch hier nur die Namen verzeichnet, welche ein so herrliches Blatt in dem Lorbeerreise Karl's bilden: Wetzlar, Ukenad, Masch, — wo der Erzherzog mit seltener Unerschrockenheit sich der größten Gefahr aussetzte, um seine Krieger anzufeuern — gegen Moreau; Neumarkt, Amberg, Würzburg, Altenkirchen gegen Jourdan, hierauf Emmendingen und Schlingen, wieder gegen Moreau; Beider Heere geschlagen, geworfen und über den Rhein zurückgejagt! Bald fiel auch das feste Kehl. — Karl hatte das Rühmlichste vollbracht; alle Hoffnungen, welche man auf ihn gesetzt, waren erfüllt, sein Feldzug, in welchem er sich mit den größten Kriegsmännern jener an Helden so reichen Zeit gemessen, einer der glorreichsten in den Annalen der Kriegsgeschichte. Deutschland hatte der Erzherzog gerettet, für Oesterreich aber die Gefahr nicht beseitigt; sie drohte von Italien her, wo der Siegesstern des jungen General Bonaparte immer furchtbarer strahlte. Die schweren Unglücksfälle, welche die Oesterreicher hier getroffen, bestimmten den Kaiser, seinen siegreichen Bruder dahin zu entsenden, um hier das Commando zu übernehmen. An einen erfolgreichen Widerstand war mit den Resten der geschwächten und besiegten Armee nicht zu denken. Der Erzherzog wich daher vor der Uebermacht unter steten Gefechten zurück, dabei die rastloseste Thätigkeit entwickelnd, hohe Beispiele jeder Kriegertugend an den Tag legend, und so ermuthigend auf den gesunkenen Geist des Heeres wirkend. Die bald angeknüpften Friedensunterhandlungen machten

den Kämpfen ein Ende, nach welchen der Erzherzog zum General-Capitän von Böhmen ernannt ward, und unablässig bestrebt war, die Armee auf jenen Standpunkt zu erheben, auf welchem sie geeignet erschien, in den kommenden Ereignissen dem Feinde die Stirne zu bieten. Schon zwei Jahre später 1799 stand Erzherzog Karl wieder an der Spitze eines Heeres in Deutschland. Aufgethan war das Feld der Ehre, und noch reichere Lorbeeren als jene des Jahres 1796 sollte es dem gefeierten Helden reifen lassen. Die Siege von Ostrach und Stockach*), von Zürich und Mannheim, neben so vielen anderen Erfolgen in kleineren Gefechten, die reichen Kriegsbeuten u. s. w., sie sprechen laut dafür. Wieder waren die feindlichen Feldherren über den Rhein getrieben. Schon im Laufe dieses glorreichen Feldzuges war der Gesundheitszustand des Erzherzogs kein sehr günstiger gewesen, er mußte jetzt dringend an die Herstellung desselben denken, weshalb er das Commando niederlegte. Sein Abschied von den Tapferen, die er so oft zum Siege geführt, bot ein rührendes Bild.

An dem Kriege von 1800 hatte Karl nicht als Befehlshaber im Felde Theil genommen. Ganz und mit glühendem Eifer widmete er sich jedoch allen ihm während dieser Zeit übertragenen Missionen.

Im letzterwähnten Jahre erhielt er wieder das Commando der Armee in Italien, welche den geliebten Heerführer mit enthusiastischem Jubel empfing. Sein glänzender Sieg von Caldiero am 30. October blieb jedoch durch das Unglück, welches die Kaiserlichen bei Ulm getroffen, ohne Erfolg; er mußte seine Truppen nach dem Innern der Monarchie zurückführen.

Nach geschlossenem Frieden begann ein neuer Abschnitt in dem Wirken des Erzherzogs, indem er 1806 zum Generalissimus der österreichischen Armeen und zum Kriegsminister ernannt ward. Es oblag ihm jetzt die Wiederherstellung und zweckmäßige Gestaltung des Heeres. Und

---

*) Hier trat, wie ein Decennium später bei Aspern, ein gefahrdrohender entscheidender Moment ein. Mit jenem Löwenmuthe, der Karl stets beseelte, warf er sich ihr entgegen Entschlossen, den versuchten Durchbruch des Feindes zu verhindern, ihn selbst zu durchbrechen, stellte sich der Erzherzog im furchtbarsten Kugelregen an die Spitze der Grenadier-Bataillone. Mit Thränen beschworen ihn die bärtigen Krieger, sein theures Leben nicht solcher Gefahr auszusetzen; dieß erlahme ihren Muth, statt ihn zu beseelen. Wie aus Einem Munde erscholl ihr Schwur: Zu siegen, wenn auch nur sein Auge ihrem Zuge folge. Und sie hielten Wort! —

Karl bewies, wie sein großer Geist auch hier das Gebiet zu beherrschen verstand. In allen Zweigen des Heerwesens traten umfassende und wesentliche Verbesserungen ein. Der Erzherzog gab der Armee, besonders der Infanterie, Leichtigkeit und Beweglichkeit, und schuf eine neue Waffe in den Jägern. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Geschütz- und Remontenwesen. Die Taktik war vereinfacht und erleichtert. Die Militärgrenze erhielt wesentliche Verbesserungen und Verstärkungen. Die Eintheilung des Heeres in mehrere Armee-Corps, jedes ein Ganzes, aus allen Waffen zusammengesetzt, war geeignet, die oberste Leitung des Krieges zu vereinfachen und die Operationen zu beschleunigen. Die große Idee der Landwehr trat in's Leben. Wie sich die Sorge Karl's um Ausrüstung und Organisation des Heeres bis in's kleinste Detail erstreckte, so war auch keine Gelegenheit verabsäumt, das moralische Gefühl, den Geist, die Seele des Heeres zu beleben, in Allen, auch im gemeinen Manne, das Bewußtsein zu wecken, was es jetzt gelte. Wie sehr dies gelang, beweiset das Jahr 1809, dieses unvergeßliche Jahr, in welchem sich das österreichische Volk wie ein Mann erhob, um den großen Kampf für die heiligsten Rechte zu bestehen. Er war nicht mehr ferne dieser Kampf und als es entschieden, daß Oesterreich wieder zum Schwerte greifen müsse, da sah ihm Volk und Heer mit Begeisterung entgegen. Italien wie Deutschland ward zum Kriegsschauplatze. Hier übernahm das Commando der Erzherzog gegen Napoleon. Am 19. April erfolgten die ersten Gefechte in Bayern. Ihr Resultat ist bekannt. Fünftägiger Kampf ohne eigentliche Hauptschlacht entschied in einzelnen Treffen über diese Periode des Krieges. Karl führte seine Armee nach Oesterreich zurück und auf das Marchfeld im Norden Wiens.

Hier kamen die blutigen Pfingstfeiertage des Jahres 1809, der 21. und 22. Mai. Sie zu schildern ist nicht der Zweck unserer Aufgabe, es genügt, wenn wir erwähnen, daß der Feldherr wie der letzte Soldat sich mit unsterblichem Ruhm bedeckten, der Zauber der Unbesiegbarkeit Napoleon's gebrochen ward.

Es war Karl's schönster Heldentag
Oesterreich's höchster Herzenschlag.

(Nach Lenau.)

Einer der hehrsten Momente aus dem blutigen Ringen dieser beiden Tage sei hier jedoch nicht übergangen, ihn haben Erz, Palette und Lied verewigt. Es war der Augenblick des 22. Mai, wo das Centrum der

österreichischen Armee durchbrochen werden sollte. Karl flog von einem bedrohten Punkte zum andern und weilte mit der größten Todesverachtung in einem Feuer, wie es die ältesten Soldaten nicht erlebt. Ueberall ermuntert, befeuert sein Wort. Er selbst ergreift die Fahne des wankenden Regimentes Zach und führt es wieder in die heiße Schlacht, in welcher er von den französischen Offizieren ganz in der Nähe erkannt wird.

Auf die kurze Waffenruhe, welche jetzt eintrat, folgten die Kämpfe bei Wagram, welche neuerdings durch glänzende Thaten bezeichnet werden. Der erste Schlachttag (5. Juli) war ein siegreicher, der zweite entschied sich durch eine gelungene Umgehung für den Feind. Das letzte Gefecht in diesem Feldzuge von 1809, bei Znaim war auf der ganzen Linie ein für die Oesterreicher vortheilhaftes, als die Nachricht des abgeschlossenen Waffenstillstandes eintraf und es beendete.

Der Erzherzog legte nun den Oberbefehl nieder und erschien auch fortan nicht mehr im Felde, obschon ihm 1815 das Commando über dasjenige Heer von kaiserlichen Bundestruppen übergeben ward, welches in Mainz für die Armeen am Ober- und Niederrhein gebildet werden sollte. Die Entscheidungsschlacht von Waterloo ließ Karl jedoch nicht mehr seinen siegreichen Degen ziehen.

Von jetzt an bis zu seinem Heimgange lebte der Erzherzog nur mehr den Wissenschaften und seinem Familienglücke. Am Rheine, wo er zuerst die reichsten Lorbeeren sich gepflückt, blühte ihm auch der Myrthenkranz. Im September 1815 hatte er sich nämlich mit der durch alle Tugenden und Reize ausgezeichnete Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg vermält. Zweien seiner, dieser Ehe entsprossenen Söhnen ward es vergönnt, sich als würdige Erben des hohen kriegerischen Geistes ihres erhabenen Vaters durch Thaten zu legitimiren. Friedrich, der Held von Akkon und Albrecht, der Sieger von Custozza, dem die letzten Blätter der Aufsätze in diesem Jahrgange über „die Degen Oesterreichs" gewidmet sind.

Karl, der vom leuchtenden Lorbeer zwanzig gewonnener Schlachten umstrahlt, als Führer des Schwertes berühmt und verehrt war, griff nun auch zur Feder, den reichen Schatz seines Wissens und seiner Erfahrungen in gediegenen meisterhaften Werken gemeinnützig zu machen, obwol er auch schon früher als militärischer Schriftsteller thätig gewesen war.

1829 entriß der Tod dem Erzherzog seine geliebte Gemalin, er selbst folgte ihr, nachdem er noch 1843 das seltene Fest seines fünfzigjährigen Jubiläums als Großkreuz des Maria Theresien-Ordens erlebt, am 30. April 1847 in's Jenseits nach. Als er sein Ende herannahen fühlte, sprach er lächend zu seinen trauernden Freunden: „Seht, da geht wieder ein Soldat zur großen Armee.“ —

Allgemein gab sich eine tiefe Trauer kund, die nicht nur dem Helden, sondern auch dem edlen Menschen galt, dessen äußeres Bild wir hier zum Schluße nach der Schilderung eines seiner Biographen, Schneidawind folgen lassen: „Gerechter standhafter Sinn, menschenfreundliche Sorgfalt, unerschrockener Muth, der stets das Beispiel persönlicher Aufopferung und Verläugnung zu geben bereit war, hatten ihm längst die Verehrung und Liebe der ganzen Armee erworben. Dazu war seine persönliche Erscheinung ganz geeignet, Zutrauen zu erwecken. Von mittlerer Größe, trug sein Antlitz mit der hohen Stirn, der länglich gebogenen Nase, den geistvollen Augen, aus denen von Zeit zu Zeit der Blick des Feldherrn leuchtete, ganz den Ausdruck Habsburgischen freundlichen Ernstes, gepaart mit jener Hoheit, die zugleich Ehrfurcht gebietend und Vertrauen hervorrufend, Eigenthum jenes erlauchten Geschlechtes ist. Diese unverkennbare Familienähnlichkeit verrieth sich am meisten in der starkvorstehenden Unterlippe und der anmuthigsten Freundlichkeit, aus der bald die Macht der Beredsamkeit und der Ueberredung hervortrat, bald der Ernst und die Gewohnheit des Befehlens sprach. Seine schmächtige Gestalt erschien kräftig und gewandt, aber zart genug, um aus ihr die feinnervige Beschaffenheit zu erkennen, die man ihm allgemein beimaß. Der Krieg mit allen seinen Anstrengungen und Entbehrungen vermochten nie jene Anmuth aus diesen Gliedern zu verdrängen, die auch Napoleon bei seinem ersten Auftreten gehabt haben soll. Was aber den Erzherzog besonders auszeichnete, war die Einfachheit und Natürlichkeit seines Wesens, die völlige Abwesenheit alles Gemachten und Unedlen; aus der Läßigkeit mancher dieser Bewegungen würde man zuweilen fast auf einen Mangel an Kraft geschlossen haben, hätte nicht das Feuer seines Heldenauges jeden solchen Gedanken verbannen und gerade das Lebhafte und Geistvolle seiner Unterhaltung, die von einem milden Organ unterstützt wurde, trotz einer gewissen leichten Heiserkeit, den Eindruck von Bestimmtheit und geistiger Energie bleibend hervorrufen müssen.“

Johann Fürst Liechtenstein.

Johann Joseph, souveräner Fürst von Liechtenstein, Herr auf Nikolsburg, Herzog von Troppau und Jägerndorf, stammte aus einem Hause, welches Oesterreich seit Jahrhunderten bis auf unsere Tage eine große Anzahl vorzüglicher Heerführer gegeben hat, und wurde den 26. Juni 1760 dem Fürst Franz von dessen Gattin Gräfin Leopoldine Sternberg in Wien geboren. Diese edle, von Joseph II. vorzüglich geschätzte Frau, wendete dem kriegerischen Jüngling Johann auch das besondere Wohlwollen ihres edlen Freundes Lacy zu. Fürst Johann trat 1782 als Lieutenant in die Armee ein und erwarb sich seine ersten Sporen als Major im Feldzuge von 1788 bei der Hauptarmee. Unter Joseph's Augen zeichnete er sich mehrmals auf das vortheilhafteste aus und erwarb sich als Oberst das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens, als er in einer furchtbaren Wetternacht den 20. Juli 1790 den türkischen Entsatz von Csettin durch einen ungestümen Angriff vereitelte.

Den drei Feldzügen des Türkenkrieges folgten mehrere in den Niederlanden gegen die Franzosen. Hier verrichtete der Prinz die zwei schönsten in der österreichischen Kriegsgeschichte bekannten Reiterthaten und zwar bei Bouchain und Maubeuge, welche ihm den Namen Magister equitum für alle Zeiten errangen.

Nachdem 1796 der Name des Fürsten bei Heidenheim, Forchheim und Bamberg geglänzt, entschied er auch den Sieg des Erzherzog Karl bei Würzburg; 1797 vernichtete er bei Rastadt ein französisches Reiter-Regiment.

Im Feldzug 1799 in Italien nahm er sich in der großen Schlacht an der Trebbia, welche Macdonald's Vereinigung mit Moreau vereitelte, das schönste Blatt aus dem Lorbeer; gleichen Ruhm erwarb Johann sich am Tage von Novi und Coni.

Im Feldzug 1800 deckte er den Rückzug bei Hohenlinden und schlug Lecourbe bei Salzburg. Sowie für Würzburg das Commandeurkreuz, wurde ihm hier das Großkreuz des Maria Theresien-Ordens verliehen.

Im März 1805 starb sein Bruder Alois, und Fürst Johann überkam die Herrschaft über eine Bevölkerung von nahezu 600,000 Seelen. Sieben Monate nach seinem Regierungsantritt, im November 1805 nach dem Falle Wien's, wurde ihm durch ein besonders schmeichelhaftes Hand-

schreiben des Kaisers die schwierige Aufgabe zu Theil, den Oberbefehl über die Reste des besiegten und aufgelösten Heeres zu übernehmen. Nachdem er tapfer bei Austerlitz gekämpft, gelang es ihm Nachts darauf den, die fliehenden Russen rettenden Waffenstillstand zu vermitteln. Kurze Zeit hierauf unterzeichnete er mit Talleyrand den Preßburger Frieden.

Liechtenstein war der Einzige von allen kleinen Reichsfürsten, welcher nicht mediatisirt wurde, obschon sein Fürstenthum dem rheinischen Bunde zugezählt ward, was aber ohne sein Zuthun, ja ohne sein Wissen geschah. Der Fürst brach auch ohne weiters alle Verhandlungen ab, als Napoleon, der stets eine hohe Achtung für seine Kriegertugend aussprach, eine liquide Forderung auf Ostfriesland bei den Verhandlungen zur Sprache bringen ließ. Den 12. Februar 1806 verlieh ihm der Kaiser das goldene Vließ. Bald darauf zum Commandierenden in Oesterreich und Commandant von Wien ernannt, war Liechtenstein der Thätigste bei der Rüstung für das verhängnißvolle Jahr 1809, in welchem ihm vom Schicksale bestimmt war, eine große Rolle zu spielen. Er übernahm 1809 bei Ausbruch der Feindseligkeiten das Commando des Grenadier- und Cavallerie-Reservecorps, sein rheinisches Bundesfürstenthum Liechtenstein übertrug er an seinen drittgebornen Sohn.

Der Beginn des Krieges war — wie der Ausgang — trotz der Heldenmüthigkeit mit der Oesterreichs Krieger stritten, leider nicht vom Erfolge gekrönt. Die ersten Gefechte fielen unglücklich aus und bei den bedenklichen Uebergang auf das linke Donau-Ufer am 23. April 1809 hielt hauptsächlich des Fürsten Heldensinn den Muth der mehrmals von der Uebermacht bedrängten Reiterei aufrecht. In der zweitägigen Schlacht von Aspern war des Fürsten zum Sprüchwort gewordener, krumm geschossener Federbusch das Feldzeichen des Heeres, da an seinem gebrochenen Federbusch der ungebrochene Muth seiner Schaaren hing. Ihn nannte Erzherzog Karl den „ersten Soldaten“ von Aspern, das Haupt jenes alten Heldenstammes, der noch nie gefehlt, wo es für Thron und Vaterland, Tod und Wunden setzte. Auch in der zweitägigen Schlacht von Wagram that der Fürst Wunder der Tapferkeit. Er, der in 132 Schlachten, Treffen und Gefechten, 24 Pferde unter dem Leib verloren, erhielt bei Wagram die erste leichte Wunde.

Er bewirkte den Waffenstillstand von Znaim und als Erzherzog Karl wenige Wochen darauf den Oberbefehl niederlegte, den Fürst

Johann — zum Feldmarschall ernannt — übernahm, mußte er den bittern Kelch leeren, den Wiener Frieden zu unterzeichnen. Für die von schweren Zahlungen abhängig gemachte frühere Räumung Wien's bot der Fürst den dortigen Wechselhäusern seine gesammten Güter als Unterpfand.

Vom Wiener Frieden an begann Liechtenstein für sich und die Seinen zu leben, umsomehr, da er von der, ihm am 12. April 1792 vermälten Landgräfin Fürstenberg, eine zahlreiche Familie blühender Söhne und Töchter hatte. Mit Vorliebe widmete er sich auch in seiner Mußezeit den Künsten und Wissenschaften. Am 20. April 1836 beschloß dieser heldenmüthige Fürst sein thatenreiches und in jeder Beziehung ausgezeichnetes Leben. Dem österreichischen Heere bleibt sein Name aus so vielen Tagen des Glückes und des Ruhmes, wie der schwersten Prüfungen ehrwürdig und heilig, und als Reiter-General wird er noch in späten Jahrhunderten unter den Ersten dieser kühnen und glänzenden Waffe genannt werden.

Karl Philipp, Reichsfürst zu Schwarzenberg.

Unter den vielen ruhmgekrönten Sprossen des erlauchten Hauses der Reichsfürsten zu Schwarzenberg, welche theils als ausgezeichnete Heerführer, theils als hohe Kirchenfürsten oder als geistig hochbegabte Staatsmänner Jahrhunderte hindurch, zumeist in den Zeiten arger Bedrängniß, muthvoll und thatkräftig eingestanden für Thron und Vaterland, tritt Karl Philipp Reichsfürst zu Schwarzenberg, k. k. Feldmarschall und Heerführer der Verbündeten in den Feldzügen von 1813 und 1814 hervor. Durch die Seelengröße und die Feldherrntugenden, welche diesen großen Charakter schmückten, durch die Siegeslaufbahn, die er in der Schlacht bei Leipzig, so wie auf französischem Boden durcheilte, und durch den bedeutenden Antheil, der ihm an der Befreiung des vom französischen Joche geknechteten Deutschlands zufällt.

Zu Wien am 15. April 1771 geboren, wurde Fürst Karl für den Kriegerstand bestimmt, widmete sich in seinen Jugendjahren mit regem Eifer dem Studium der Kriegswissenschaften und lag allen körperlichen Uebungen mit Vorliebe ob. Vom Feldmarschall Lacy, der zum Führer des Heeres in dem eben ausgebrochenen Türkenkriege ernannt war, hiezu ermuntert, trat er am 29. December 1787, 16 Jahre alt,

als Lieutenant in das Infanterie-Regiment Wolfenbüttel ein und folgte diesem Gönner und väterlichen Freunde zur Armee nach Slavonien, wo er sich durch Muth und kaltblütige Entschlossenheit bei verschiedenen Anlässen auszeichnete, und für die bei der Erstürmung von Sabacz (1788) bewiesene persönliche Tapferkeit vom Kaiser Joseph II. zum Hauptmann ernannt wurde.

An die Stelle des Feldmarschall Lacy war mittlerweile Laudon getreten und Fürst Karl, der für den großen, ihm persönlich wohlwollenden Feldherrn eine hohe Verehrung hegte, begab sich 1789 in dessen Hauptquartier, that sich bei der Belagerung von Berbir hervor, wurde jedoch während der Berennung von Belgrad von einem schweren Fieber befallen, so daß er sich zur Herstellung seiner Gesundheit nach Böhmen zurückziehen mußte. Der Tod seines Vaters, des regierenden Fürsten Johann Friedrich zu Schwarzenberg und das, ein Jahr darnach (1790) erfolgte Ableben des greisen, gefeierten Loudon, waren in dieser Zeit herbe, den Fürsten Karl tieferschütternde Verluste. Im Jahre 1790 wohnte er als Major und erster Wachtmeister der Arcieren-Leibgarde der Kaiserkrönung Leopold II. in Frankfurt bei, und sein reger Geist schärfte und läuterte sich hier im Umgange mit hochgestellten und verdienstvollen Männern aller Staaten Europa's, so daß sein Wissen auch in Hinsicht der politischen Anschauungen und der Gesichtspunkte der damals leitenden Staatsmänner eine Bereicherung erfuhr und zu seinem späteren staatsmännischen Wirken der Grund gelegt worden sein dürfte.

Die Revolution in Frankreich rief 1791 zu Pillnitz die Erklärung Preußens und Oesterreichs, und die Truppenaufstellung in den Niederlanden und am Rhein hervor. Fürst Schwarzenberg wurde als Major dem braven Wallonen-Regimente Latour-Dragoner — jetzt Windischgrätz-Dragoner — zugetheilt, und sein einnehmendes Wesen, seine Unerschrockenheit vor dem Feinde erwarben ihm schnell die Liebe dieser tapferen Reiterschaar. Er wohnte der Schlacht bei Jemappes bei, wurde aber kurz darnach zum Oberstlieutenant und Commandanten des Uhlanen-Freicorps befördert, und stand in der siegreichen Schlacht bei Neerwinden (18. März 1793) unter den Befehlen des Erzherzogs Karl. Mit nur 2 Compagnien Tyroler und 2 Uhlanen-Schwadronen hielt Fürst Karl den heftigen Angriffen des feindlichen rechten Flügels unter General Lamarche wacker Stand, und warf sich, als die fran-

zösische Reiterei sein Fußvolk zu versprengen drohte, an der Spitze einer Schwadron derselben entgegen, befreite seine Fußtruppen und ging selbst zum Angriff über. Während der Belagerung von Valenciennes (1793) überfiel Schwarzenberg gelegentlich einer Streifung mit einer Uhlanen-Schwadron ein feindliches Bataillon zu Estreux, erbeutete eine Haubitze und brachte 4 Offiziere und 115 Mann gefangen zurück.

Im darauffolgenden Jahre finden wir unseren Helden bereits als Oberst bei dem Kürassier-Regiment Zeschwitz unter dem Befehle des Herzogs von York, und begegnen alsbald einer glänzenden Waffenthat des langjährigen Kriegers. Der Feind, in der Absicht, den Entsatz von Landrecy zu bewirken, griff am 26. April die Stellung der Verbündeten bei Chateau an der Sambre mit 90.000 Mann an. Das 30.000 Mann starke Corps des Generals Chapuis hatte, durch einen dichten Nebel begünstigt, bereits den rechten Flügel der Verbündeten unter York zurückgeworfen, und drohte deren Position vollends zu umgehen, als Schwarzenberg an der Tête seines Kürassier-Regimentes, von 12 Schwadronen englischer Reiterei unterstützt, den feindlichen linken Flügel mit solchem Ungestüm anfiel, daß die französischen 2000 Reiter im Nu zerstoben, die Infanterie-Massen eine um die andere gesprengt, und das ganze Corps in die Flucht gejagt wurde; 3000 Feinde waren gefallen, 23 Kanonen und 29 Munitionskarren wurden erbeutet. Dieser überaus kühne, vom glücklichsten Erfolge gekrönte Reiterangriff hatte nicht nur den augenblicklichen Erfolg der Schlacht, sondern, in Folge des feindlichen Rückzuges, auch den Fall von Landrecy nach sich gezogen.

Der Kaiser dankte persönlich den siegreichen Reitern, und erkannte dem Fürsten das wohlverdiente Maria-Theresien-Kreuz zu. Am nächsten Tage wurde ein Siegesfest gefeiert; sowohl Briten als Deutsche zollten dem heldenmüthigen Angriffe und dessen Führer das höchste Lob. Leider vermochte so außerordentliche Tapferkeit das Kriegsglück nicht zu unseren Gunsten zu wenden, und schon zwei Monate darauf erfolgte die mit dem Rückzuge der Verbündeten endende Schlacht bei Fleurus. Jetzt hing alle Hoffnung und alles Vertrauen auf eine günstigere Gestaltung der Dinge an der erprobten Führung des Erzherzogs Karl, der das Commando der vereinigten Rheinarmee übernahm und deren Muth durch die glücklichen Gefechte bei Amberg und Würzburg neu belebte und aufrichtete; dem Fürsten Karl wurde das Verdienst zuerkannt, an beiden Schlachttagen durch kühnes und zeitgemäßes Eingreifen zum glücklichen

Erfolge wesentlich beigetragen zu haben. Am 10. August traf ihn, den 25jährigen Helden, die Ernennung zum General-Major.

Im Jahre 1799 befehligte der Fürst die Vorhut der Armee des Erzherzogs Karl, nahm an den Kämpfen bei Ostrach und Stockach — am 21. und 25. März — gegen die Armee des französischen Marschalls Jourdan hervorragenden Antheil, besetzte bei Verfolgung des Feindes Donau-Eschingen und drang bis zum Schwarzwald vor. Bei der Erstürmung von Mannheim am 18. September war die Abtheilung Schwarzenberg's eine der ersten, welche in die Festung eindrang.

Im September 1800 zum Feldmarschall-Lieutenant befördert, kämpfte er unter Erzherzog Johann am Tage der Schlacht bei Hohenlinden, 3. December, gegen Grenier bis Mittag mit entschiedenem Erfolge, nahm die Höhen von Wetting und drang bis gegen Hohenlinden vor. Durch die traurige Niederlage des Centrums und des linken Flügels jedoch isolirt und von den siegreichen Truppen Moreau's überflügelt, wies er die Aufforderung Grenier's, die Waffen zu strecken, entschieden von sich, und vollbrachte in dieser unheilvollen Lage das schier Unmögliche, indem er an der Spitze der Reiterei den Feind zurückwarf und unter dem Feuer seiner Geschütze den Rückzug so glücklich bewerkstelligte, daß auch nicht eine einzige Kanone in Verlust gerieth. Nach dem verhängnißvollen Tage bei Hohenlinden war jeder Widerstand der Oesterreicher gebrochen und als Erzherzog Karl am 18. den Oberbefehl über das fliehende und muthlos gewordene Heer übernahm, übertrug er dem Fürsten Karl die schwierigste Aufgabe, nämlich die Führung der Nachhut.

Derselbe sollte mit letzterer an der Traun Stellung nehmen und den Feind an der weiteren Verfolgung hindern, um dem Gros des Heeres einen Tag der Ruhe und Erholung zu gönnen; er fand jedoch die Traun bereits von überlegenen feindlichen Streitkräften überschritten und die eigenen Nachtruppen versprengt. Mit den ihm vom Erzherzog zugewiesenen Unterstützungstruppen nahm Fürst Karl an der Alm Stellung und sammelte die vermißten und versprengten Truppen, während das Heer gegen die Enns zog. Unter fortwährenden Kämpfen den Rückzug deckend, rettete er durch seine energischen Dispositionen den Artilleriepark hinter den Fluß.

Nach dem Frieden zu Lüneville ward Fürst Schwarzenberg zum Inhaber des zweiten Uhlanen-Regiments, das er so lange befehligt, mit dem er Beschwerden und Gefahren getheilt hatte und dessen Mit-

glieder ihm in warmer Verehrung und begeisterter Hingebung anhingen, ernannt.

Im Kriegsjahre 1805 übernahm Schwarzenberg einen Theil des Hauptheeres, welches Baron Mack über den Inn führte und besetzte Ulm mit der Bestimmung, dem ersteren späterhin nach Günzburg zu folgen. Den gewaltsamen Uebergang des französischen Corps unter General Ney auf das rechte Donauufer bei Günzburg vermochte Schwarzenberg, trotzdem er mit den wenigen Reiterschaaren kräftig auf den Feind eindrang, nicht mehr zu hindern. Als aber am 11. October die Franzosen das gegen Nördlingen aufbrechende österreichische Heer mit Ungestüm angriffen, erfocht er bei Jungingen den einzigen unter einer Reihe von Unglücksfällen dieses Feldzuges zu verzeichnenden Sieg, indem er mehrere feindliche Reiterangriffe abschlug, den Feind auf allen Punkten zurückwarf, 12 Kanonen und 800 Gefangene erbeutete und bis in die Nacht die Albeker Straße mit seinen Reitern behauptete.

Schwarzenberg bot alle Ueberredungskunst auf, um Mack zur eiligen Räumung von Ulm zu bewegen; als jedoch der noch günstige Moment durch Zaudern verloren gegangen, man bereits die Annäherung der französischen Massen von beiden Ufern der Donau gewahrte und die völlige Einschließung, sowie das Loos der Besatzung von Ulm nicht mehr zweifelhaft erschien, da brach der wackere Fürst mit nur 1800 Reitern des Nachts aus der Festung und führte den Erzherzog Ferdinand, der sich mit der Cavallerie durchschlagen zu wollen erklärte, mit sich. Inmitten der Feinde, mit dem Säbel in der Faust den Weg suchend und erkämpfend, ihren Verfolger, den ehrsüchtigen Murat, der den Erzherzog und den Fürsten schon als sichere Gefangene betrachtete, und dessen 6000 Reiter an den Fersen, zog diese Heldenschaar unter täglichen Gefechten, mit Entbehrungen aller Art ringend, von Hunger, Ermüdung und Kälte gepeinigt, ihren Weg weiter über Nürnberg bis Eger. Binnen acht Tagen hatte sie eine Strecke von über fünfzig deutschen Meilen zurückgelegt, die Hälfte der Braven war der Anstrengung, dem Mangel und den feindlichen Waffen erlegen. Kaum noch erholt von den Strapazen und Drangsalen des letzten Feldzuges, geleitete Fürst Schwarzenberg den Kaiser Franz I. und den Kaiser Alexander von Rußland nach Mähren und war Zeuge der, gegen sein Einrathen, gelieferten unglücklichen Schlacht von Austerlitz (am 2. December 1805). Nach derselben traf er zum erstenmal in Begleitung seines Kaisers mit Napoleon zusammen,

der ihm besondere Aufmerksamkeit erwies. Kurz darauf unternahm er das Wagniß, in einem elenden Nachen über die mit Eis hochgehende Donau zu setzen, um in das Hauptquartier des Erzherzogs Karl zu gelangen und ihn von der Lage der Dinge in Kenntniß zu setzen. Einstimmig ward ihm jetzt das Commandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens zuerkannt. Als nach dem Frieden von Tilsit das ungebeugte Oesterreich das Glück der Waffen zu versuchen beschloß, widmete Fürst Karl den neuen Einführungen der Waffen-Taktik, sowie der Organisirung der Landwehr eine anstrengende Thätigkeit, nahm jedoch — da er bis zur Schlacht von Wagram als Botschafter in St. Petersburg weilte — nur an dieser und der von Znaim thätigen Antheil. Nach dem Wiener Frieden zum General der Cavallerie ernannt, wurde dem Fürsten der Botschafterposten in Paris übertragen. Napoleon liebte es, großen Prunk zu entfalten, der sich zu Anbeginn des Jahres 1810 anläßig seiner Vermählung mit der Tochter des Kaisers Franz von Oesterreich, Maria Louise, zur üppigsten Pracht steigerte, die in unzähligen glänzenden und rauschenden Festen zum Ausdrucke kam. Auch Fürst Karl konnte nicht umhin, gleich den übrigen Gesandten die Würde des Staates durch Aufwand zu vertreten und veranstaltete am 1. Juli 1810 zu Ehren der Kaiserin Maria Louise ein Ballfest, wozu er im Garten seines Palastes einen geräumigen Saal bauen, die Holzwände reich mit Stoffen verkleiden und Tausende von Flammen anbringen ließ. Kurz vor Mitternacht, als der ganze Hof anwesend und der Saal mit wogender Menge gefüllt war, fing die Umhüllung der Holzwände Feuer und der Saal stand binnen wenigen Minuten in Flammen. Die Scene war eine grauenerregende, als die Menge sich in fürchterlichem Gedränge durch die Ausgänge wälzte, während der Brand mit Windeseile fortschritt, der Dampf alles umhüllte und zu ersticken drohte; und als unter den Füßen der Flüchtenden die Treppen, zu ihren Häuptern das brennende Gebälke einzustürzen begann, erreichte Entsetzen und Verwirrung den höchsten Grad.

Eines der bedauerlichsten Opfer dieser Katastrophe war die Gattin des regierenden Fürsten Joseph zu Schwarzenberg, Schwägerin des Fürsten Karl, eine geborne Fürstin Aremberg, welche in den brennenden Saal zurückkehrte, um ihre Tochter, die sie dort zurückgeblieben wähnte, zu suchen, leider aber — ein erschütterndes Beispiel zärtlichster Mutterliebe — in den Flammen den Tod fand.

Napoleon bewunderte die würdevolle Haltung, womit Schwarzenberg den schweren Schicksalsschlag ertrug und überhäufte ihn von dieser Zeit an mit Beweisen seiner Freundschaft und Zuneigung.

Der Feldzug 1812 gegen Rußland war beschlossene Sache und Oesterreich, welches sich der activen Theilnahme daran zu enthalten trachtete und die dießfalls gepflogenen Verhandlungen in die Länge zog, mußte endlich im Februar nothgedrungen einwilligen und sich vertragsmäßig zur Beistellung eines 30.000 Mann starken Hilfs-Corps gegen Rußland verpflichten. Fürst Karl wurde das Commando dieser Hilfstruppen übertragen. Er trachtete, das Mißbehagen seiner Truppen, welchen es wie ihm widerstrebte, mit den seit zwei Decennien bekämpften französischen Adlern gemeinschaftliche Sache zu machen, zu mildern und ihnen das französische Bündniß als eine im Interesse des eigenen Vaterlandes gebotene Nothwendigkeit vor Augen zu führen. Schwarzenberg wußte in diesem Feldzuge jede Gelegenheit zu benützen, um den Waffenruhm des kaiserlichen Heeres zu mehren, obschon er zu keiner besonders hervorragenden Action berufen ward. Nach dem Unfalle des Hauptheeres an der Berezina retirirte er nach Pultusk, hielt sich hier, indem er Warschau deckte, und kehrte, nachdem er den Rückzug der Polen und Sachsen gesichert, nach Galizien zurück. Der Fürst hatte in diesem Feldzuge die Pflichten, die ihm als Verbündeten Napoleon's zukamen, mit strenger Gewissenhaftigkeit erfüllt und die Ehre der österreichischen Waffen im vollsten Umfange gewahrt, während er jede ihm gestellte Zumuthung, welche über den Rahmen der eingegangenen Vertragsverbindlichkeiten hinausging, entschieden zurückwies.

Der Feldzug des Jahres 1812 hatte vor den Augen Schwarzenberg's das Wesen und die Mängel der französischen Kriegführung blosgelegt, seine Erfahrungen vermehrt und seinen Scharfblick erweitert. Er war zum großen Feldherrn geworden und zur Erfüllung der welthistorischen Aufgabe, die seiner Thatkraft noch vorbehalten war, vollends herangereift.

Auf Anregung Napoleon's, der die großen Verdienste Schwarzenberg's stets anerkannte, wurde derselbe am 2. October 1812 zum Feldmarschall ernannt und ging, mit dieser neuen Würde bekleidet, im April 1813 nochmals nach Paris, wo er zugleich von Napoleon Abschied nahm. „Lieber Fürst," sagte Napoleon zu Schwarzenberg, der in der Uniform eines österreichischen Feldmarschalls vor ihm stand,

„Sie tragen den Marschallsstab, das bedeutet, daß man denjenigen schlägt, den man vor sich hat.“ „Dies wäre wohl zu wünschen, Sire,“ entgegnete Fürst Karl, „es frägt sich nur, ob man es vermag.“ Daß er es vermochte, hat Schwarzenberg nur kurz darnach durch die That bewiesen.

Napoleon begab sich nach Deutschland und durch Oesterreich sollte endlich der Friede vermittelt werden; man gelangte aber bald zur Einsicht, daß von Frankreichs Kaiser keinerlei Nachgiebigkeit zu erwarten sei. Oesterreich rüstete daher mit aller Macht zum Entscheidungskampfe. Die verbündeten Monarchen übertrugen die Oberleitung ihrer Heere unserem Schwarzenberg mit der vollen Beruhigung, die Ausführung ihres großen Vorhabens dem entschlossensten Charakter, dem tapfersten Arme, dem bedeutendsten Heerführer übertragen zu haben. Der Fürst trat mit klarem, ruhigen Ueberblick und rastloser Energie an die ihm gestellte große Aufgabe heran und widmete ihr seine ungetheilte physische und geistige Kraft.

Die Heeresmacht der Verbündeten wurde in drei Armeen getheilt; es standen bei Eröffnung der Feindseligkeiten 95.000 Mann unter dem greisen, aber thatkräftigen und rührigen Blücher an der Katzbach, 150.000 Mann unter dem Kronprinzen von Schweden an der Havel und Spree, endlich 237.000 Mann unter Schwarzenberg an der Eger. Jenes Heer, gegen welches Napoleon sich wenden würde, sollte sich langsam zurückziehen und dem Kampfe auszuweichen suchen, während die beiden andern zu trachten hätten, dem Kaiser in die Flanken und den Rücken zu kommen. Die ersten Bewegungen der Franzosen waren gegen das schlesische Heer unter Blücher gerichtet, und Schwarzenberg zögerte nicht, sofort gegen Dresden aufzubrechen, wo er unvorhergesehener Hindernisse wegen aber erst am 25. August und nicht, wie er beabsichtigt hatte, am 22. eintraf. An der Ermüdung der Truppen und an dem Mangel richtigen Zusammenwirkens scheiterte daher der Angriff auf Dresden und Napoleon's schnelle Rückkehr dahin (26.) nöthigten den Fürsten, sein Heer Angesichts des Feindes über das Erzgebirge zurück zu führen. Blücher, welcher dem Zusammenstoß mit der Armee des Kaisers ausgewichen war, hatte ganz im Geiste des Operationsplanes gehandelt. Inzwischen war der französische General Vandamme über Nollendorf in Böhmen eingebrochen, wo bei Kulm ein herrlicher Sieg erfochten ward und sich Feldzeugmeister Graf Hieronymus Col-

loredo, gleichwie der preußische General Kleist von Nollendorf, und der Prinz Würtemberg unvergänglichen Ruhm erkämpften. Vandamme wurde nebst drei Generalen gefangen und 30.000 Franzosen vernichtet. Dieser Sieg festigte das Vertrauen der Verbündeten zu dem Erfolge des großen Kriegsplanes um so mehr, als Napoleon die Hauptstärke seiner Truppen nach Dresden zu ziehen genöthigt war, der Kronprinz von Schweden aber am 23. August bei Großbeeren, ebenso Blücher am 26. ander Katzbach, die ihnen gegenüberstehenden Heeresabtheilungen besiegt und die Angriffsmacht Napoleon's erheblich geschwächt hatten. Schon wenige Tage darnach, am 6. September, erfolgte die blutige Niederlage der Franzosen unter Ney auf den Feldern von Dennewitz.

Ein neuerlicher Versuch Napoleon's, in Böhmen einzudringen, scheiterte an den klugen Maßregeln Schwarzenberg's und an der Tapferkeit der verbündeten Truppen. Ebenso mißlang jedes Bestreben des Kaisers, eine der verbündeten Armeen zum Schlagen zu bewegen, er sah seine Truppen durch blutige Gefechte und aufreibende Märsche verringert und erschöpft. Einem unternommenen Vorstoße der französischen Hauptarmee gegen das schlesische Heer wich Blücher, im Vereine mit der Nordarmee, durch den Marsch hinter die Saale aus, bedrohte durch diese kühn ausgeführte Bewegung Napoleon's Rückzugslinie und drängte denselben aus der Stellung von Dresden in die Ebene von Leipzig zurück. Schwarzenberg änderte sogleich die für eine Vorrückung gegen die Saale hinausgegebenen Dispositionen und zog die Armeen Blücher's, sowie jene des Kronprinzen von Schweden heran.

Am 16. October, dem ersten und wohl auch entscheidenden Schlachttage des denkwürdigen europäischen Völkerringens, versuchte Napoleon um die Mittagsstunde den linken Flügel der Verbündeten bei Gröbern, nachdem er das erste Treffen durch mörderisches Kanonenfeuer erschüttert hatte, mit überlegenen Cavalleriemassen zurückzuwerfen. Im entscheidenden Augenblicke verfügte Schwarzenberg das Vorrücken der sieben kaiserlichen Kürassier-Regimenter unter Nostitz, welche ohne Zeitverlust auf die französischen Dragoner einhieben, sie zur Umkehr zwangen und auch die nachrückenden französischen Garden in ihre Linie zurückwarfen, während die aus Gröbern längs des rechten Ufers der Pleiße vorbrechende österreichische Division Bianchi die aus Wachau entsendeten französischen Abtheilungen in der Flanke angriff. Als Napoleon den Angriff auf den linken Flügel der Verbündeten abgeschlagen sah,

warf er die bei Wachau kämpfenden Streitkräfte zurück und verfolgte sie unter heftigem Geschützfeuer; gleichzeitig stürzte Murat mit 10.000 Reitern, einer Cavalleriemasse, deren Wucht die Erde erbeben machte, gegen die Mitte der Schlachtlinie der Verbündeten vor, die er, alles über den Haufen werfend, durchbrach. In diesem kritischen Augenblicke, wo alles verloren schien, zog Schwarzenberg, welcher sich an der Seite des Kaisers von Rußland und des Königs von Preußen befand, den Degen und führte etliche Schwadronen russischer Garden, welche die Begleitung der Monarchen bildeten, selbst gegen den Feind, welcher, zugleich von den wieder gesammelten russischen Reitern und der preußischen Cavallerie angefallen, mit großen Verlusten in die Flucht gejagt wurde. Am 17. kam die Nachricht von dem Aufmarsche der Nordarmee und dem Eintreffen der erwarteten Verstärkungen von 40.000 Mann unter Benningsen, Colloredo und Bubna, und am darauffolgenden Tage, dem weltgeschichtlichen 18. October, gab der Feldherr von den Höhen bei Gossa um 7 Uhr morgens das Zeichen zur Schlacht. Mit unerschütterlicher Ruhe und Zuversicht leitete er das große Ganze, jeder drohenden Gefahr zuvorkommend, überall Hilfe bringend, wo es noththat. Unaufhaltsam rückten die Heeressäulen der Verbündeten vor, den Feind von allen Seiten bedrängend, auf allen Punkten Vortheile erkämpfend, und um 3 Uhr nachmittags konnte Schwarzenberg den auf dem Monarchenhügel haltenden Fürsten Kunde geben von der siegreichen Beendigung der großen Völkerschlacht. Am 19. October zogen die Monarchen in Leipzig ein und Boten flogen nach allen Richtungen, um die Jubelbotschaft in den entferntesten Winkel Europa's zu tragen. Der Kaiser von Oesterreich verlieh dem Fürsten Karl das Großkreuz des Maria Theresien-Ordens und die übrigen Monarchen schmückten ihn mit den höchsten Auszeichnungen, die sie an der eigenen Brust trugen; er aber freute sich nur des großen Erfolges und entgegnete in höchster Anspruchslosigkeit, der Sieg sei den Befehlen der Monarchen und der Tapferkeit der Truppen zu danken.

Des Fürsten und Blücher's Wunsch war jetzt, den Krieg auf französischen Boden zu tragen, aber erst nach vielen Einwürfen und Anfechtungen gelang es ihnen, ihrem Plane Geltung zu verschaffen.

Napoleon hatte von dem Zeitpunkte seiner Rückkehr an wieder ein Heer von 120.000 Mann gesammelt, war von Vitry die Marne aufwärts gezogen, wodurch er den über die Maas anrückenden Theil des

schlesischen Heeres unter Yorck von Blücher abschnitt, und überfiel letzteren in seiner Stellung zu Brienne. Schwarzenberg eilte zur Unterstützung herbei, zog Verstärkungen aus Chaumont heran und übergab seinem trefflichen Mitfeldherrn die oberste Leitung der Truppen. Feldmarschall Blücher kämpfte daher zuerst auf Frankreich's Boden mit Erfolg gegen Napoleon, welcher unter dem Schutze der Nacht den Rückzug antrat. Die verbündeten Heere trennten sich jetzt; Blücher folgte den Marschällen Marmont und Victor an die Marne, Schwarzenberg dem Kaiser, welcher sich jedoch erneuert gegen die Preußen unter Blücher wandte und dieselben mit erheblichen Verlusten nach Chalons zurückwarf. Die Siegeshoffnungen der Franzosen belebten sich wieder, Schwarzenberg vereitelte aber die Erwartungen des Kaisers, daß er unter den dermaligen ungünstigen Verhältnissen eine Schlacht annehmen werde, durch den Rückzug hinter die Seine.

Das Zurückweichen des österreichischen Heeres im Süden, das gegen Augereau die Schweiz zu decken hatte, die schlimme Lage im allgemeinen, in welche die verbündeten Heere durch Kämpfe, angestrengte Märsche und Entbehrungen aller Art bei der rauhen Jahreszeit und inmitten einer zum Aufstand geneigten Bevölkerung gerathen waren, erweckten Mißtrauen und Verzagtheit unter den Verbündeten, so daß sie Napoleon das Anerbieten eines Waffenstillstandes machten. In dieser Zeit der Bedrängniß hat es Schwarzenberg verstanden, den gesunkenen Muth der Truppen wieder zu heben, und in den nun folgenden günstigen Gefechten an der Aube — wo der Fürst leicht verwundet wurde — kehrte ihnen das vollste Selbstvertrauen zurück. Binnen kurzem war Troyes wieder genommen und der Waffenstillstand abgebrochen.

Nun beschloß Napoleon, sich auf die Verbindungslinie des Hauptheeres zu werfen, verweigerte bei Arcis die Schlacht und ging bei Vitry über die Marne. Schwarzenberg faßte sofort den kühnen Entschluß, ohne Aufschub nach Paris zu marschiren, und nachdem ihm die Zustimmung der Monarchen zu Theil geworden, ließ er den Kaiser durch Winzigerode mit 8000 Reitern verfolgen, während er Blücher anwies, in Eilmärschen Meaux zu erreichen. Rasch rückten die Verbündeten ihrem Ziele zu und die Schlacht vor Paris am 28. März 1814 brach zur Gänze den Widerstand Frankreich's, in dessen Metropole die Verbündeten am letzten selben Monats ihren Triumpheinzug hielten. Fürst Karl hatte das begonnene Riesenwerk durch diesen großen, kaum erhofften Erfolg

gekrönt und die Monarchen und Völker Europa's wetteiferten, ihm die vielfältigsten Beweise ihrer Anerkennung und Verehrung darzubringen. Kaiser Alexander hatte ihm bereits am Tage von Brienne einen mit Edelsteinen und Lorbeeren reich geschmückten Ehrendegen mit der Widmung „für die Schlacht vom 20. Jänner 1814" überreicht. Der Kaiser von Oesterreich beschenkte ihn mit einem bedeutenden Jahresgehalt und mit der Herrschaft Blumenthal im Banat, ernannte ihn zum Hofkriegsraths-Präsidenten und verlieh ihm das Recht, das österreichische Wappen in das Herzschild des seinigen aufzunehmen. Zur Erinnerung an diesen ruhmreichen Feldzug stiftete der Kaiser für alle Krieger, die daran theilgenommen hatten, das aus dem eroberten Geschütze gegossene Kreuz; Schwarzenberg allein sollte neben dem ehernen ein ähnliches goldenes am Halse tragen.

Am 5. Mai 1814 legte Fürst Karl den Oberbefehl über die verbündeten Heere nieder und kehrte nach Böhmen zurück. So oft er in seiner Vaterstadt Wien sich zeigte, tönte ihm tausendstimmiger Gruß und Jubel entgegen, so sehr er auch jeder Ovation, die seiner Bescheidenheit zuwiderlief, aus dem Wege zu gehen bestrebt war. Der Kaiser von Rußland, der mit Schwarzenberg fast während des ganzen Feldzuges das Feldlager getheilt hatte, sprach zu ihm am Feste des Jahrestages der Völkerschlacht bei Leipzig tiefsinnige Worte des Dankes und der Anerkennung, auch beehrte er den Fürsten, ein Jahr darauf, mit seinem Besuche auf dessem Schlosse Worlik in Böhmen.

In eben diesem Jahre — 1815 — führte Schwarzenberg, als Napoleon nach Frankreich zurückgekehrt war, neuerdings das ganze Heer über den Rhein. Da aber mittlerweile Wellington und Blücher bereits bei Waterloo den entscheidenden Schlag geführt hatten, blieb den österreichischen Truppen nichts mehr zu thun übrig. Sie rückten am 17. Juli 1815 zum zweitenmal in Frankreichs Hauptstadt ein, woselbst der Fürst nur wenige Wochen blieb.

Von den Folgen eines Schlaganfalles, der Schwarzenberg im Jänner 1817 heimsuchte, durch Badecuren ziemlich hergestellt, vermochte er den Jahrestag der Schlacht von Waterloo mit dem seinem Herzen theuer gewordenen Waffengefährten Blücher in Karlsbad festlich zu begehen. Dessen im September 1819 erfolgtes Ableben erschütterte ihn tief; eine geistige Lethargie stellte sich zeitweilig ein und der Zustand des Fürsten verschlimmerte sich zusehends. Von seiner Familie begleitet,

reiste er über die ihm so wohlbekannten Gefilde von Kulm und Dresden nach Leipzig, wo er am 19. April 1820 anlangte. Geist und Körper schienen neu aufzuleben in der Erinnerung an die glorreichen Tage des Jahres 1813, deren jeder in seinen Einzelnheiten klar und hell an seinem geistigen Auge vorüberzog, seine Sehnsucht jedoch, nach der Heimat in Böhmen zurückzukehren, blieb ungestillt, denn am 15. October 1820, nach 9 Uhr abends, schlossen sich seine Augen für immer.

Die zu Troppau versammelten Monarchen, tief ergriffen von der Trauerbotschaft, gaben ihrem Schmerz lauten Ausdruck. Oesterreichs Kaiser ließ das ganze Heer Trauer anlegen und bestimmte, daß das zweite Uhlanen-Regiment für immerwährende Zeiten den Namen Schwarzenberg zu führen habe. Die Klage um den Verlust des großen Mannes hatte in Deutschland selbst und weit über dessen Grenzen hinaus den lebhaftesten Widerhall gefunden; Fürsten und Völker hatten sich an rührenden Zügen des Beileids zu überbieten gesucht. Die irdischen Reste Schwarzenberg's ruhen, seinem letzten Willen gemäß, in der Familiengruft zu Worlik, sein Degen wird im Arsenale zu Wien aufbewahrt.

Karl Philipp Fürst zu Schwarzenberg schien von der Vorsehung zu den großen Thaten, welche sein Leben und Wirken kennzeichnen, auserkoren worden zu sein. Ernst und würdevoll in Erscheinung und Sprache, war er gütig und fürsorgend für Alle, die ihm nahten und diese Fürsorge verdienten. Seinem durchwegs edlen, ritterlichen Sinne, der die Kriegertugenden, die er selbst in so vollkommenem Grade besaß, an Anderen hochschätzte, war die schlichteste Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit gepaart, der Sache, der er diente, hatte er stets seinen Ehrgeiz und seine persönlichen Interessen untergeordnet. Mit scharfem Blicke erkannte er gar bald den inneren Werth jedes Menschen und wußte ihn auf den richtigen Platz zu stellen; der Schmeichelei, Lüge und Verstellung ging er aus dem Wege, Selbstüberschätzung und Anmaßung haßte er. Ein wohlthuender Schimmer von Milde und Herzensgüte war über des Fürsten ruhige und entschlossene Züge gebreitet, seinen Soldaten war er ein Vater, dem sie in unerschütterlichem Vertrauen anhingen. Seiner vortrefflichen Gemalin und seinen Kindern brachte er stets die treueste Liebe und die zärtlichste Sorgfalt entgegen; diese errichteten dem theuren Dahingeschiedenen ein Denkmal, das sich auf dem sogenannten Monarchenhügel unweit Leipzig erhebt.

Auch der jetzt regierende Kaiser Franz Joseph I. hat die großen Verdienste Schwarzenberg's um Fürst und Staat in glänzender Weise dadurch anerkannt, daß er demselben ein Monument setzen ließ, welches die Gestalt des ruhmreichen Helden in ehernen Zügen der Nachwelt überliefert.

Johann Graf von Frimont.

Frimont, einer unserer wackersten Krieger, welcher sich vom gemeinen Soldaten bis zur höchsten militärischen Würde durch eigenen Werth emporschwang, in der Treue gegen seinen Fürsten, in der strengen Erfüllung seiner Pflichten den höchsten Ruhm suchte, war den 3. Jänner 1759 zu Finstingen in Deutsch-Lothringen geboren und stammte aus einer angesehenen Familie dieses Landes. Für die militärische Laufbahn bestimmt, kam er in das Collegium zu Pont à Mousson, wo er seine erste Ausbildung erhielt. 1776 trat er als Gemeiner in das 8. Hußaren-Regiment und gab schon 1778 — als Unterlieutenant — die ersten Proben jener kaltblütigen Tapferkeit, die ihn in späterer Zeit so sehr auszeichnete. Während der Scheldestreitigkeiten 1784 war er in den Niederlanden in Garnison und widmete die freie Zeit dem Studium der Kriegswissenschaften.

Nachdem er 1788 im Kampfe gegen die Türken, deren Barbarei die unter Oesterreichs Scepter stehenden Völker einen nie überwältigten Damm entgegen stellten, dann in den Gefechten und Schlachten der Jahre 1793—96 Beweise von unerschrockener Kühnheit und Tapferkeit, sowie Umsicht gegeben hatte und in allen Schlachtenberichten unter den Helden des Tages genannt wurde, finden wir ihn als Rittmeister im Gefechte bei Frankenthal (1796), wo er einer vom übermächtigen Feinde bedrängten Cavallerie-Division aus eigenem Antriebe mit seinen Hußaren zu Hilfe kam, den Feind in die Flucht jagte, ihm alle bereits gemachte Beute abnahm und sich die höchste militärische Auszeichnung, das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens, erkämpfte.

Im Jahre 1798 wurde Frimont zum Obersten und Kommandanten des neu errichteten Jäger-Regiments zu Pferd (Bussy) ernannt. Es war eine schwierige Aufgabe, zu welcher ihn das Vertrauen seines

Kaisers rief, gab aber zugleich den Beweis von der hohen Meinung, welche man von dessen Charakter hegte. Dieses Regiment zählte eine bedeutende Anzahl französischer Edelleute in seinen Reihen, denen die Revolution Vermögen und Vaterland geraubt hatte. Frimont gelang es, diese verschiedenartigen Elemente mit einander zu vereinigen, Mannszucht und Ordnung zu handhaben, ohne dabei die Rücksicht zu verletzen, die er dem Unglück schuldig war; denn wahrlich es gibt kein herberes Loos als des Vaterlandes beraubt zu sein.

Kühn und entschlossen wie immer, zeigte sich Frimont auch 1800 im Kriege gegen die Franzosen unter Massena, wo er während der Einschließung Genua's seine oft erprobten Eigenschaften als unternehmender Vorposten-Commandant von neuem bewährte. In der entscheidenden Schlacht von Marengo führte Frimont einen glänzenden Seitenangriff aus; wie verdient er sich hiebei gemacht, läßt sich aus folgender Stelle der Relation des Oberfeldherrn entnehmen: „. . . . bin es meiner Pflicht schuldig . . . . . und besonders den tapfern Oberst Frimont und Major Degenfeld von den Bussy-Jägern, die mit diesem unvergleichlichen Regimente alles Menschenmögliche geleistet haben, der Allerhöchsten Gnade Seiner Majestät anzuempfehlen".

Auch 1805, an dem Tage von Caldiero, an welchem Massena alle Hilfsquellen der Kunst erschöpfte und nach schwerem, blutigem Kampfe seinem Gegner Siegesruhm und Schlachtfeld überlassen mußte, legte Frimont — mittlerweile zum Generalmajor befördert — so glänzende Proben seiner Tapferkeit ab, daß Erzherzog Karl seiner rühmlichst erwähnte.

Wir müßten die Grenzen des uns gesteckten Raumes weit überschreiten, wollten wir — wenn auch nur in flüchtigen Umrissen — jener Gefechte gedenken, an welchen Frimont hervorragenden Antheil in jener Zeit hatte, in welcher halb Europa unter Napoleon's Zwangherrschaft stehend sich gegen Oesterreich verband, obgleich dieses nur den Schild für die Vertheidigung der Unabhängigkeit seiner Völker erhob.

Im Jahre 1815 erhielt der in der Zwischenzeit zum General der Cavallerie vorgerückte Frimont den Oberbefehl aller in Dalmatien und Ober-Italien befindlichen Streitkräfte. In 3½ Monaten hatte er Murat besiegt, war mit seiner Armee über einen der höchsten Berge Europa's (Simplon) vorgedrungen, und bis Lyon als Sieger vorgerückt. Noch während seines Siegeszuges belohnte der Kaiser den Helden mit dem Großkreuze des Leopold-Ordens.

Beim Ausbruch der neapolitanischen Empörung wurde Frimont mit der Organisirung eines mobilen Heeres betraut, dessen Oberbefehl er 1821 übernahm. In weniger als drei Monaten beendete er diesen — neapolitanischen — Feldzug und stellte die Ruhe im Königreiche her, wofür ihn sein Kaiser mit dem Orden der eisernen Krone erster Classe belohnte, der König von Neapel aber ihm den Titel eines Fürsten von Antrodoco mit einer Dotation von 220.000 Ducati verlieh. Auf Wunsch des Königs behielt Frimont noch einige Zeit den Oberbefehl im Königreiche und kehrte erst nach vollständig hergestellter Ruhe auf seinen Posten nach Padua zurück.

Neun Jahre später folgte Frimont dem Rufe seines Monarchen nach Wien, um an die Spitze der Commission zu treten, die sich mit der organischen Verbesserung der Kriegsverwaltung zu beschäftigen hatte. Diese Mission erlitt eine Unterbrechung durch die 1830 in Italien, besonders in Modena, herrschende Gährung, deren Urheber — in allen Ländern gleich — das Wohl der Völker ihren leeren Theorien, ihrem Ehrgeize und Privat-Interesse immer zu opfern bereit sind, und trotz der bitteren Erfahrungen der Vergangenheit nicht belehrt werden können, daß Revolution und Blutvergießen nicht die Wege sind, auf denen die Menschheit zum Glücke wandelt. Frimont, welcher den Befehl erhielt, den Aufstand zu unterdrücken (Februar), traf hiezu alle Maßregeln und zog bereits im März desselben Jahres an der Spitze seiner Truppen in Bologna ein.

Einen neuen Beweis des kaiserlichen Vertrauens und der Gnade des Monarchen erhielt Frimont durch die 1831 erfolgte Ernennung zum Hofkriegsraths-Präsidenten. Kaum aber war er in seinen Wirkungskreis eingeführt, als der Anfall gichtischer Leiden, der ihn schon in Mailand hinzuraffen drohte, sich wiederholte. Diesmal vermochte die Kunst der Aerzte nichts mehr gegen das unwandelbare Gebot der Natur. Frimont starb am 26. December 1831 ruhig wie ein Christ, entschlossen wie ein alter Krieger, treu seinen Pflichten bis zum letzten Athemzuge, betrauert von seinem Kaiser und schmerzlich beweint von seiner Familie. Die Armee empfing die Nachricht seines Todes mit allgemeiner Betrübniß; sie hatte einen ihrer würdigsten Veteranen verloren. Seine Asche ruht in der von ihm auf seinen Gütern zu Palota in der Form eines Armeekreuzes erbauten Kirche; denn alles, was ihn umgab, sollte sich auf die Erinnerung an das Heer beziehen, in welchem er 56 Jahre lang so rühmlich gedient hatte.

Frimont war von hoher Gestalt, seine Miene war ernst, seine Haltung würdevoll. Im engern Kreise seiner Freunde nahm er einen hohen Grad von Herzlichkeit an. Mit wenig Worten, er war ein treuer Diener seines Kaisers, ein besorgter Führer seiner Soldaten, ein warmer Freund, ein liebevoller Gatte und Vater. Er war ein edler Mensch!

Joseph Wenzel Graf Radetzky.

In der Zeit da, wo den andern die Lorbeern verdorren,
Blühen am blühendsten nun jugendlich herrlich sie Dir
Greis an Jahren, doch jung an Kraft des Körpers und Geistes,
Einzig, wahrlich, bist Du Oesterreichs rettender Held.

Ludwig I. König von Bayern.

Der Held, den die Natur das seltene Vorrecht eingeräumt, in jenen Lebensjahren, wo andere in Hinfälligkeit versinken, den Gipfel seines Ruhmes zu erreichen, „Vater" Radetzky, stammt aus einer alten Adelsfamilie Böhmens. In dem Herrenhause des Dörfchens Trebnitz, einem Gute seines Vaters, des k. k. Kämmerers und Hauptmanns in der Armee, Peter Euseb Graf Radetzky v. Radetz, am 2. November 1766 geboren, verlor er diesen schon im zarten Alter von kaum sechs Jahren. Seine Erziehung leitete nun im Vereine mit der Mutter — eine geborne Freiin Bechyně v. Lažan — sein Großvater, und als 1781 auch dieser starb, kam er in's Theresianum nach Brünn. Dieses verließ er, 1784 im 17. Lebensjahre, um als Cadet in das Kürassier-Regiment Graf Caramelli, gegenwärtig Dragoner-Regiment Nr. 2, einzutreten, in welchem er nach zweijähriger Dienstzeit zum Lieutenant und im Verfolg zum Oberlieutenant befördert wurde.

Als solcher machte er den Türkenkrieg bis zum Sistover Frieden mit und zwar hatte er das Glück, meist als Ordonnanz-Offizier des Feldmarschalls Grafen Lacy, dieses kenntnißreichen Feldherrn, verwendet zu werden. In eben solcher Stellung kam er beim Ausbruche des Krieges in den Niederlanden zum Feldmarschall-Lieutenant Grafen Beaulieu, dem Commandanten dieses Corps, welches 1793 bei Arlon die luxemburgische Grenze zu bewachen bestimmt war.

Schon hier fand er Gelegenheit, sich hervorzuthun, so namentlich im Gefechte bei Arlon und anlässig einer nur in Begleitung dreier

Hußaren unternommenen Recognoscirung gegen Charleroi, wobei er zweimal die Sambre durchschwimmen mußte. In der Schlacht bei Fleurus erhielt er zwei leichte Kopfwunden. Bald darauf wegen Auszeichnung zum Rittmeister befördert, rückte er zu seinem Regimente ein und machte unter Clerfayt den Feldzug 1795 mit. Beim Sturme auf die Mainzer Linien führte er eine der Colonnen und erhielt einen Prellschuß.

Als 1796 Beaulieu das Commando der Armee in Italien übernahm, wählte er Radetzky zu seinem Adjutanten, in welcher Eigenschaft dieser nun alle Gefechte in Ligurien und Piemont bis zum Rückzuge nach Tyrol mitkämpfte. Einen besonders wichtigen Dienst leistete er seinem greisen Chef, während dieser zu Valeggio krank lag, indem er, als der Feind den Mincio forcirte, im Vereine mit Rittmeister Graf Almaßy und Oberlieutenant Graf Hardegg die kleine Besatzung der dortigen Brücke dazu begeisterte, dem Feinde so lange Widerstand zu leisten, bis der kranke Feldherr in Sicherheit gebracht war. Als hiebei ihm selbst der Rückzug abgeschnitten wurde, setzte er mit seinem Pferde in den Fluß und erreichte unter einem Kugelregen schwimmend, das jenseitige Ufer und die Seinigen. Beim Anlangen der Armee in Südtyrol wurde Radetzky zum Major in dem neuerrichteten Pionnier-Korps ernannt, und mit Aufstellung eines Bataillons betraut. Mit diesem machte er Wurmser's (der an Beaulieu's Stelle das Commando übernommen hatte) Versuche zum Entsatze Mantua's mit, und wurde schließlich mit der Armee in der Festung eingeschlossen. Als selbe capitulirte und Buonaparte dem 73jährigen Wurmser in Anerkennung der heldenmüthigen Vertheidigung nebst seinem Stabe und 500 Mann Abzug mit allen kriegerischen Ehren gewährte, befand sich auch Radetzky bei dieser kleinen Schaar.

Bei dem Rückzuge der Armee in die Erblande unter Erzherzog Karl glänzte Radetzky durch die Leistungen seines aus Italienern bestehenden Pionnier-Bataillons bei der Arrièregarde.

Der kurze Friede gab ihm Gelegenheit die schöne Gräfin Strasoldo-Grafenberg als Gattin heimzuführen.

Als im Feldzuge 1799 Melas an die Spitze der Armee in Italien trat, wählte er den mittlerweile zum Oberstlieutenant avancirten Grafen Radetzky zu seinem General-Adjutanten. Die Dienstessphäre, in welche er als solcher trat, bot die ihm bisher versagt gewesene Gelegenheit, seine außerordentliche Begabung für die Truppenführung im großen Maßstabe darzulegen. Dieß war besonders in der dreitägigen Schlacht an der

Trebbia, in welcher ihm eine Kanonenkugel das Pferd unter dem Leibe tödtete, der Fall, und als hauptsächlich in Folge der durch ihn getroffenen Dispositionen der Sieg bei Novi erfochten wurde, lohnte ihn das Ritterkreuz des Militär-Maria Theresien-Ordens.

Auch als Oberst, welche Charge er in dem für jene Zeit außerordentlich jugendlichen Alter von 33 Jahren erreichte, blieb er auf diesem seinem Dienstesposten bis zu Mela's Abberufung von der Armee nach der unglücklichen Schlacht bei Marengo.

Er erhielt nun das Commando des dritten Kürassier-Regiments Herzog Albert von Sachsen-Teschen, an dessen Spitze er in der Schlacht bei Hohenlinden mehrere erfolgreiche Attaquen unternahm. Hiebei in einen Einzelnkampf mit einem feindlichen Offizier verwickelt, gerieth er durch das Versagen seines Pistols in große Gefahr, aus welcher er sich dadurch rettete, daß er rasch entschlossen seinem, ob dieser neuen Kampfweise verblüfften Gegner, das Pistol an den Kopf warf. Radetzky erhielt neuerdings einen Prellschuß und verlor abermals das Pferd unter dem Leibe.

Beim Ausbruche des Krieges 1805 zum Generalmajor befördert, bildete seine aus vier Bataillonen, acht Escadronen und einer Cavallerie-Batterie bestehende Brigade, auf dem Vormarsche in Italien die Avantgarde des linken Flügels.

Nachdem er an der Etsch durch den Ueberfall eines feindlichen Postens seiner Neigung für kühne Reiterstückchen genugzuthun Gelegenheit gefunden, wurde er, zu einer speciellen Mission auserſehen, nach Wien berufen, erhielt aber nach der Schlacht bei Caldiero erneuert eine Brigade bestehend aus zwei Grenzbataillons und dem Uhlanen-Regimente Erzherzog Karl nebst einer Batterie. Er sollte Marmont, der Steiermark bedrohte, wenigstens so lange aufhalten, bis die auf dem Rückzuge befindliche Armee Karlstadt erreicht hätte. Mit den Uhlanen vorauseilend und in fünf Gewaltmärschen Marburg erreichend, kam er eben recht, der Avantgarde Marmont's den Uebergang über die Mur bei Ehrenhausen zu wehren.

Nach dem Preßburger Frieden, mit seiner Brigade der Wiener Garnison angehörend, erwarb er sich Verdienste um die Neuorganisation des Fuhrwesens-Corps und des Thierarznei-Instituts, und war nebenbei bei der Gründung des Equitations-Instituts in Wiener-Neustadt hervorragend thätig. Außerdem nahm er Theil an dem Entwurfe eines neuen Exercier-Reglements für die Cavallerie, welches nach erfolgter Erprobung bei den Reitertruppen der Brigade Radetzky 1806 in Wirksamkeit trat.

Im Feldzuge 1809 stand Radetzky mit seiner durch zwei Escadronen Kienmayer-Hußaren verstärkten leichten Brigade beim fünften Armee-Corps unter Erzherzog Ludwig, und bestand mit selber am 16. April das Gefecht bei Seligenstadt.

Auf dem Rückzuge bei der Nachhut, kämpfte er bei Hosau, Frauenhofen, Dietfurt und Massing.

Als die Armee hinter die Traun rückte, gerieth die Division FML. Schusthek in die äußerste Gefahr, abgeschnitten und gefangen zu werden. Da war es Radetzky's genialer Blick, der die Gefahr nicht nur erkannte, sondern auch die Mittel fand, ihr zu begegnen. Ein Meisterstück der Kriegskunst sind die Operationen zu nennen, durch welche er dieser Truppe den Weg hinter die Traun eröffnete und dann mit seiner eigenen Brigade, dem nachdrängenden übermächtigen Feind entgehend, Ebelsberg zu erreichen wußte.

Das Commandeurkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens wurde ihm für diese, aus eigener Initiative vollbrachte bedeutungsvolle That mit Stimmeneinheit vom Ordens-Capitel zuerkannt.

Auf dem weiteren Rückzuge kämpfte seine Brigade noch bei Neumarkt und Mautern, während es ihr nicht vergönnt war, an dem ruhmreichen Siege bei Aspern thätigen Antheil zu nehmen. Hingegen bot sich Radetzky in der Nacht vom 29. zum 30. Mai wieder einmal Gelegenheit zu einem jener kühnen Reiterstückchen, welche er so sehr liebte; mit der Cavallerie seiner Brigade die Donau durchschwimmend hob er einen feindlichen Posten bei Greifenstein auf. Nach seiner Rückkehr wurde ihm die Kenntniß, daß er, mit Armee-Befehl vom 27. Mai zum Feldmarschall-Lieutenant befördert, eine Truppen-Division des vierten Armee-Corps unter FML. Fürst Rosenberg zu übernehmen habe. Kaum hatte er sich an die Spitze derselben gestellt, als die Schlacht bei Wagram ihm neuen Ruhm eintrug. Seine Division, welche beide Schlachttage an den entscheidensten Punkten mitgefochten hatte, wurde nämlich, als am Abende des 6. Juni die Umgehung des linken österreichischen Flügels die Schlacht zu Gunsten des Feindes entschied, beordert, die nächst Gaunersdorf befindlichen Defiléen zu vertheidigen, was mit solchem Erfolge geschah, daß nicht nur die zahlreiche Geschütz-Reserve und der ganze Armee-Train in Sicherheit gebracht werden konnte, sondern Davoust sich sogar zu dem Glauben verleiten ließ, die gesammte österreichische Armee vor sich zu haben, welcher Irrthum, dieser einen eintägigen Vorsprung eintrug.

Seinen Truppen stets als Beispiel von Kühnheit und Todesverachtung voranleuchtend, verlor er abermals ein Pferd unter dem Leibe.

Als „Beweis der Anerkennung" ernannte der Erzherzog-Generalissimus noch auf dem Schlachtfelde Radetzky zum zweiten Inhaber des Kürassier-Regiments Kronprinz Ferdinand, welches er jedoch bald wieder abgab, da ihn Kaiser Franz I. das fünfte Hußaren-Regiment verlieh.*)

In den der Schlacht folgenden Tagen deckte Radetzky mit einer aus 20 Escadronen Hußaren und einem Jäger-Bataillon bestehenden fliegenden Colonne, bei Mistelbach ein hartnäckiges Gefecht mit dem Feinde bestehend, den Flankenmarsch des vierten Armee-Corps von Laa nach Muschau und entzog sich dann gewandt der feindlichen Verfolgung.

Nach Abschluß des Znaimer Waffenstillstandes hatte Erzherzog Karl den Oberbefehl der Armee niedergelegt. Der ritterliche Johann Liechtenstein, der an seine Stelle trat, wählte Radetzky zum Generalstabs-Chef. Wie sehr auch diese, von Liechtenstein's Menschenkenntniß zeigende Wahl Radetzky zur Ehre gereichte, war sie doch keineswegs seinen Wünschen entsprechend.

Beim Antritte seiner neuen Stellung machte sich Radetzky kein Hehl daraus, daß die Vertheidigungsfähigkeit der Monarchie auf ein Minimum reducirt sei. Die Armee war auf außerordentlich langer Linie auseinander gezogen, ihre Vereinigung bei dem Umstande, daß sich der Feind im Besitze des Donau-Thales befand, kaum möglich. Es fehlte an Ersatz für den Abgang an Officieren und Mannschaft, an Waffen, Kleidung und Proviant; Krankheiten wütheten und auch der Geist der Armee war nicht mehr der des Tages von Aspern. Radetzky sah sich dadurch gezwungen jener Partei zuzustimmen, welche den Frieden um jeden Preis rieth. Wie schwer ihm, dem Manne mit der glühenden Vaterlandsliebe und dem kühnen Soldatenherzen, dies geworden sein mag, läßt sich denken.

---

*) Obgleich Radetzky thatsächlich stets im Besitze der Inhabers-Prärogative über dieses Regiment verblieb, erlitt doch die Benennung nach ihm eine längere Unterbrechung; denn von 1814—1830 führte es den Namen des Prinz-Regenten, beziehungsweise Königs von England Georg IV., von 1830—1848 jenen Carlo Alberto's, Königs von Sardinien. Erst nachdem letzterer durch seinen völkerrechtswidrigen Angriff Oesterreichs der Würde eines ersten Inhabers dieses Regiments verlustig geworden, erhielt es wieder den Namen Radetzky's.

Während der nun folgenden Friedensjahre leistete Radetzky — durch die damalige Organisation der höchsten militärischen Centralstelle in seinem Wirkungskreise sehr eingeengt — das Möglichste zur Vervollkommung des Generalstabs-Corps.

Als sich aber Europa endlich erhob, das seit fast einem Jahrzehent auf ihm lastende Joch des französischen Aars zu brechen, da wurde Radetzky auf einen Posten berufen, der die höchsten Anforderungen an militärisches Wissen und Können stellte, Anforderungen, denen nur ein Maß von Kenntnissen und Kriegserfahrungen, wie er es besaß, zu entsprechen vermochte. Der Feldherr der gegen Napoleon verbündeten Potentaten, Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, berief ihn als Chef des Generalstabes an seine Seite. Als solcher hatte er Theil an dem Lorbeerkranze, den die Tage von Kulm und Leipzig, gefolgt von einer Reihe herrlicher Siege mit der Einnahme von Paris ihren Abschluß fanden, um des Feldherrn Haupt flochten. Orden und Auszeichnungen aller Art wurden ihm von den Fürsten der verbündeten Heere zu Theil. Einen besonders ehrenden Beweis seiner Werthschätzung und Dankbarkeit gab Fürst Schwarzenberg seinem Generalstabs-Chef. Als er das ihm für den siegreichen Ausgang der Völkerschlacht bei Leipzig — in welcher Radetzky zwei Pferde unter dem Leibe verloren und zwei Prellschüsse erhalten hatte — verliehene Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens anlegte, übergab er das Commandeurkreuz dieses Ordens, welches er 1805 erhalten, mit folgenden Worten an Radetzky: „Dieses Kreuz hat vordem der große Laudon getragen. Ich kann es in keine würdigeren Hände legen, als in die Ihrigen."

Seltsamer Art war die Auszeichnung, welche der Kaiser Alexander von Rußland Radetzky erwies, indem er täglich, so lange sie sich im Feldlager befanden, einen Garde-Kosaken absandte, ihm ein Schnäpschen aus der kaiserlichen Feldflasche anzubieten.

Während der Congreß-Verhandlungen in Wien war Radetzky, auf seinen früheren Posten als Chef des General-Quartiermeisterstabes zurückgekehrt, das Object fortgesetzter Aufmerksamkeiten seitens der anwesenden Fürsten und Würdenträger.

Nach dem zweiten Pariser-Frieden, der jede Kriegsgefahr für längere Zeit zu bannen versprach, begann eine derartige Stagnation aller militärischen Angelegenheiten Platz zu greifen, daß die Stellung des Chefs des General-Quartiermeisterstabes eine rein nominelle wurde, was Radetzky veranlaßte sie niederzulegen.

Zunächst als Cavallerie-Divisionär in Oedenburg, dann als ad latus des commandirenden Generals in Ungarn verwendet und 1829 zum General der Cavallerie vorgerückt, sehnte sich Radetzky, 63 Jahre alt, nach Ruhe, die ihm auch beschieden schien, als er am 24. November 1829 zum Festungs-Commandanten von Olmütz ernannt wurde. In der Voraussetzung, daß er dort seine Tage beschließen werde, begann er sich für die Stabilität einzurichten. Er legte einen Garten an und trat in Verkehr mit mehreren Gelehrten. Die Sichtung und Ordnung der während seines thatenreichen Lebens gesammelten Aufzeichnungen, deren theilweise Drucklegung, zum Nutz und Frommen jüngerer Waffenbrüder, versprach seiner Muße genügende Anregung zu bieten. Aber Radetzky war nicht bestimmt, in einem Stillleben seine Tage zu beschließen. Kaum länger als ein Jahr hatte er der ersehnten Ruhe genossen, als die verfügte Verstärkung der Armee in Italien, eine Folge der Pariser Juli-Ereignisse, dem alten würdigen Frimont den Anlaß bot, sich Radetzky zu seinem Stellvertreter, seinem Gehilfen, zu erbitten. So ging denn Radetzky vom Ruheposten auf kaiserlichen Befehl wieder zu angestrengtester Thätigkeit an der Spitze einer Armee nach dem Lande ab, in welchem er, eine Stütze des Thrones, den schönsten Lorbeer pflücken das er nie mehr dauernd verlassen sollte.

Bald nach der Ankunft Radetzky's in Mailand, wurde Frimont als Präsident des Hofkriegsrathes nach Wien berufen und Radetzky erhielt jetzt die Ernennung zum commandirenden General im lombardisch-venetianischen Königreiche.

Dies war die Stellung, welche dem genialen Geiste eines Radetzky entsprach; hier öffnete sich dessen rastlosem Schaffungstriebe ein unermeßliches Feld der Thätigkeit. Mochte man in Wien noch so mit dem Gelde knausern, seinen Vorschlägen ein noch so taubes Ohr leihen, er fand immer wieder Mittel die taktische Ausbildung der Truppe zu fördern, ihr tüchtige Führer zu erziehen und sie für den Krieg vorzubilden.

Bestens unterstützt von dem Chef seines Generalstabes, Oberst Heß, wurde die Manövrir- und Feld-Instruction ausgearbeitet und in den Uebungslagern bei Somma, Gallarate, Gavardo ꝛc. erprobt.

Gleichzeitig wußte Radetzky Offizieren und Soldaten jenen vorzüglichen Corpsgeist einzuhauchen, welcher der italienischen Armee den Ruf einer Musterschule aller Soldaten-Tugenden eintrug, lange bevor sie selbe im Felde zu bethätigen vermochte.

Das Wohl des Soldaten nach jeder Richtung zum Gegenstand seiner unermüdlichen Obsorge machend, erntete er von diesen, die ihn nur mehr ihren Vater nannten, begeisterte, opferwilligste Liebe.

1836, anläßig der Krönung Ferdinands I. als König von Böhmen, im 70. Lebens- und 52. Dienstjahre zum Feldmarschall erhoben, hatte Radetzky lange vor Ausbruch des Sturmes, der die Grundfesten der staatlichen Ordnung zu erschüttern drohte, dessen Vorzeichen erkannt. Seine auf Vorbereitungen zu dessen Abwehr hinzielenden Vorschläge fanden von Wien aus nur geringe Unterstützung. Mit Mühe hatte er die Befestigung Verona's — d. h. die Herstellung des innern Gürtels, denn jene des verschanzten Lagers fällt in eine spätere Epoche — erlangt, während sein Streben nach einer Verstärkung der, in Italien befindlichen Truppenmacht, vergeblich blieb.

So sah er denn düsteren Blickes die Katastrophe sich vorbereiten.

Nur 62.000 Mann Soldaten standen zersplittert in den Festungen und Städten des lombardisch-venetianischen Königreichs, als die Revolution zu Mailand ausbrach. Trotz der Schwäche der Garnison, die in fünftägigem Straßenkampfe sich ihres heldenhaften Führers würdig erwiesen, würde er Herr der Stadt geworden sein, allein täglich gewann der Aufstand im Lande an Ausdehnung und war nebstbei der Einbruch des 80.000 Mann starken Heeres Carlo Alberto's, des Königs von Sardinien, in die Lombardie zu gewärtigen.

Festen Auges die Situation überblickend, fand der Marschall nur Rettung in einem Sammeln der ganzen verfügbaren Kraft hinter dem Mincio, und rasch wurde an die Ausführung dieses Entschlusses gegangen. Als in der finstern Nacht des 22. März 1848 das kleine Häuflein Oesterreicher Mailand verließ, da leuchtete ihm nur ein Stern, der greise Marschall in seiner Mitte. Sein Wort war es, welches von Mund zu Mund flog und den, ob der scheinbaren Schmach des Rückzuges betrübten Soldatenherzen, neuen Muth eingoß: „Wir werden bald wiederkehren" hatte der Marschall gesagt, als er der Stadt den Rücken wandte.

Und er kehrte wieder, neuen Lorbeer im silberweißen Greisenhaare an der Spitze seiner siegreichen Armee.

Während in fast ganz Oesterreich die Bande der Ordnung sich zu lösen schienen, sammelte Radetzky sein Heer unter den Mauern Verona's. Nicht nur seine Soldaten sahen zuversichtlich auf ihren greisen Führer,

er war die Hoffnung nicht nur seiner Armee, sondern jene aller getreuen Söhne des Kaiserstaates.

Glück auf! mein Feldherr, führe den Streich,
Nicht blos um Deines Ruhmes Schimmer,
In Deinem Lager ist Oesterreich,
Wir andern sind einzelne Trümmer.

sang der edle Grillparzer und mit ihm fühlten alle Patrioten. Ihre Hoffnungen sollten nicht getäuscht werden. Schon bei St. Lucia*) ließ Radetzky trotz der außerordentlichen Minderzahl seines Heeres den treulosen Sardenkönig, welcher am Tage, als die Oesterreicher Mailand verlassen, völkerrechtswidrig ohne vorhergegangene Kriegserklärung den Ticino überschritten hatte, die Schärfe seines Schwertes fühlen. Doch mußte der Marschall das Eintreffen von Verstärkungen abwarten, um die Offensive zu ergreifen. Mit diesen langte F.-M.-L. Ritter v. Heß im Lager an, um die Leitung des Generalstabes, welche Radetzky mit Bedauern seit dem Jahre 1834 in andere Hände gelegt sah, wieder zu übernehmen. Nun begann jener Siegesflug, der die Armee innerhalb dreizehn Tagen vor die Thore Mailands führte. Nachdem der Feind bei Somma-Campagna, Custozza und Volta geschlagen, unter den Mauern der lombardischen Hauptstadt den letzten Widerstand versucht hatte, floh er über den Grenzfluß, den er einst so siegesgewiß überschritten hatte.

Carlo Alberto bat um Waffenstillstand, der ihm großmüthig gewährt wurde.

Das Großkreuz des Maria Theresien-Ordens, welches als Lohn der erfochtenen glänzenden Siege dem Feldmarschall zu Theil wurde, erlangte für denselben einen erhöhten Werth dadurch, daß Kaiser Ferdinand ihm dieselben Ordens-Insignien sandte, welche er bisher selbst getragen.

Sieben Monate hatte die Waffenruhe gewährt, ohne zum Frieden zu führen, als der verblendete Sardenfürst selbe am 12. März 1849 kündete. Ein Ruf des Jubels ging bei dieser Nachricht durch die Reihen des österreichischen Heeres; wußte es doch, daß Vater Radetzky es nur zu neuem Ruhme, zu neuen Siegen führen würde. Der fünftägige Feldzug, der mit dem glorreichen Tage von Novara endete, brach Carlo Alberto's Macht. Den wilden Wuthausbrüchen seines, völliger

---

*) Bei St. Lucia erhielt Se. Majestät der jetzt regierende Kaiser, als Erzherzog die Feuertaufe.

Anarchie verfallenen Heeres zu entgehen, legte er die Krone nieder und flüchtete durch die Reihen des Feindes nach dem fernen Portugal, wo der Tod ihn bald vom Bewußtsein seiner Schmach erlöste.

Victor Emanuel, der seinem Vater auf dem Throne gefolgt war, suchte den Frieden, der denn auch bald zu Stande kam. „Wenn ich meinen Gegner nicht zum Aeußersten drängte," schrieb der Marschall an den Grafen Grünne, „so geschah es, weil ich wußte, daß Gott die Mäßigung mehr als den Uebermuth des Siegers schätzt."

Als Vater Radetzky von dem kurzen Feldzuge nach Mailand zurückkehrte, bemerkte man auf seiner bisher glatt rasirten Oberlippe Spuren eines silberweißen Schnurbartes, an die sich eine kleine Anecdote knüpft, welcher um so eher hier ein Platz gebührt, als sie ersehen läßt, in welch' schlicht heiterer Weise der alte Marschall mit seiner Umgebung verkehrte. Als das Hauptquartier am 22. März zu Trumello stand, kam beim Frühstücke, welches Radetzky gemeinschaftlich mit seinem Stabe einnahm, die Sprache darauf, warum sich der Feldmarschall nicht gleich allen anderen Officieren der neuen Vorschrift entsprechend, einen Schnurbart wachsen ließe? Nachdem dieser darauf verwiesen, daß die lange Gewohnheit ihm einen solchen wohl recht unbequem erscheinen lassen würde, fügte er voll Herzensgüte lächelnd hinzu: „Jetzt paßt mir auf, ich will Euch etwas versprechen: wenn wir die Piemontesen in einer großen Schlacht tüchtig schlagen, so lasse ich mir einen Schnurbart wachsen." Und als die Armee bei Novara so glänzend gesiegt, da löste der greise Feldherr auch sein Wort ein und trug den Bart bis an sein Lebensende.

Die so unerwartet rasche Beendigung des zweiten Feldzuges gegen Piemont erregte die Bewunderung von ganz Europa. Der junge ritterliche Monarch ehrte seinen greisen Feldherrn durch die Verleihung des Ordens vom goldenen Vließe und ließ eine Gedenk-Medaille zu seinen Ehren prägen. Kaiser Nicolaus von Rußland, dessen Verehrung für Radetzky aus der Zeit der Befreiungskriege datirte — er hatte selber bei seiner Anwesenheit in Mailand im Jahre 1846 dadurch Ausdruck gegeben, daß er sich gleich nach seinem Anlangen zu Radetzky verfügte, um sich dienstlich (als Oberst-Inhaber des 9. Hußaren-Regiments) bei ihm zu melden, — erhob den Sieger von Novarra zum Feldmarschall aller russischen Heere. Fast alle Potentaten Europa's sandten ihm ihre höchsten Ordenszeichen, über vierzig derselben zierten die Heldenbrust.

Aber nicht allein die Großen dieser Erde würdigten die Verdienste Vater Radetzky's. Man kann wohl sagen, es gab Niemanden in der ganzen großen Monarchie, welcher Parteistellung immer, der seinen Namen nicht mit Ehrfurcht nannte. Von seinem ritterlichen Sinne, seinem herablassenden Benehmen, seiner Milde und Einfachheit, wußte man in der entlegenen Alpenhütte, nicht minder wie im glanzstrahlenden Salon hunderte von Zügen zu erzählen. Sein Vaterland Böhmen errichtete ihm zu Prag ein prachtvolles Monument. Das vereinte Offiziers-Corps der k. k. Land- und Seemacht widmeten ihm „als Denkmal der Liebe, Verehrung und Dankbarkeit des ganzen Heeres" einen kostbaren Marschallstab, die Wiener Nationalgarde einen kunstvoll gearbeiteten Ehrensäbel. Der Dichter Beste besangen ihn. Ein ihm zu Ehren komponirtes Musikstück, der „Radetzkymarsch", gelangte zu einer niedagewesenen Popularität und noch gegenwärtig gilt das Anstimmen dieser Weise als Ausdruck gehobenen patriotischen Gefühles. Humanitäre und patriotische Vereine wurden unter Radetzky's Namen gegründet.

Alle die Adressen und sonstigen Aufmerksamkeiten, welche dem gefeierten Helden zukamen, auch nur anzudeuten, überstiege weit den hier gebotenen Raum.

Zu einem wahren Triumphzuge gestaltete sich die Reise des greisen Marschalls nach Wien, wohin sich derselbe im Herbste des Jahres 1849 begab, seinem gnädigen Kaiser zu huldigen. Durch einen Abgesandten des Monarchen auf dem Bahnhofe, wo sich die Generalität und viele Deputationen eingefunden hatten, empfangen und nach der Kaiserburg geleitet, waren die Gassen, durch welche sich der Zug bewegte, festlich geschmückt und mit Blumen bestreut. Stürmischer Jubel einer unzählbaren Volksmenge umbrauste den Helden. Der Wiener Gemeinderath, welcher ihm noch während seiner Anwesenheit in Novara durch eine Deputation das prachtvoll ausgestattete Diplom eines Ehrenbürgers übersendet hatte, veranstaltete ihm zu Ehren ein großes Festmahl.

Wieder nach dem lombardisch-venetianischen Königreiche, dessen gesammte Verwaltung in Radetzky's, des General-Militär- und Civil-Gouverneur's, Hände gelegt war, zurückgekehrt, leitete er dieselbe ungebrochenen Geistes, aber mit jener Milde, die ihm seit je Aller Herzen erobert.

Greis an Jahren, an Thatkraft ein Mann in der Fülle des Wortes,
Unvergleichlicher, hast Stärke und Milde zugleich.

Mit diesen Versen schildert der königliche Dichter Ludwig I. das Walten Radetzky's nach dem Kriege.

Am 1. September 1855 feierte Vater Radetzky ein gar seltenes Fest, nämlich sein 50jähriges Dienstjubiläum als General.

Noch war dem greisen Marschall die Freude beschieden, seinen kaiserlichen Herrn in dem, seiner Verwaltung anvertrauten, Kronlande zu begrüßen, da fühlte er im 91. Jahre seines thatenreichen Lebens den Augenblick gekommen, für die kurze Spanne Zeit, welche ihm in dieser Welt noch zugemessen sein mochte, sich Ruhe zu gönnen. Er bat um die Enthebung von seinem verantwortlichen und wichtigen Posten, und diese seine Bitte gewährte der Kaiser mit folgendem höchst gnädigen Handschreiben:

Lieber Feldmarschall Graf Radetzky!

„Mit jenem tiefen Pflichtgefühle und der treuen Hingebung womit Sie in dem Zeitraume von 72 Dienstjahren Meiner Armee als unübertroffenes Beispiel voranleuchten, haben Sie Mir auch nun bei Meinem Eintreffen in Meinem lombardisch-venetianischen Königreiche mit edler Aufrichtigkeit die Bürde Ihres hohen Alters geschildert und zugleich die Bitte um Enthebung von dem Posten eines Armee-Commandanten und General-Gouverneurs unterlegt.

Ich habe dieser Bitte mit dem tiefsten Bedauern nur aus dem Grunde nachgegeben, weil Ihre Befreiung von so großer Last der Geschäfte Mir allein die Hoffnung gewährt, Ihr mir so theueres und ruhmvolles Leben noch für eine Reihe von Jahren in ungetrübtem Wohlsein erhalten zu sehen.

Ich befehle unter einem Alles an, was auf Ihre künftige persönliche Stellung Bezug hat. Sie werden stets in jedem Meiner Schlösser, sowohl zu Stra, Monza, in der Villa Reale zu Mailand, als zu Wien in Meiner Burg, im Palaste des Augartens, dann zu Hetzendorf, nach Ihrer Wahl, Mein herzlich gerne gesehener Gast und ich dadurch in Lage sein, Mich, so oft ich es bedarf, Ihrer weisen Ansichten und der Ihres erprobten Rathes erfreuen zu können. Und so mögen Sie noch lange Meiner Armee das lebendigste Vorbild unseres Ruhmes, geliebt und geehrt von Mir und allen österreichischen Herzen, in der dankbarsten Erinnerung Ihres Monarchen, wie in Ihren eigenen glanzvollen Erinnerungen den Lohn einer so thatenreichen Vergangenheit genießen."

Mailand, am 28. Februar 1857.

Franz Joseph m. p.

Von seinen Kindern, den Soldaten, in rührenden Worten Abschied nehmend, wählte er die Villa Reale in Mailand, wo in stürmischen Tagen sein Hauptquartier gewesen, an die sich so verschiedenartige Erinnerungen knüften, zu seinem Ruhesitze. Ein schwerer Unfall, — Beinbruch des Oberschenkels, die Folge eines Falles — verzögerte nicht nur die Abreise, sondern rief bei dem hohen Alter des Marschalls auch die lebhaftesten Besorgnisse wach.

Seine unverwüstliche Naturkraft siegte nochmals, und am 31. Juli 1857 trat er wieder in die Gemächer, wo er acht Jahre früher den Operationsplan gegen Piemont entworfen.

Er sollte sie nicht lange bewohnen. Am 5. Jänner 1858, 8 Uhr morgens endete eine Lungenlähmung nach mehrtägigem Krankenlager das Leben des greisen Helden.

Noch im Tode ehrte der hochherzige Monarch den sieggekrönten Führer seiner Heere. Ein Armee-Befehl gab das betrübende Ereigniß dem Heere bekannt und ordnete einen feierlichen Trauergottesdienst in sämmtlichen Militärstationen, sowie die Anlegung einer vierzehntägigen Trauer seitens der gesammten Land- und Seemacht Oesterreich's an. Gleichzeitig wurde die Bestimmung getroffen, daß das fünfte Hußaren-Regiment für immerwährende Zeiten den Namen Radetzky's zu führen habe. Doch nicht genug daran, erwies der Kaiser der Leiche des Marschalls, welche auf Staatskosten mittelst Separattrains nach Wien gebracht worden war, die höchste militärische Ehre, welche den irdischen Resten eines österreichischen Kriegers noch je geworden, indem er das das Commando des dieselbe nach dem St. Stephansdome zur Einsegnung und dann nach dem Nordbahnhofe geleitenden Truppen-Corps, bestehend aus der gesammten Wiener Garnison, persönlich mit gezogenem Säbel führte.

Für eine letzte Ruhestätte des Leichnams hatte Ritter von Parkfrieder gesorgt, indem er zu Wetzdorf — zwischen Stockerau und Maissau in Niederösterreich — seinen beiden Freunden, Grafen Radetzky und Feldmarschall Max Freiherrn von Wimpffen, ein prachtvolles Mausoleum auf dem sogenannten Heldenberge errichtet hatte. Dorthin wurde, einer letztwilligen Anordnung des Marschalls gemäß, dessen Leiche gebracht und an der Seite jener Wimpffens, der ihm im Tode vorangegangen war, beigesetzt.

Der Name des Helden aber, dem das seltene Glück geworden, nachdem er für fünf Monarchen Oesterreich's sein Schwert geführt, von seinem Kaiser und Herrn mit Beweisen dankbarer Huld überschüttet zu werden bis an sein Ende, er wird fortleben nicht nur in den Annalen der Geschichte, sondern auch in dem Herzen jedes Oesterreichers, ein leuchtendes Vorbild jeder Soldaten jeder Bürger-Tugend.

Heinrich Freiherr von Heß.

Es bekennt des geretteten Oesterreichs Geschichte
Heut' vor dem unparteiischen Weltgerichte:
Dieses Feldherrn That
Dieses Staatsmannes Rath
Bildeten unsere Siege
Im Frieden wie im Kriege.

(Devise auf dem gelegenheitlich des 50jährigen Dienst-Jubiläums dem Feldmarschall Heß überreichten Ehrengeschenke.)

Im Jahre 1788 den 17. März, war zu Wien, im sogenannten „Hasenhaus", auch „Dreilöwenhaus" — damals seinen Eltern gehörig — Heß geboren. Nach sorgfältigster Erziehung widmete er sich, seiner angeborenen Vorliebe folgend, dem Kriegerstande und trat, 17 Jahre alt, als Fähnrich in das 60. Infanterie-Regiment. Schon in den Schlachten bei Wagram und Leipzig, den Gefechten bei Genf und Lyon, wird sein Name unter jenen genannt, die sich durch Tapferkeit, Befähigung und besondere Verwendung auszeichneten.

Während der, den Befreiungskriegen folgenden langen Friedenszeit, widmete Heß, welcher 1829 bereits Oberst war, die ihm erübrigenden Mußestunden ernsten, kriegswissenschaftlichen Studien, bis sich ihm 1830 mit der Uebernahme der Geschäftsleitung in der Operations-Kanzlei der Armee in Italien, das Feld für seine fruchtbaren Ideen öffnete und sein reger Geist zum bildenden, zum schaffenden werden konnte. In welche Schule ging aber auch jetzt der geistreiche, von dem Geschicke zu thatenreichem Leben berufene Oberst! Radetzky wurde sein Lehrer, Italien seine Studierstube!

Der Entwurf einer neuen Feld- und Manövrir-Instruction nach den Andeutungen Radetzky's war sein erstes Werk, welches eine solche Anerkennung fand, daß es von allen General-Commanden als Richt-

schnur bei den Truppenübungen angenommen wurde. Den hier in großen Umrissen stattfindenden, von Heß entworfenen, die Manövrir-Tüchtigkeit so sehr fördernden Waffenübungen, verdankte das österreichische Heer in Italien auch noch jenen Kameradschaftssinn, der gleich einer ehernen Kette alle Glieder desselben zu einem gewaltigen Ganzen band, und der ihm später im Mißgeschicke so sehr zu Statten kommen sollte.

Im Jahre 1834 wurde Heß — zum Generalmajor befördert — durch ehrenvolle Abberufung aus Italien, seiner bisherigen Thätigkeit entrissen, 1842 zum Feldmarschall-Lieutenant, 1844 zum Inhaber des 49. Infanterie-Regiments ernannt.

Es kam das ereignißreiche Jahr 1848. Seine ausgezeichneten Eigenschaften, sowie seine Beliebtheit bei den Mitbürgern einerseits, seine bewährte Treue und Anhänglichkeit an das Kaiserhaus anderseits, schienen besonders geeignet, ihm eine Art Vermittlerrolle zuzuweisen. In den ersten Tagen des Monats Mai 1848 wurde Heß zum Nationalgarde-Obercommandanten von Wien ernannt. Doch, ehe er diesem Rufe folgen konnte, erhielt er die Eintheilung als Chef des Generalstabes der Armee in Italien. Am 13. Mai traf er im Hauptquartiere Radetzky's zu Verona ein, und übernahm am folgenden Tage die Leitung der Operationen. Es einten sich nun zu einem Ziele die zwei verwandten Geister!

Der Heldengreis Radetzky, um dessen hochgehaltenes Panier sich Oesterreichs treue Söhne auf den Ruf ihres Kaisers schaarten, stand nach den verhängnißvollen fünf Mailänder Tagen, wo eine kleine Garnison gegen meuchlerische Angriffe und treubrüchige Empörung bei längerem Verweilen nutzlos geopfert worden wäre, unter den Wällen Verona's. Die Armee harrte in ernster Stimmung, doch ungebrochenen Muthes, kampfbegierig dem Winke des Feldherrn, um sich mit dem an Zahl überlegenen Feinde zu messen.

Heß entwarf, nachdem die Vereinigung der Abtheilung des Feldzeugmeisters Graf Nugent mit der Hauptarmee erfolgt war, den Plan zu dem ersten Heraustreten aus der Defensive. Am 27. Mai rückten die Oesterreicher in musterhafter Ordnung aus Verona, erreichten am 28. Mantua und schon am 29. wurden die feindlichen Schanzen bei Curtatone angegriffen und erstürmt. Am 30. folgte die siegreiche Schlacht von Goito, bald darauf die kühne Unternehmung gegen Vicenza. Dem überlegenen Gegner wurde die Armee überraschend entzogen, um selbe mit kluger, sorgfältiger Benutzung der Vortheile der Festungen Mantua,

Verona und Legnago verborgen, und mit Uebermacht gegen den in Vicenza abgesonderten feindlichen Heerestheil zu führen. Mit Einem Schlage beseitigte das ruhmvolle Treffen von Vicenza am 10. Juni, in welchem unsere Soldaten Wunder der Tapferkeit verrichteten, 18.000 italienische Streiter. Ehe Karl Albert die österreichische Unternehmung erkannte, war Radetzky schon wieder mit dem Haupttheile der Armee in Verona, bereit jeden Angriff abzuweisen.

So wurden in der kurzen Zeit von 17 Tagen die Aufstellung der Neapolitaner und Toscaner, 10.000 Mann bei Mantua, gesprengt, die gesammte päpstliche Streitmacht, 18.000 Mann bei Vicenza, aufgelöst und zu einer dreimonatlichen Waffenruhe gezwungen, die 4000 Mann der Besatzung von Treviso unschädlich gemacht und das Festland Venedigs in Besitz genommen. Das Urtheil der Kriegsgeschichte zählt diese Operation zu den schönsten und geistvollsten und zollt ihre Bewunderung sowohl der heldenmüthigen Tapferkeit und Ausdauer der Krieger, als auch dem genialen Manne, der jene Züge vorzeichnete und leitete. Und fürwahr mit Recht!

Die nun folgende fünfwöchentliche Waffenruhe wurde zur Steigerung der Schlagfertigkeit der Armee benützt; nach Ablauf derselben ergriff der Feldmarschall Radetzky die Offensive, zwang den Feind zur Schlacht von Custozza, die am 23. Juli begann und am 25. Juli nach hartnäckigem Widerstande des Gegners, siegreich für unsere Waffen endete. Im Armeebefehle nach der Schlacht sagte Radetzky, indem er auch anderer Helden des Tages gedachte, von Heß: „Ich kann ...... vorzüglich das aufopfernde und sich auszeichnende Corps des General-Quartiermeister-Stabes unter der Leitung ihres ebenso seltenen, als tapferen General-Quartiermeisters von Heß ...... nur mit höchster Anerkennung ihrer verdienstlichen Leistungen und persönlichen Aufopferung für Kaiser und Vaterland erwähnen.“ Mit Allerhöchstem Handschreiben erhielt Heß das Ritterkreuz des Maria Theresien-Ordens.

„Doch ruhig lenkt Radetzky's Blick
Des Kampfes unsicheres Geschick,
Und wo die Wage unstät schwankt,
Fliegt Heß herbei und hält, was wankt.“

Karl Albert wollte, wenngleich stark erschüttert, noch einmal das Waffenglück versuchen; es kamen die blutigen Tage von Volta, welche den Sardenkönig zum Rückzuge nach Cremona nöthigten. Ra-

detzky folgte ihm auf dem Fuße, Karl Albert zog sich über Lodi gegen Mailand zurück, vor welcher Stadt er am 4. August Aufstellung nahm. Die Einnahme Mailands durch unsere Truppen kostete noch einige blutige Kämpfe.

Am 9. August wurde von Heß die Waffenstillstands-Uebereinkunft, zu Folge welcher Karl Albert die österreichischen Provinzen Italiens räumte und welche als Voreinleitung der Friedensunterhandlungen gelten sollte, abgeschlossen. Letztere aber wurden von Seite Piemonts, dem es damit nie Ernst gewesen, in die Länge gezogen, bis Karl Albert mit 12. März 1849 den Waffenstillstand kündigte und der Kampf von Neuem begann.

Heß hatte die ganze Zwischenzeit zu seinen strategischen Dispositionen benutzt und bei Beginn der Feindseligkeiten im Namen des Marschalls allen Befehlshabern mündlich die bestimmtesten Weisungen zu jenen bis in die verzweigtesten Einzelheiten durchgearbeiteten Bewegungen gegeben, welche zur gründlichen Täuschung des Gegners über unsere Absichten und somit zur günstigen Entscheidung des ganzen Feldzuges führen sollten.

Am 17. März begann der Abmarsch von Mailand, den Rückzug fingirend; am 20. wurde unserseits die piemontesische Grenze überschritten; am 21. erfocht Benedek den schönen Sieg bei Mortara; am 23. fand die Schlacht von Novara statt. Heß, welcher an diesem Tage von einer die Wahlstatt beherrschenden Anhöhe die Lage der Dinge überschaute, berichtete dem Feldmarschall Radetzky, daß ein nachdrückliches Vorrücken der ganzen Schlachtlinie den Tag entscheiden würde; der Feldmarschall gab die Befehle und der Feind hatte die Schlacht, der König von Sardinien seine Krone verloren. Am 28. schon konnte Radetzky mit seinem Generalstabe den Einzug im staunenden Mailand halten. In fünf Tagen war der Feldzug beendet, auf welchen die Armee und ihre Führer mit dem stolzen Bewußtsein zurückblicken können, daß selten ein ruhmreicherer Krieg geführt wurde, und von welchem noch ferne Zeiten Kunde geben werden, daß Oesterreichs tapfere Söhne den sichersten Hort des Thrones und des Vaterlandes bilden. Heß aber, welcher mit Genialität den herrlichen Operationsplan entwarf und zur Durchführung brachte, machte seinen Namen unsterblich. In dem Bericht an das Kriegs-Ministerium meldet unter Anderm der Feldmarschall: . . . . . . „In voller Anerkennung der gediegenen Leistungen der wirkenden Glieder meines

Hauptquartiers, welchen ich als treuen Begleitern auf jeden meiner Schritte Allen das ehrenwertheste Zeugniß unerschütterlichen Muthes, Anhänglichkeit und Aufopferung schuldig bin, nenne ich vor Allen meinen General-Quartiermeister, Feldmarschall-Lieutenant von Heß. Diesem — ich bezeuge es hiermit von ganzem Herzen — gebührt der bei Weitem größte Antheil an den Erfolgen, den die Waffen des Kaisers in dem letzten Feldzuge errungen haben. Alle Verhältnisse mit klarem Blicke überschauend, den rechten Zeitpunkt schnell erkennend und rasch benützend — stets den höchsten Zweck vor Augen, hatte er mein volles Vertrauen und führte ich, ihn an der Seite, die Armee zum gewissen Siege — das Heer wußte dies und siegte." Und eine Stunde nach der Schlacht von Novara schrieb Radetzky an die Gemalin seines General-Quartiermeisters: „Wir schlugen den Feind bei Novara und wenn der Ruhm des Tages mir zugeschrieben wird — **Er** (Heß) hat ihn, **Ihm** gebührt das ganze Verdienst." Seine Majestät unser ritterliche Kaiser verlieh Heß in besonderer Würdigung seiner in diesem Feldzuge erworbenen unschätzbaren Verdienste das Großkreuz des Leopold- und das Commandeurkreuz des Maria-Theresien-Ordens. So lohnte Oesterreichs Kaiser in Heß seine Krieger, welche den Siegesflug des österreichischen Doppelaars von den Thoren Mailands bis an die Wälle Novara's begleiteten.

Von dieser Zeit an bis 1859 war Heß in Angelegenheiten der Heeres-Ausbildung in gewohnter Weise rastlos und erfolgreich thätig.

Bei Beginn des unglücklichen Feldzuges 1859 fand Heß keine Verwendung; erst nach der Schlacht von Magenta trat er als Chef des Generalstabes der Armee an die Seite des den Oberbefehl führenden Kaisers und hatte als solcher nach der Schlacht von Solferino den Waffenstillstand mit den Franzosen abzuschließen.

Nach der Rückkehr des Kaisers nach Wien übernahm Heß das Obercommando der Armee in Italien und wurde in dieser Eigenschaft zum Feldmarschall ernannt. Nach Auflösung des Armee-Obercommando's trat er wieder in seine Stellung als Chef des Generalstabes der ganzen Armee.

Im Jahre 1860 legte er geschwächter Gesundheit wegen auch diese Stelle nieder und wurde zum Hauptmann der Trabanten-Leibgarde und

Hofburgwache ernannt. Wie hoch der Kaiser den Feldmarschall schätzte, zeigt folgende Stelle des Handschreibens: „Sie dienten als tapferer Soldat meinem Großvater, als Chef des wichtigsten Corps meinem Oheim. Unter diesem Letzteren, sowie beim Beginne Meiner Regierung waren Sie es, der an der Seite des unvergeßlichen Feldmarschalls Grafen Radetzky die Schlachten leitete und mit ihm das Heer zum Siege führte. Ihr Name knüpft sich an die stolzen Erinnerungen der Geschichte Meiner Reiche."

Aber auch in der ihm nun gebotenen Ruhe blieb der zwar 72jährige, aber an rastloses Schaffen gewöhnte Feldmarschall noch wissenschaftlich thätig.

Im Anfange des Jahres 1867 schwer erkrankt, erfreute er sich der allseitigen Theilnahme von Hoch und Nieder. Seine Genesung war ein Freudenfest für Alle, die ihn kannten, und welcher gute Oesterreicher kannte ihn nicht? Se. Majestät der Kaiser besuchte ihn persönlich, um ihn zu beglückwünschen, ebenso kamen die Erzherzoge, dann die Waffengefährten und Leute aller Stände, um ihm die allgemeine Verehrung zu bezeugen.

1870 wieder auf das Krankenlager geworfen, sollte er vom selben nicht mehr erstehen; er hauchte am 13. April 1870 um 4 Uhr morgens sein edles Leben im 83. Jahre aus, ohne mehr mit Worten Abschied genommen zu haben. Noch am selben Tage erließ Se. Majestät der Kaiser folgenden Armeebefehl: „In dankbarer Erinnerung der vielen Verdienste Meines dahingeschiedenen Feldmarschalls Freiherrn v. Heß und um das Andenken an diesen ausgezeichneten General Meiner Armee unvergänglich zu erhalten, verordne ich, daß das Linien-Infanterie-Regiment Nr. 49 für immerwährende Zeiten dessen ruhmvollen Namen zu tragen habe."

Fünfundsechzig Jahre hatte Heß seinem Vaterlande als Soldat gedient und in mehr als 20 Schlachten und Gefechten sein Leben für Kaiser und Vaterland eingesetzt.

Des Feldmarschalls Gestalt war von mittlerem Wuchse, zart, schmächtig, im vollen Ebenmaß der Glieder. Sein blaues Auge gab dem Angesichte einen milden, freundlichen Ausdruck; die hohe, offene Stirne, das Abbild seines Charakters, war von einem lichtblonden, mäßig gekrausten Haare umgeben. Wer Heß so anspruchslos durch die Gassen Wien's schreiten sah, den Blick vor sich hin zur Erde gesenkt, in Ge-

danken vertieft und scheinbar vergessend, was um ihn her vorging, würde den berühmten Mann in dieser Einfachheit und Bescheidenheit kaum erkannt haben.

Seinen Vorgesetzten gegenüber war Heß ein erprobter, erfahrener und treuer Rathgeber, seinen Untergebenen ein gütiger Vater. Jeder war seiner Hilfe gewiß, sobald er zu helfen vermochte.

Wie als Soldat, so vereinigte Heß auch als Mensch im edelsten Sinne die vortefflichsten Eigenschaften in sich. Der höchste Seelenadel, streng rechtliche und humane Denkungsweise, sowie eine unversiegbare Herzensgüte zeichneten diesen außerordentlichen Mann aus. Wohlthätigkeit übte er im großen Maße. Obschon ohne Privat-Vermögen, theilte er bedeutende Summen im Jahre an Hilfsbedürftige aus und kein wirklich Armer blieb von ihm unberücksichtigt. Im Stiegenhause seiner Wohnung konnte man stets Dürftige seiner Ankunft harren sehen; diese Nächstenliebe übte er im Stillen, ja größtentheils seiner eigenen Familie unbekannt.

Als Gatte und Familienhaupt wurde er von seinen Angehörigen vergöttert, in seinem Hause herrschte stete Uebereinstimmung und Eintracht. In den langen Winterabenden konnte man ihn stets in Gesellschaft seiner Angehörigen im traulichen Gespräche an dem Tisch sitzen sehen. Was aber das Interesse eines solchen Anblickes erhöhte, war, daß Feldmarschall Heß während einer solchen, oft recht heitern Unterhaltung, Papier und Schreibzeug vor sich liegen hatte, ohne sich beirren zu lassen, arbeitete, zeitweise aufblickte, einige Worte in das Gespräch mengte, herzlich mitlachte und — sodann wieder in seiner ernsten Beschäftigung fortfuhr.

Nach allem, was wir über diesen Mann gesagt, wird man finden, daß Heß ein edles Vorbild militärischer und bürgerlicher Tugenden war. Wo ihn sein Kaiser hinstellte, wohin ihn des Vaterlandes Wohlfahrt rief, dahin zog er unbeirrt; des Kaisers Machtgebot, des Staates Wohl und Vortheil war sein einzig Gedankenstreben!

Und so schließen wir die Schilderung des thatenreichen Lebens dieses Mannes, dessen Name in den Blättern der Geschichte unauslöschlich und immerdar unter den Ersten glänzen wird mit Zedlitz sinnigen Worten:

Seht diesen Mann! Ihr habt ihm mehr zu danken,
Als alle Lobenswerthe können sagen:
Kühn bis zum Aeußersten und doch getragen
Vom sichern, klarströmenden Gedanken.

Euch blieb stets feste Bürgschaft. — ob im Schwanken
Auch Tau und Segel kracht, vom Sturm geschlagen, —
Sein kalter Muth. Ihr seht im kecksten Wagen,
Ein Fährmann sitzt am Steuer ohne Wanken!
Er trägt an Ruhm und Ehre reiche Bürden;
Den Kriegern aber scheinen seine Würden
Für sein Verdienst, fast noch zu karg bemessen,
Indeß er selbst bescheiden will vergessen,
Daß von der Etsch bis zu Novara's Walle
Vereint sein Name und der Radetzky's schalle!

Wilhelm von Tegetthoff.

Der Name Tegetthoff, dem schon seine Vorfahren einen guten Klang verschafften, gehört fortan und für alle Zeiten Oesterreich und der Geschichte an.

Er ist unzertrennlich von den schönsten Momenten des Wirkens der österreichischen Marine, die er zu glänzenden Siegen, zu unsterblichem Ruhme geführt, er ziert die herrlichsten Blätter unserer Kriegsgeschichte und wird daher fortleben im Munde des Volkes, wie auf den Denkmalen, die ihm die Dankbarkeit seines Monarchen errichtet.

Als Sohn eines k. k. Oberstlieutenants am 23. September 1827 zu Marburg in Steiermark geboren, trat er nach Absolvirung des Marine-Cadeten-Collegiums zu Venedig, im Jahre 1845 als effectiver Seecadet in die österreichische Marine und verrieth schon frühzeitig jenen klaren Geist und jene Energie des Willens, die ihm später zu so hervorragenden Thaten befähigten.

Von längeren Seereisen zurückgekehrt, wurde er anfangs 1848 zum Fregattenfähurich und noch im April desselben Jahres zum Fregatten-Lieutenant ernannt, machte die Blokade von Venedig mit und begleitete sodann den früheren Marine-Obercommandanten F.-M.-L. Ritter v. Martini, als dessen Adjutant, auf den Gesandtschaftsposten nach Neapel.

Nach kurzem Aufenthalte daselbst wieder zum activen Marinedienst berufen, rückte er 1852 zum Linienschiffs-Lieutenant vor, und erhielt 1854 obwohl noch einer der jüngsten seiner Charge, das erste selbstständige Commando, nämlich jenes der Corvette „Elisabeth", die in den levantinischen Gewässern zu kreuzen hatte.

Im folgenden Jahre wurde er mit dem Commando des kleinen Kriegsdampfers „Taurus" betraut, der während des Krimkrieges den Stationsdienst an den Donaumündungen zu versehen und die Ordnung unter den zahlreichen, den verschiedensten Nationen angehörigen Schiffen aufrecht zu erhalten hatte.

Tegetthoff entledigte sich dieser schwierigen Aufgabe auf's beste und zog dadurch die Aufmerksamkeit des damaligen Marine-Obercommandanten Erzherzogs Ferdinand Max auf sich. Auf Befehl desselben hatte er in den Jahren 1857 und 1858 die Küsten des rothen Meeres und des Golfes von Aden zu bereisen, bei welcher Gelegenheit er von den Beduinen gefangen und erst gegen hohes Lösegeld freigegeben wurde. Da ein zweites Expeditionsmitglied, Theodor v. Heuglin durch den Wurfspieß eines Negers verwundet, zur Herstellung seiner Gesundheit nach Europa zurückkehren mußte, setzte Tegetthoff mit bewunderungswürdiger Kühnheit auf einem offenen arabischen Boote die Weiterreise allein fort, und wandte sich erst, nachdem er seine Mission vollkommen erfüllt, wieder der Heimat zu. In Aden erfuhr er seine Ernennung zum Corvetten-Capitän und Vorstand der ersten Section beim Marine-Commando in Triest.

Allein man konnte seiner nicht lange im activen Marinedienste entbehren und noch 1858, sowie im darauffolgenden Jahre finden wir ihn als Commandant der Corvette „Friedrich" an der marokkanischen Küste und dann im Golf von Venedig. Später begleitete er als Adjutant den Erzherzog Max nach Brasilien; 1860 wurde Tegetthoff zum Fregatten-Capitän, ein Jahr nachher zum Linienschiffs-Capitän befördert; in der ersteren Charge führte er das Commando der Schrauben-Fregatte „Radetzky", 1862 aber jenes der nach dem Oriente zum Schutze der österreichischen Unterthanen während der griechischen Unruhen entsendeten Flottenabtheilung.

Das Jahr 1864, in welchem Tegetthoff als Commandant einer Abtheilung der unter Contre-Admiral Freiherr v. Wüllersdorf ausgerüsteten Escadre demselben in die Nordseegewässer vorauszueilen hatte, um die deutschen Küsten vor Angriffen durch dänische Schiffe zu schützen, gab ihm Gelegenheit, seine vorzüglichen Eigenschaften glänzend zu bewähren und sich einen europäischen Ruf zu erwerben. Unter Tegetthoff's Commando befanden sich nur die beiden Schraubenfregatten „Schwarzenberg" und „Radetzky", da das Kanonenboot „See-

hund" in Dover zur Ausbesserung zurückgelassen werden mußte. An der holländischen Küste vereinigte sich mit ihm das preußische Geschwader unter Corvetten-Capitän Klat, aus der Segelfregatte „Thetis", dem Raddampfer „Adler", den Schraubenkanonenbooten „Basilisk" und „Blitz" bestehend.

Die vereinigte Escadre erreichte Cuxhaven am 4. Mai. Sofort nach der am 9. Mai erhaltenen Nachricht, daß dänische Schiffe nächst Helgoland gesehen wurden, ließ Tegetthoff dahin steuern und hatte um 1 Uhr Nachmittags die beiden Fregatten „Niels-Juel" und „Jutland" sowie die Corvette „Helmdal" in Sicht. „Unsere Armeen haben Siege erfochten, thun wir das Gleiche!" ließ Tegetthoff den Schiffen telepraphiren, hierauf „Klarschiff zum Gefecht" signalisiren und einen Kurs einschlagen, welcher dem Feinde, der gegen Helgoland steuerte, den Weg abschnitt.

Bald standen sich beide Flottenabtheilungen in Schlachtordnung auf 18½ Kabeln*) gegenüber und wurde das Feuer österreichischerseits eröffnet. Da jedoch Tegetthoff einsah, daß auf diese Weise ein Erfolg nicht so leicht zu erzielen sei, beschloß er, die Distanzen zu vermindern, was auch successive bis auf zwei Kabel geschah. Das wohlgenährte Feuer der österreichischen Schiffe wurde von den Dänen, die an Geschützen überlegen waren, auf das lebhafteste erwidert. Gleich eine der ersten Granaten, welche den „Schwarzenberg" traf, explodirte in der Batterie und setzte fast die ganze Bemannung eines Geschützes außer Gefecht. Zweimal war durch feindliche Granaten auf dem Schiffe Feuer ausgebrochen, wurde indeß jedesmal schnell gelöscht, beim drittenmal jedoch, als gegen 4 Uhr nachmittags, nach fast zweistündigem sehr heftigen Gefechte, der Vormarssegel in Brand gerieth, konnte man desselben um so weniger schnell Herr werden, als die Schiffspritzen nicht bis zu dieser Höhe reichten, der Schlauch der Maschinenpumpe aber durch eine Kugel durchschnitten worden war. Es war ein kritischer Moment. Das Admiralschiff von mehr als 100 Kanonenkugeln und Granaten schweren Kalibers durchbohrt, ⅔ der Mannschaft todt oder verwundet und dazu der schwer zu bewältigende Brand.

Held Tegetthoff verlor jedoch keinen Augenblick seine Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit.

---

*) Das Kabel ungefähr zwei Kilometer.

Mit der größten Ruhe ertheilte er vom brennenden Schiffe aus die zweckdienlichsten Befehle. Immer noch kämpfend zog er dasselbe erst dann zurück, als es die Nothwendigkeit gebieterisch erheischte, und nachdem die feindliche Flotte, insbesondere aber das dänische Schiff Niels-Juel, arg zugerichtet worden war. Dieses letztere stand schon im Begriffe die Flagge zu streichen und hatte seine Rettung, die es in Schlepptau bewerkstelligte, nur dem geschilderten Brande, der endlich mit Aufbietung aller Kräfte gelöscht wurde, zu danken.

Die Fregatte „Radetzky" hatte den Rückzug des Schwarzenberg durch ihre Manöver meisterhaft gedeckt, sowie überhaupt die Haltung der ganzen Flotten-Abtheilung eine musterhafte war.

Die dänische Flotte zog sich in nordöstlicher Richtung zurück; die Befreier der Nordsee aber wurden in Hamburg und Altona mit Begeisterung empfangen, ihr Führer Tegetthoff (in seinem 37. Lebensjahre) mittelst Telegramm des Kaisers zum Contre-Admiral ernannt und durch Verleihung des eisernen Kron-Ordens zweiter Klasse ausgezeichnet.

Noch im selben Kriege nahm Tegetthoff Antheil an der Eroberung der nordfriesischen Inseln, kehrte hierauf in die Heimat zurück, übernahm bald darauf wieder das Escadre-Commando, kreuzte im adriatischen und mittelländischen Meere, besichtigte den im Bau begriffenen Suez-Canal und traf 1866 wieder in Pola ein.

Der in diesem Jahre ausgebrochene Krieg fand Oesterreich's Flotte, obwohl Erzherzog Max unendlich viel für deren Vermehrung und Verbesserung gethan, einer nahezu doppelt überlegenen, aus Schiffen neuester Construction bestehenden und mit den schwersten Geschützen ausgerüsteten italienischen gegenüber. Das Selbstgefühl des Feindes wurde dadurch nicht wenig gehoben und mochte Persano, den italienischen Admiral, zu der spöttischen Bemerkung veranlaßt haben: „er werde die österreichischen Fischerboote aus der Adria vertreiben."

Für Istrien und Dalmatien waren schon Gouverneure bestimmt, Contributionen sollten für die größeren Städte ausgeschrieben werden, Maler und Kriegs-Correspondenten zur Verherrlichung der italienischen Großthaten beitragen.

Doch es kam anders! — Man hatte ohne Tegetthoff, in dessen bewährte Hände das österreichische Flotten-Commando gelegt wurde, ohne den begeisterten Einfluß seines Namens, ohne die erprobte Tapferkeit und Opferwilligkeit der österreichischen Marine gerechnet.

Mit der ihm eigenthümlichen rastlosen Thatkraft hatte der österreichische Flotten-Commandant jeden Augenblick zur Vervollkommnung der Ausrüstung seiner Schiffe, zur Erhöhung der Ausbildung seiner Mannschaft benützt, und es so ermöglicht dem Feinde durch sein plötzliches Erscheinen vor Ancona mit einer Recognoscirungs-Abtheilung zuvorzukommen, was nicht geringe Bestürzung unter den Bewohnern verbreitete.

Nach längerem Zögern erschien die italienische Flotte endlich am 18. Juli plötzlich vor der Insel Lissa, die durch Forts, Thürme und Batterien vertheidiget, der Beschießung von mehr als 600 schweren Geschützen tapfer standhielt.

Am Morgen des denkwürdigen 20. Juli, als die Italiener eben mit den Vorbereitungen für eine Truppen-Ausschiffung beschäftiget waren, erhielten sie Aviso von dem Herannahen feindlicher Schiffe. — Kaum war Zeit vorhanden die Schlachtlinie zu formiren, als auch schon die österreichische Flotte in Keilform herandampfte, voran die Panzer, dann die schweren, endlich die leichten Holzschiffe. Es war ein herrlicher Anblick! Tegetthoff auf dem Admiralsschiffe „Ferdinand Max" allen Anderen voran, ließ sogleich die nöthigen Signale, zum Schlusse jenes: „Muß Sieg von Lissa werden!" geben und leitete nun mit ruhiger, kalter Ueberlegung, die selbst dem Gegner zur Bewunderung hinriß, die Schlacht.

Die feindliche Linie wurde anfänglich durch den eindringenden Keil durchbrochen, jedes Schiff suchte sich seinen Gegner, und griff bald mit der Ramme bald durch Abfeuern concentrirter Artillerie-Salven an.

Es kämpften in dieser Meléc 61 Schiffe mit Dampfmaschinen von zusammen 25.000 Pferdekraft und mehr als 1000 schwere Geschütze, deren Donner man 17 deutsche Meilen weit hörte.

Der Pulverdampf mischte sich mit dem Rauche der Maschine und gab die hochwogende See dem imposanten Schlachtenbilde ein noch großartigeres Gepräge.

Es wäre schwierig und würde zu weit führen die einzelnen Abschnitte des Kampfes, die vielen Beispiele von Heldenmuth und Todesverachtung, die derselbe zu Tage förderte, aufzuzählen und müssen wir uns auf die Wiedergabe der Hauptmomente beschränken.

Gleich zu Beginn spielte sich eine prächtige Scene ab. Nachdem das österreichische Admiralsschiff den „Re d'Italia" und bald darauf den „Palestro" gerammt hatte, ohne dieselben jedoch, da die Stöße in

schiefer Richtung gingen, bedeutend zu verletzen, stürzte von der Höhe des letzteren durch die Wucht des Stoßes eine riesige Tricolore auf Vorderdeck des „Ferdinand Max" und wurde hier durch Steuermann Carcovich, da sie noch an einer Leine befestiget war, somit wieder eingeholt werden konnte, mitten unter feindlichem Gewehrfeuer an einer Belegs-Klampe festgegeben, so zwar, daß sie als Trophäe zurückblieb.

Es war wie eine Verheißung des kommenden Sieges!

Nach dem „Palestro" wandte sich der „Ferdinand Max" gegen den „Re d'Italia", das frühere Admiralschiff, welches Persano kurz vor Beginn des Kampfes verlassen hatte, um seine Flagge auf dem „Affondatore" zu hissen.

Der feindlichen Panzerfregatte wurden vom österreichischen Admiralsschiff im Verein mit anderen durch concentrirte Artillerie-Salven schwere Havarien beigebracht und dasselbe seines Steuers beraubt.

Den kritischen Moment, in welchem sich „Re d'Italie" befand, rasch benützend, holte „Ferdinand Max" zum Todesstoße aus und bohrte seine wuchtige Masse von 4500 Tonnen Gewicht alles zerschmetternd über zwei Meter tief nahe der Maschine in die linke Seite des Gegners. Es war ein furchtbar großartiger Anblick das feindliche Verdeck sich wie eine Mauer aufrichten und dann das ganze Schiff nach wenigen Minuten in eine Tiefe von mehr als 400 Meter versinken zu sehen! — Selbst das Getöse des Kampfes verstummte momentan und es trat tiefe Stille ein, der bald darauf ein tausendstimmiges „Hurrah" von den kaiserlichen Schiffen folgte! Das Verdienst dieser That spricht Tegetthoff ausschließlich seinem Flaggen-Capitän, dem damaligen Linienschiffs-Capitän, Baron Sterneck zu.

Der erste Gedanke des österreichischen Admirals nach Vernichtung des feindlichen Schiffes war die Rettung der Schiffbrüchigen; des Mangels schwimmfähiger Boote, hauptsächlich jedoch erneuerter Angriffe des Gegners, deren man sich zu erwehren hatte, wegen, mußte dies indeß unterbleiben.

Der „Palestro", welcher dem „Re d'Italia", zu Hilfe kommen wollte, wurde mittlerweile in Brand geschossen und mußte das Weite suchen.

Inzwischen hatte Commodore von Petz am Bord des Linienschiffes „Kaiser" mit seiner aus sieben Schiffen bestehenden Division, welcher sich einige Kanonenboote anschlossen, die 22 Schiffe starke feindliche Holz-

flotte anzugreifen versucht, wurde jedoch daran durch einen Theil der italienischen Panzerschiffe, die sich auf ihn stürzten, um ihn abzuschneiden, verhindert. Petz, rasch entschlossen, wendete sofort und warf sich mit seinen Holzschiffen den Panzern entgegen.

In dem ohnehin ungleichen Kampfe, der sich entspann und hauptsächlich gegen das Linienschiff „Kaiser" richtete, erschien nun auch das italienische Thurmschiff „Affondatore", mußte sich jedoch nach einigen vergeblichen Rammversuchen schwer beschädigt zurückziehen; ein gleiches Loos traf den „Re di Portogallo", den der „Kaiser" selbst gerammt und dabei auf die Seite geworfen hatte. Freilich erhielt das Holzschiff hiebei durch die Wucht des Anpralles ebenfalls, besonders am Bugspriet schwere Havarien; auch entwickelte sich, da der überkippte Fockmast unglücklicherweise auf den Maschinenschlot fiel, ein Brand, der später immer mehr über Hand nahm.

Nachdem sich der „Kaiser" auf die erzählte heroische Weise von seinem Gegner befreit, wurde er wieder mit der Panzerfregatte „Maria Pia" engagirt, deren Geschosse ihm so schwere Havarien zufügten, daß sich Commodore von Petz endlich entschließen mußte, das brennende Schiff gegen Lissa zurückzuführen. Eben im Begriffe dies zu thun, stellte sich ihm neuerdings „Affondatore" entgegen. Das schwer beschädigte Linienschiff wehrte sich trotz Brand und Havarien auf das Tapferste seines Gegners, gab Breitseite auf Breitseite ab, und hielt sich dadurch denselben möglichst vom Leibe.

Zwei Rammversuche waren bereits mit Erfolg abgewiesen, beim dritten aber, war der gefährliche Gegner mit großer Geschwindigkeit schon bis auf eine Kabel-Distanz herangekommen und schien das Schiff rettungslos verloren, als „Affondatore," nach italienischen Berichten auf Persano's Befehl selbst, plötzlich steuerbord abfiel, dem österreichischen Schiff zwar noch einige Zeit folgte, sich jedoch sodann gegen die italienische Holzflotte umwandte und entfernte. Das Linienschiff „Kaiser" konnte nun unbelästigt seinen Weg bis in den Hafen St. Giorgio fortsetzen.

Die übrigen Schiffe der österreichischen Holzflotte aber, vereinigten sich nun mit der ihnen auf halbem Wege entgegenkommenden Panzer-Division, für welche Tegetthoff um 12 Uhr 20 Minuten das Signal „Sammeln" hatte geben lassen, und nahmen die der Escadre nunmehr angewiesene neue Formation an; inzwischen von den italienischen Holzschiffen der Division Albini lebhaft doch wirkungslos beschossen.

Es war dies nahezu der einzige Antheil, den die italienische Holzflotte an dem Kampfe genommen. Nach einem mißlungenen Versuche Persano's die Vereinigung der österreichischen Flotten-Abtheilungen zu verhindern, wechselte die italienische Flotte noch einigemale den Curs; es fiel hie und da noch ein Schuß, doch immer seltener, die Entfernung wurde größer, bis endlich der Feind in nord-nordwestlicher Richtung verschwand.

Die kaiserliche Flotte behauptete in vollkommener Gefechtsordnung das Schlachtfeld und lief, da eine Verfolgung und der damit verbundene Fernkampf der Inferiorität des Kalibers wegen nicht in der Absicht des österreichischen Admirals liegen konnte, nach und nach, und zwar um 2 Uhr die Kanonenboote, dann die Holzschiffe, hierauf die Panzer, endlich das Admiralsschiff, welches kurz vor Sonnenuntergang den Hafen erreichte, in St. Giorgio ein.

Das Schicksal des Tages war entschieden. Oesterreich hatte einen glorreichen Sieg in dem ersten großen Kampfe, welcher seit Anwendung der Dampfkraft und der modernen Zerstörungsmittel zur See geführt wurde, errungen, und als sollte dies durch ein weithin sichtbares Zeichen verkündet werden, schoß plötzlich am Horizonte eine Feuergarbe in die Höhe. Es war der brennende „Palestro" der angesichts beider Flotten in die Luft geflogen war! Schon am folgenden Tage um 2 Uhr nachmittags langte mittelst Lloyd-Dampfer von Jasa das Telegramm Sr. Majestät des Kaisers an, welches Tegetthoff zum Vice-Admiral ernannte, sowie den Offizieren und Mannschaften der Flotte den Allerhöchsten Dank aussprach! Jubelnd wurde diese schnelle und huldvolle Allerhöchste Anerkennung von den Schiffen begrüßt, bewundernd der Name des „Helden von Lissa" in der ganzen gebildeten Welt genannt. Die Verleihung des Commandeur-Kreuzes vom Militär-Maria-Theresien-Orden, sowie die Berufung in das Herrenhaus waren weitere Zeichen kaiserlicher Gnade und Dankbarkeit.

Unter den vielen sonstigen Beweisen von Anerkennung, die ihm zu jener Zeit zu Theil wurden, wollen wir nur des Briefes gedenken, den sein kaiserlicher Freund und Gönner jenseits des Oceans, der Gründer der österreichischen Marine, Kaiser Max, unter 24. August von Chapultepec an ihn gerichtet und der ganz in der großherzigen Weise des hochsinnigen Fürsten abgefaßt, folgendermaßen lautete:

„Lieber Contre-Admiral Freiherr v. Tegetthoff! Der ruhmvolle Sieg, welchen Sie gegen eine überlegene, in großen maritimen

Traditionen erzogene und tapfere Flotte errungen haben, hat mein Herz mit der reinsten Freude erfüllt. Als ich die Schicksale der mir so theuer gewordenen Marine in andere Hände legte und der Mission entsagte, mein Geburtsland dort groß und mächtig zu machen, wo sich die Geschicke hochstrebender Nationen erfüllen, blickte ich hoffnungsvoll auf Sie und die junge Generation von Officieren und Mannschaften, die ich stolz unter meiner Führung wachsen und im edlem Wetteifer sich entfalten sah. Ich fühlte mich in dem Gedanken gehoben, der Adria einen Kern von Schiffen zurückzulassen, denen ein Stab kenntnißreicher und todesmuthiger Officiere und eine tapfere Mannschaft die kriegerische Seele einhauchte! Hat mich auch die Vorsehung auf andere Pfade geleitet, so lodert doch deshalb in meinem Herzen noch das heilige Feuer maritimen Ruhmes, und es war ein schöner, ein freudiger Tag für Mich, als Ich die heldenmüthige Flotte, der Ich meine ganze Jugendkraft geweiht hatte, unter Ihrer heldenmüthigen Führung mit blutigem Griffel den 20. Juli 1866 in die Bücher der Seegeschichte verzeichnen sah; denn mit dem Seesiege von Lissa tritt die von Ihnen befehligte Flotte in die Reihe jener, deren Flagge das Symbol des Ruhmes ist, Ihr Name in die der Seehelden aller Zeiten."

„Ich sende Ihnen, den Officieren und Mannschaften Meine tiefgefühlten Glückwünsche und verleihe Ihnen zur Erinnerung an Ihren Admiral und Freund, und als Beweis Meiner Bewunderung das Großkreuz Meines Guadalupe-Ordens.

gez. Maximilian."

Nach Beendigung des Krieges von 1866 machte Tegetthoff zum Studium maritimer Einrichtungen eine Reise nach England, Frankreich und Nord-Amerika, und wurde ihm, von dort zurückgekehrt, kaum ein Jahr nach Empfang des vorangeführten, ihn so sehr ehrenden Briefes, (Juli 1867) die traurige Mission die sterblichen Ueberreste des inzwischen seinem tragischen Geschicke erlegenen kaiserlichen Freundes von der mexikanischen Regierung zu reclamiren und nach Oesterreich zu bringen. Er entledigte sich dieses Auftrages mit ebensoviel Umsicht als Tact und wurde dafür durch Verleihung des Großkreuzes vom Leopold-Orden ausgezeichnet.

Bald darauf zum Chef der Marine-Section ernannt, fand er Gelegenheit, seine reichen Kenntnisse und Erfahrungen zum Besten der Marine zu verwerthen, indem er die durch die Zeitverhältnisse nothwendig gewordene Reorganisation derselben zum großen Theile durchführte.

1869 begleitete er den Kaiser noch auf der nach dem Oriente unternommenen Reise, wobei ihm die sprechendsten Beweise kaiserlicher Huld und Gnade zu Theil wurden, doch schon am 7. April 1871 in der Fülle seines thatenreichen Lebens und anscheinend noch im Besitze männlicher Vollkraft, erlag er im 44. Lebensjahre zu Wien nach kurzer Krankheit, den Folgen einer Verkühlung. — Die Marine legte auf kaiserlichen Befehl Trauer an, mit ihr ganz Oesterreich.

Am Monte Zaro zu Pola erhebt sich das am 20. Juli 1877 in Anwesenheit Erzherzogs Albrecht enthüllte Denkmal, das den Seehelden in aufrechter Haltung, die Arme verschränkt, erhobenen Hauptes und wie nach dem Meere ausblickend, darstellt. Es trägt folgende Inschrift:

Dem Vice-Admiralen

Wilhelm von Tegetthoff

Kaiser Franz Joseph I.

„Tapfer kämpfend bei Helgoland,
Glorreich siegend bei Lissa,
Erwarb er unsterblichen
Ruhm sich und Oesterreich's Seemacht!"

Ein zweites, Tegetthoff ebenfalls würdiges Monument wird ihm von demselben Monarchen in Wien errichtet, und in Kurzem enthüllt.

Erzherzog Albrecht.

Gleich hervorragend durch Geburt, Geist und Gemüth, wie durch eine ruhmvolle Vergangenheit, ein treu erprobter Rathgeber des Kaisers, ein warmer Freund des Volkes, ein leuchtendes Vorbild bürgerlicher wie militärischer Tugenden, ist Erzherzog Albrecht in jeder Beziehung würdig seines erlauchten Vaters, Erzherzog Karl, des glorreichen Siegers von Aspern. Als ältester Sohn desselben und der Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg am 3. August 1817 zu Wien geboren, erhielt dieser edle Sprosse des österreichischen Kaiser-

hauses, der schon frühzeitig glückliche Anlagen für den künftigen Beruf zeigte, eine diesem entsprechende, von seinem Vater sorgfältig geleitete Erziehung.

1830 wurde er zum Oberst-Inhaber des 44. Linien-Infanterie-Regimentes ernannt, das seither seinen Namen führt. Gegen Ende des Jahres 1835 übernahm der Erzherzog beim Infanterie-Regimente Baron Wimpffen Nr. 13 (dermalen Graf Huyn) zu Grätz das Commando eines Bataillons, das er bis zum Frühjahre 1839 befehligte und womit sein eigentlicher praktischer Militärdienst begann. Inzwischen (April 1837) zum zweiten Oberst dieses Regimentes ernannt, trat er 1839 in gleicher Eigenschaft zum vierten Kürassier-Regimente Freiherr von Mengen (derzeit Albrecht-Dragoner Nr. 4) über.

Verschiedene um jene Zeit unternommene Reisen, so jene anfangs 1839, wo er seinen Vater nach Neapel begleitete, dann die Mission im darauffolgenden Jahre nach Berlin und St. Petersburg, entwickelten seine Kenntnisse, sowie sie ihm Gelegenheiten boten, die fremden militärischen Einrichtungen, für welche er stets ein lebhaftes Interesse bekundete, kennen zu lernen.

1840 wurde er zum Generalmajor und Brigadier in Grätz ernannt, 1843 erfolgte die Beförderung zum Feldmarschall-Lieutenant mit der Bestimmung als ad latus beim mährisch-schlesischen General-Commando. Im Monate Mai 1844 vermälte sich Se. kaiserliche Hoheit Erzherzog Albrecht mit der Prinzessin Hildegarde, Tochter des Königs Ludwig I. von Bayern.

1845 wurde der Erzherzog zum commandirenden General in Wien ernannt. Die Ereignisse des Jahres 1848, in welchem die Erregung der Gemüther so manches grundlose Gerücht schuf, das von der leichtgläubigen Menge erfaßt und weiter verbreitet wurde, veranlaßten den Erzherzog, dessen aufrichtiger edler Charakter die beste Gewähr dafür hätte bieten können, daß sein Herz warm für das Wohl des Volkes fühlt, als auch seine Person in dieser Beziehung nicht geschont wurde, sein Commando in die Hände des Kaisers niederzulegen.

Nach kurzer Ruhe, die er sich gegönnt, trat er unter Radetzky als Volontär bei der Armee in Italien ein, wo er schon bei Santa Lucia gleichzeitig mit dem damaligen Erzherzog, jetzigen Kaiser Franz Joseph, mitten im Kugelregen erschien, durch sein leuchtendes Beispiel die Truppen ermuthigend und begeisternd.

Gegen Ende des Jahres 1848 bat Erzherzog Albrecht, der an dem kommenden Feldzuge thätigen Antheil zu nehmen wünschte, sich, obwohl er früher Commandirender gewesen, um seine Leistungen vor dem Feinde vorerst zu erproben, von Sr. Majestät mit edler Selbstverläugnung das Commando einer Truppen-Division aus, die er auch in dem unter Feldzeugmeister Baron d'Aspre stehenden zweiten Corps erhielt. Die Division des Erzherzogs wurde fast beständig als Avantgarde verwendet; so bei Mortara am 21. März 1849, dessen Einnahme nach dem Berichte des Marschalls an Sr. Majestät vor allem den umsichtigen Dispositionen des Feldzeugmeisters Baron d'Aspre und seines tapfern Divisionärs Erzherzog Albrecht zu danken ist, so bei Novara am 23. März 1849, wo sie mit wahrem Heldenmuthe durch mehrere Stunden die Angriffe des Feindes von der Front aus aufhielt, bis Truppen zu ihrer Unterstützung herangezogen werden konnten. — Das Ordenscapitel erkannte auch damals Sr. kaiserlichen Hoheit einmüthig das Commandeurkreuz des Theresien-Ordens für die so vielfach bewiesene Tapferkeit, Umsicht und selbstthätige Leitung und die dadurch erzielten wesentlichen Erfolge zu. Nach der Schlacht von Novara rückte der Erzherzog an der Spitze seiner Division in Toscana ein. Er wohnte hier der Einnahme von Livorno bei, in welchem die Republicaner sich zwei Tage lang vertheidigten; dann begab er sich nach Florenz, wo er den Sommer zubrachte.

Am 19. September 1849 wurde Erzherzog Albrecht zum Commandanten des dritten Armeecorps in Böhmen, am 11. October 1849 zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz ernannt, welche Würden er gleichzeitig mit jener eines Landes-Militärcommandanten in Böhmen bekleidete.

1850 erfolgte die Beförderung zum General der Cavallerie. Gegen Ende dieses Jahres übernahm er das Commando eines an der Nordgrenze Böhmens zusammengezogenen mobilen Corps, das zu der unter Radetzky zum Einmarsche nach Preußen bestimmten Armee gehörte.

Als man diese letztere nach der Olmützer-Convention auflöste, wurde im April 1851 Erzherzog Albrecht abermals zum Commandanten des dritten Armeecorps und Landes-Militärcommandanten in Prag auserſehen, welchen Posten er bis zum Herbste inne hatte, worauf er die überaus schwierige Verwaltung des Königreiches Ungarn übernahm, die er gleichzeitig mit dem Commando der dritten Armee,

mit eben so viel Eifer als Umsicht leitete und hiebei, um die Bedürfnisse der Bevölkerung aus eigenem Augenschein kennen zu lernen, das ganze Land durchreiste. Im Jahre 1859, als der Kampf in Italien neuerdings entbrannte, und man vermuthete, daß sich Deutschland am Kriege betheiligen werde, wurde der Erzherzog zum Oberbefehlshaber des österreichischen Bundescontingentes ernannt, welches 120.000 Mann stark am Rhein operiren sollte. Da jedoch die Intervention Deutschlands unterblieb, beeilte sich der Erzherzog alle disponiblen Truppen nach dem Süden zu dirigiren. Später ging er im Allerhöchsten Auftrage nach Berlin und Warschau.

Da 1860 ein neuer Feldzug gegen Sardinien bevorstehend schien, übernahm der Erzherzog, sich mit edler Selbstverläugnung unter das Commando Benedek's, der bei Mortara und Novara als Regiments-Commandant seiner Division angehört hatte, stellend, das Commando des achten Armeecorps in Vicenza. Eine Seelengröße, welcher mit Recht die allgemeine Bewunderung gezollt wurde und welcher auch Benedek in einem Armeebefehle Ausdruck gab.

Nachdem der Erzherzog zwei Jahre in dieser Stellung verblieben war, ohne daß die Ereignisse ihm gestattet hätten, zum Waffenruhme Oesterreichs beizutragen, wurde er vom Kaiser mit der Leitung der Heeres-Organisations-Angelegenheiten betraut, hierauf zum General-Truppen-Inspector und endlich Anfang 1863 zum Feldmarschall ernannt, Würden, welche ihm vermöge seiner außerordentlichen Verdienste und Fähigkeiten ebenso sehr zukamen, als er in ihnen mit rastlosem Eifer zum Wohle der Armee wirkte.

Der Zeitpunkt jedoch, in welchem sich seine eminente Begabung auf das glänzendste zu bewähren vermochte, der, indem er unvergänglichen Lorbeer um seine Stirne wand, seinen Namen neben jenen der ersten Feldherrn Oesterreichs in das Buch der Geschichte schrieb, war das Jahr 1866.

Oesterreich hatte sich in diesem Jahre zweier mächtiger Gegner zu erwehren und konnte daher nur circa $^2/_7$ seiner Armee, etwa 138.000 Mann gegen Italien aufstellen, während der Feind nahezu doppelt so stark war. In dieser schwierigen Lage und unter diesen höchst ungünstigen Verhältnissen, wurde das Commando der Süd-Armee in die Hände des Erzherzogs gelegt.

Glänzend rechtfertigte er das in ihn gesetzte Vertrauen durch seine genialen Anordnungen, schon den zweiten Tag des Krieges zum glänzenden Siegestage von Custozza machend.

Als nämlich am 20. Juni 1866 von italienischer Seite die Kriegserklärung an Oesterreich erging, welche für den Beginn der Feindseligkeiten eine dreitägige Frist anberaumte, befand sich die italienische Armee in zwei getrennten Massen an der venetianischen Grenze; eine größere als Mincio-Armee zwischen Monzambano und Goito, eine minder starke als Po-Armee bei Ferrara.

Die einzige Hoffnung auf einen günstigen Erfolg, bei der bedeutenden Ueberlegenheit des Feindes, bestand darin, ihn in der Annahme zu bestärken, daß man es auf eine Defensivschlacht hinter der Etsch ankommen lassen wolle, durch diese Täuschung seine Theilung aufrecht zu erhalten und sodann dem größeren Theil entgegen zu gehen und ihn zu schlagen, noch ehe der kleinere zu dessen Unterstützung herbeigezogen werden konnte.

So geschah es auch. Dadurch, daß der Erzherzog noch zwei Tage nach der Kriegserklärung sein Quartier am linken Etsch-Ufer behalten hatte, wurde der Feind vollkommen irregeführt.

Bereits in der Nacht vom 22. zum 23. Juni hatte derselbe seine Vortruppen über den Mincio geschoben, welchen am 23. auf verschiedenen geschlagenen Brücken größere Truppenmassen folgten, so, daß der Uebergang der Armee erst am 24. vollendet werden sollte und man an diesem Tage wohl eine Vorrückung in's Auge gefaßt hatte, jedoch keineswegs an ein Zusammentreffen mit dem Feinde glaubte. Wie wenig dies der Fall war, beweist am besten der Umstand, daß der König von Italien selbst sich während der Einleitungen zum Gefechte auf einem Spazierritte befand.

Bei der österreichischen Armee wurden auf die Nachricht des am 23. erfolgten Ueberganges der Italiener über die Grenze, die bereits eingeleiteten Bewegungen behufs Besetzung des Hügellandes von Sommacampagna fortgesetzt und beschleuniget, und gelang es auch mit Zuhilfenahme der Nacht, dieselbe rechtzeitig durchzuführen und die in's Auge gefaßte Stellung am 24. morgens vor dem Feinde einzunehmen.

Zur Beobachtung Cialdini's, welcher in der Gegend von Ferrara am Po demonstrirte, wurden nur ein Jäger-Bataillon und vier Eskadronen zurückgelassen, die übrigen Truppen aber, noch in der Nacht zum 24. mittelst Eisenbahn nach Verona befördert.

Es würde zu weit führen, den nun folgenden Verlauf der Schlacht zu beschreiben, die zahlreichen Beweise von Heldenmuth Einzelner, die vielen herrlichen Waffenthaten ganzer Truppenkörper zu schildern und wollen wir uns hier nur darauf beschränken, festzustellen: daß der Feind größtentheils noch im Momente des Aufmarsches überrascht wurde, daß die Umsicht des Feldherrn überall an den wichtigsten Punkten das Uebergewicht zu sichern wußte und sein erhabenes Beispiel alles begeisterte. Ehe noch der Tag zu Ende ging, war fast auf demselben Terrain und unter ähnlichen Verhältnissen, wie 18 Jahre vorher, ein glänzender Sieg erkämpft; diesmal jedoch für die österreichischen Waffen um so ruhmvoller, als nur die wohl berechneten, ebenso richtigen wie kühnen Anordnungen mit Erfolg gegen die doppelte Ueberlegenheit des Gegners anzukämpfen vermochten, so daß dieser Feldzug nach dem Ausspruche strategischer Autoritäten als ein wahrer Muster-Feldzug gelten kann.

Das Großkreuz des Maria Theresien-Ordens, das gegenwärtig nur Erzherzog Albrecht besitzt, war der Lohn des Kaisers für diesen glorreichen Sieg, dessen Erfolge leider durch die darauffolgenden Ereignisse bei der Nord-Armee wieder verloren gingen.

Allein auch in diesen unglücklichen Tagen bewies der Erzherzog wahre Seelengröße, indem er selbst am härtesten dadurch getroffen, die Früchte seines Sieges opfern zu müssen, nach allen Seiten tröstend und beruhigend wirkte, die zweckdienlichsten Rathschläge ertheilte und endlich mit jener Energie und Besonnenheit, mit welcher er seine Armee an den Feind geführt, dieselbe jede Schlacht vermeidend aus Italien zurückzog, um sie mit der Nord-Armee zu vereinen und die Sachlage an der Donau noch nach Möglichkeit günstig zu gestalten.

Keinen Augenblick verlor er seine Zuversicht und wenn seine hoffnungsvollen Worte: „Auch auf Regensburg folgte Aspern!" sich nicht erfüllten und den Feindseligkeiten durch den Nikolsburger Waffenstillstand und Prager Frieden bald darauf ein schnelles Ziel gesetzt wurde, so war es nur die Macht der Verhältnisse, die uns zwang auf einen zweiten Appell an das Waffenglück zu verzichten. Seither zum Armee-General-Inspector ernannt, widmet der Erzherzog seine ganze Sorgfalt der Armee, die er unausgesetzt intellectuell und moralisch zu heben bestrebt ist und von deren Zustand er sich alljährlich durch die Uebungen zu Bruck a. d. Leitha, sowie durch zahlreiche Bereisungen überzeugt. Wenn auch gleich seinem Vater vorwiegend ein Mann der That, führt er doch

gleich diesem, mit demselben Geschicke die Feder, wie das Schwert. Eine Feldinstruction, die heute noch mustergiltig ist, „Betrachtungen über den militärischen Geist", über „die Verantwortlichkeit im Kriege", endlich seine Reorganisationsgedanken in: „Wie soll das Heer beschaffen sein?" dann „das Jahr 1870 und die Wehrkraft der Monarchie" sind der beste Beweis dafür.

Was er sonst noch für Angehörige des Heeres und aller Stände, für thätige Förderung alles Schönen und Nützlichen in Kunst und Wissenschaft, Industrie und Landbau gethan und noch thut, ist zu bekannt, als daß es hier noch einer besonderen Erwähnung bedürfte.

Allein wie das Schicksal so häufig seine herbsten Proben jenen vorbehält, die es besonders mit seinen Gaben zu schmücken bereit war, so sollte auch der Erzherzog nicht verschont bleiben. Schon ein Jahr nach dem Heimgange seines ruhmgekrönten Vaters, verlor er seinen einzigen Sohn; im April 1864 raffte der Tod die Erzherzogin Hildegarde, seine treue Lebensgefährtin, nach kurzer Krankheit hinweg und drei Jahre später war ihm seine Tochter Mathilde im Alter von 18 Jahren binnen wenigen Tagen entrissen. In seinen zartesten Gefühlen auf das tiefste getroffen, sucht der Erzherzog seither Trost in seiner einzigen ihm gebliebenen Tochter und deren blühenden Kindern, die er als zärtlicher Vater und Großvater während ihres Aufenthaltes in Wien täglich zu besuchen, fast nie verabsäumt, sowie in unausgesetzter, entweder dem Studium und der Durchführung militärischer Probleme oder der Verwaltung seiner reichen Güter gewidmeter Arbeit.

In Zeiten, wo unbedingte Achtung vor Gesetz und Autorität, selbstverläugnende Unterordnung unter die Befehle Anderer und aus reinem Pflichtgefühl entspringende rege Thätigkeit immer seltener werden, ist es ein erhebendes Beispiel, alle diese Eigenschaften in der Person eines Prinzen vereint zu sehen, der sich durch seine hervorragenden Leistungen ein Anrecht auf jenes behagliche Sein erworben hätte, das so Manche ohne alle Berechtigung als ihre einzige Lebensaufgabe betrachten.

Jeder gute Oesterreicher wird daher mit uns aus vollem Herzen einstimmen in die Schlußworte jenes Briefes, den der Kaiser am 18. April 1877, dem Tage des 50jährigen Jubiläums Erzherzogs Albrecht als Soldat, an diesen gerichtet und worin es heißt: „Möge die Gnade des Allmächtigen Euer Liebden zu Meiner Freude und zum Heile des Vaterlandes noch lange Jahre in ungebrochener Kraft erhalten!"

Johannes Kepler in Oberösterreich.

Von Dr. Isidor Proschko.

Ein Prachtgestirn strahlte während den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts auf Deutschlands Himmel. Johannes Kepler war es, der große Astronom seines Jahrhunderts, welcher auch eine längere Zeit seines ruhmreichen Wirkens für die edle Wissenschaft der Himmelskunde in den österreichischen Landen zubrachte. Johannes Kepler stammte aus Würtemberg. Sein Großvater Sebald Kepler war Bürgermeister der Reichsstadt Weil und stammte aus einem adelichen Geschlechte, indem einer seiner Vorfahren von Kaiser Sigismund in Rom zum Ritter geschlagen worden war; doch machte er und keiner seiner Nachkommen Gebrauch von dem Adelstitel. Sein Sohn Heinrich vermählte sich im Jahre 1571 mit der Tochter eines Wirthes im Dorfe Ellingen bei Weil, Katharina Guldenmann, aus welcher Ehe nun Johannes Kepler stammte, der am 27. December des genannten Jahres 1571 geboren wurde.

Klein von Gestalt und von schwächlichem Körperbaue hatte Johannes Kepler keinen angenehmen Aufenthalt im elterlichen Hause, wo ihm nur seine gute Schwester Margarethe, welche schön und von sanftem Gemüthe war, alle ihre Liebe zuwandte. Sein Vater verließ ihn bald nach seiner Geburt und zog in den Krieg, in welchem er unter Herzog Alba gegen die Belgier focht; seine Mutter folgte diesem bald nach; später verscholl sein Vater im Kriege gegen die Türken, die Mutter aber blieb nach ihrer Rückkehr in Weil, wo auch Johannes Kepler bei ihrem früheren Abgange in der Obsorge der Großeltern zurückgeblieben war. Sein Glück war es, daß er in die Hände guter Lehrer kam und diesen auch viele Lernbegierde zeigte. Anfänglich ein Schüler in den Klöstern zu Hiesau und Maulbronn kam er in seinem achtzehnten Lebensjahre in das theologische Seminar zu Tübingen, wo er besonders an dem

gelehrten Professor der Mathematik, Matthäus Möstlin einen wahren Freund fand, welchem er sein ganzes Leben hindurch mit wahrhaft kindlicher Anhänglichkeit ergeben blieb. Als Kepler, welcher sich anfangs der Theologie widmen sollte, seine Studien an den genannten Klosterschulen vollendet hatte, trat jene merkwürdige Wendung in seinem Schicksale ein, durch welche allmählig sein großer Ruhm in Deutschland begründet wurde. Erzherzog Karl von Oesterreich, als Herzog Karl von Steiermark II. gestattete den Ständen in seinen Erbländern die freie Religionsübung auf ihren Schlössern. Die dem evangelischen Glaubensbekenntnisse angehörigen Mitglieder der steiermärkischen Landstände, welche bereits Kenntniß von der vorzüglichen Ausbildung Keplers in den mathematischen und astronomischen Wissenschaften hatten, beriefen ihn im Jahre 1594 an die Stelle des verstorbenen Magisters Georg Stadius als Professor der Mathematik an die landschaftliche Stiftschule, wo er auch eine freie Wohnung erhielt. So kam der große Astronom zuerst in unser österreichisches Gesammt-Vaterland. Ohne Zweifel in der Absicht, hier immer zu bleiben, vermählte er sich am 27. April 1597 mit Frau Barbara, der Witwe des landschaftlichen Bauzahlmeisters Marx v. Müller, bei welcher er in der Stempfergasse im Hause des Georg Hartmann Freiherrn v. Stubenberg wohnte, welches Haus gegenwärtig die Nummer 147 trägt und Prathengeier's Erben gehört. In Grätz mußte der große Astronom, damals erst einige zwanzig Jahre alt, obgleich er mit seinem klaren Geiste für die Reinheit der astronomischen Himmelswissenschaft schwärmte, da er hiefür auch bezahlt war, den „Kalendermann" machen, folglich sich, wie er klagte, „zu astrologischen Praktiken bequemen, nichtsnutzige Kalender machen und prophezeien"; — er that dieß wider Willen, indem er im Jahre 1595 im Kalender „große Kälte" und einen „Bauernaufstand" verkündete, welche auch wirklich erfolgten. Er mußte in Grätz auch einzelnen Standespersonen des hohen Adels das Horoskop stellen, namentlich dem damaligen Landeshauptmann Herberstein und dessen Bruder einem Obrist, dann dem Freiherrn Johann Friedrich v. Hoffmann u. a., was ihm in der steiermärkischen Landeshauptstadt einen großen Ruf verschaffte. Wie wenig er aber an den astrologischen Spielereien Gefallen fand, geht aus seiner im Jahre 1598 in seinem Kalender abgegebenen Erklärung hervor: „Der Glaub, daß etwas von den Sternen abhänge, sei lächerlich und nur unter gewissen Beschränkungen habe die Astrologie ihre Berechtigung; er verwerfe daher die Possen,

behalte aber den Kern." — Da diese offene Erklärung bei den damaligen beschränkten Ansichten nicht wenig Aufsehen erregte, mußte er, um nicht alle Spitzen gegen sich zu haben und vielleicht sogar seine Stellung als öffentlicher Lehrer zu gefährden, ein wenig einlenken, und er erklärte somit in seinem Schreibkalender im Jahre 1599, „daß die Himmelslichter allerdings einigen Einfluß auf die Erde nehmen, und daß eine starke langwährende Constellation insbesondere durch gewisse böse Planeten die Entstehung bösartiger Krankheiten auf der Erde hervorrufen können."

In Grätz begann Kepler auch sein berühmtes später im Jahre 1619 erschienenes Werk Harmonia mundi, in welchem er sich gegen die Unfehlbarkeit der Sterndeuterei ausspricht und sagt: „daß die Veränderung der Luft und des Wetters sicher nicht allein von den Sternen herrühre, wie manche glauben, als wären diese mächtige Götter, nach deren Willen alles gehen müsse, sondern die Ursache sei eine höhere von Gott dem Schöpfer nach seiner weisen Vorsehung jedem Elemente eingepflanzt."

Der angenehme Aufenthalt Kepler's als Lehrer an der evangelischen Stiftsschule in Grätz war aber von keiner Dauer. Als Bekenner des Lutherthums erhielt er, nachdem am Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts den Nichtkatholiken in der Steiermark von Erzherzog Karl's Nachfolger Ferdinand die freie Religionsübung nicht mehr gestattet wurde, im October des Jahres 1600 den Befehl, das Land binnen 45 Tagen zu verlassen. Aber schon hatte der große Gelehrte ein anderes Asyl gefunden. Der berühmte Hof-Astronom Kaiser Rudolph's II., Tycho Brahe, berief ihn nach Prag, um die Verbesserung der astronomischen Tafeln des Copernicus zu beschleunigen. In Prag fand Kepler ein reich ausgestattetes Observatorium, daher sehr willkommene Mittel für die Vervollkommnung seiner astronomischen Studien. Aber seine Stellung war keine besonders angenehme; sie wurde ihm durch den Hochmuth Tycho Brahe's, durch dessen Hang zur Astrologie und durch die Unregelmäßigkeit in der Auszahlung seines Gehaltes wesentlich verleidet. Mit geringen Mitteln ausgerüstet hatte er früher bereits Großes geleistet. Man erzählt, daß er die Frage der Astronomen, welcher Instrumente er sich zu seinen Forschungen bedient habe, dahin beantwortete: „Sie sind aus derselben Werkstatt, aus welcher die Hütten der ersten Eltern hervorgingen, und wenn sie mir auch nicht genügen sollten, so muß ich doch bessere entbehren. Da ich keine anderen Materialien hatte, als Holz, alle Holzarten aber schwellen, so verfertigte ich ein Instrument,

dessen Seiten durch ihre Länge in gleichem Stande erhalten werden mußten; nämlich ein rechtwinkliches Dreieck von sechs, acht und zehn Fuß. Dieses Dreieck hieng ich am rechten Winkel auf, ließ vor demselben einen Faden mit dem Perpendikel herabfallen, theilte die zehn Fuß lange Seite in die kleinsten Theile und steckte Federchen (pennulae) in die eine Seite des rechten Winkels. Das Dreieck lasse ich am Bindfaden freischweben und halte es durch ein kleines angehängtes Metallstück im Gleichgewichte, bis der Stern, den ich beobachten will, in die Federlöcher (pennulae foramina) eintritt. Das ist mein ganzer Apparat. Genauere Instrumente kann ich mir wohl wünschen, aber ich weiß nicht woher und mit welchen Mitteln ich sie mir anschaffen soll."

Als Kepler nun in Prag, von Tycho Brahe berufen, eintraf, führte in der alten Königsburg der böhmischen Landeshauptstadt Kaiser Rudolph II. das Scepter des Reiches und das der Wissenschaft — er berief Gelehrte aller Art an seinen Hof, und da dieser Monarch ganz besonders astrologischen Träumereien oblag, so glaubte er an Kepler einen großen Meister dieses Faches gewinnen zu müssen, irrte aber hierin; Johannes Kepler huldigte, wie bemerkt wurde, der edlen Wissenschaft der Astronomie, nicht aber der Marktschreierei der Astrologie.

Als Tycho Brahe starb, ernannte der Kaiser den gelehrten Kepler zu seinem Hof-Astronomen mit dem Jahresgehalte von eintausend fünfhundert Goldgulden — auf dem Papiere; denn in der That floß dieser Sold so unregelmäßig aus der kaiserlichen Casse, daß Kepler's Forderung zur Zeit der Regierung Kaiser Mathias I. bereits die hohe Summe von zwölftausend Goldgulden erreichte. Aber die wissenschaftliche Thätigkeit des emporstrebenden Astronomen war in dieser Periode eine große; er fand damals die beiden Gesetze des Himmels, daß die Planeten nicht wie Copernicus glaubte, in Kreisen um die Sonne laufen, sondern in Ellipsen, in deren einem Brennpunkte sich die Sonne befindet; ferner, daß die Planeten in gleichen Zeiten gleiche Flächen auf ihren Bahnen beschreiben.

Die Verbindung Kepler's mit Tycho Brahe hatte für ihn eine sehr günstige Rückwirkung. Er erkannte und benützte den reichen Schatz der Beobachtungen, welche Tycho Brahe seit vielen Jahren im Bereiche der astronomischen Wissenschaft gemacht hatte. Tycho Brahe's Erben wollten ihm die Benützung der von letzterem hinterlassenen

Manuscripte nicht gestatten und Kepler mußte sich diesfalls sogar an den Kaiser wenden, und dessen Machtwort in Anspruch nehmen, um die fraglichen Manuscripte für seine Arbeiten zu erlangen, und so konnte er in Prag sein vorzüglichstes Werk: „Astronomia nova tradita Commentariis de motibus stellae Martis“ (1609) beginnen, welches ihn zur Entdeckung der berühmten Kepler'schen Gesetze führte: „Daß nämlich die Planeten nicht in Kreisen um die Sonne gehen, wie dies Copernicus behauptete, und daß die Geschwindigkeit der Planeten bei ihrer Bewegung keine gleichförmige sei; daß die Planeten sich in Ellipsen um die Sonne bewegen und letztere sich in dem einen Brennpunkte dieser Curven befindet, daß somit die Bewegung jedes Planeten so erfolgt, daß die vom Radius vector beschriebenen Flächen den Zeiten proportional sind." Die Ereignisse, welche in Böhmen damals eintraten, sind bekannt. Kaiser Rudolph II. überließ bekanntlich, durch dieselben gedrängt, die Krone Böhmen's seinem Bruder Mathias. Kepler aber harrte bei ihm bis zu seinem am 20. Jänner 1612 erfolgten Tode aus. Seine Gehaltsforderungen an den Kaiser betrugen damals bereits nicht weniger als 4000 Thaler und wuchsen während der Regierung des Kaisers Mathias auf 12.000 Thaler an. Begreiflich ist es daher, daß die Arbeiten Kepler's auf der Prager Sternwarte stockten und daß die Rudolphinischen astronomischen Tafeln nicht zur Vollendung gelangten. Kepler selbst scheint damals durch diese Verhältnisse ziemlich entmuthiget gewesen zu sein: „Damit die Ehre des Kaisers", antwortete er dem ihn wegen der Verfertigung der Rudolphinischen Tafeln drängenden kaiserlichen Geheimrathe von Wackenfels „bei dessen Kammer-Befehlen ich verhungern müßte, geschont werde, schrieb ich nichtsnützige Kalender und Prognostika. Dies ist etwas besser als betteln." Aber dies nützte nichts, dem gelehrten Astronomen wurden seine Rückstände doch nicht ausbezahlt.

Die zugesicherte Besoldung wurde ihm unregelmäßig ausgefolgt, drei Kinder starben ihm an den Blattern, zuletzt verlor er seine Gattin, welche in Folge der damals zu Prag vorgefallenen Mordscenen eine Geistesstörung erlitt.

Jetzt richtete der große „Meister Johannes" seine Blicke nach Süden — nach einem anderen Lande, in welchem er ein Asyl für seine strahlende Muse Urania zu finden hoffte, — nach den schönen Gefilden am Donaustrande . . . .

Das landschaftliche Archiv in Linz bewahrt nun aus jener Zeit die in der Note*) angebrachte, noch wenig bekannte Original-

*) „Ehrwürdige, Wohlgeborene Herrn, auch edle und gestrenge Herrn, gnädige Herrn, Eure Gnaden und Gunst seien meine gehorsamste Dienst bevor. Demnach ich nunmehr in das zwölfte Jahr der röm.-kais. Majestät unseres allergnädigsten Herrn Hofstaat beigewohnt, in Hoffnung, das angefangene Werk Astronomiae restaurandae et Tabularum Rudolphi condendarum, zu welchem Ihre kais. Majestät mich nach Abgang des vielberühmten Herrn Tychonis Brachae mit einem jährlichen Salair bestellt, förderlich zu Ende zu bringen; und aber diese ganze Zeit über sich allerhand Angelegenheiten an ermeldetem Hofe ereignet, die mich nicht allein an Vollführung meines vorhabenden Werkes, sondern auch in Bestellung meines Hauswesens und schuldiger Vorsehung Weibs und Kinder schwerlich gehindert, solche auch täglich überhand nehmen, ohne Hoffnung, einiger mir fürträglicher Besserung; als bin ich endlich im Namen Gottes Willens worden, mich nach vorerlangter allergnädigster Erlaubniß an einen ruhigen Ort dermalen häuslich niederzurichten und meine angefangenen Studien zu Ehren Ihrer kais. Majestät und des ganzen Hauses Oesterreich hoffentlich mit besserer Beförderung zu vollführen."

„Wann dann ich diese ganze Zeit über und auch zuvor, damals in einer ehrsamen Landschaft in Steyer Diensten gewesen von nicht wenigen aus Euer Gnaden und Gunst Mittel Herrn und Ritter-Standes allerhand gnädige Affection gegen meine geringe Person gespürt; danebens in billige Erwägung ziehe, daß sonderlich dieser Orten viele adeliche Gemüther sich finden, welche nach dem hochlöblichen Exempel Ihrer Landesfürsten und Herrn von dem Haus Oesterreich den mathematischen Künsten und Betrachtung der allerweisesten und zierlichsten Werke Gottes in Erschaffung Himmels und der Erde hintangesetzt aller anderen, kurz viel vernünftiglich ergeben — als hätte ich zwar nicht geringe Zuneigung, da es zeitlicher Nahrung halber sein möcht, meine Wohnung und Domicilium alhero zu transferiren und durch dieß Mittel meine vorhabende unter dem Schutz und zu Ehren des Hauses Oesterreich angefangene Werk als vollends innerhalb dessen Gebietes und Herrschaften wie ziemlich zu kontinuiren, und zu enden. Hierumben und aus vernünftigen Rath meiner guten Freunde und Gönner hab Euer Gnaden und Gunst ich hiemit bei fürfallender Gelegenheit meiner Ankunft allhier meine unterthänigste Dienste in studiis mathematicis, philosophicis et historicis, in welchen ich mich bisher geübt, und durch öffentlich ausgegangene Bücher unterschiedliche Demonstrationes gethan, gehorsamlich anbieten wollen, nicht zweifelnd, weil solche meine studia weitläufig werden, Euer Gnaden und Gunst sich nicht allein Deroselben zu des Landes Nutzen Hochvernünftlich zu gebrauchen wissen, sondern auch für einen Ruhm halten, das Patrocinium und die Beförderung meines erstgemeldeten Hauptwerkes tabularum Rudolphi zu unterthänigster Ehre des Hauses Oesterreich auf sich zu nehmen und demnach mir eine billige jährliche Bestallung machen. Wie ich eine solche, so auch alle andere vorhergegangene und empfangene Gnaden und Gutthaten mit getreuestem Fleiße in denen mir aufgetragenen Verrichtungen und kürzlich mit aufrichtiger deutscher Redlichkeit nach meiner geringen Möglichkeit dankbarlich und gehorsamlich zu erkennen und zu beschulden Willens wäre."

„Euer Gnaden und Gunst mich hiemit zu ehester gnädiger Resolution gehorsamlich empfehlend."

Euer Gnaden und Gunst unterthäniger gehorsamer der kaiserl. königl. Majestät Mathematicus Johann Keppler.

Urkunde von Kepler, mit welcher er den Landständen seine Dienste anbot. Kepler's Gesuch wurde genehmigt. Für die Uebersiedlung nach Linz bewilligten ihm die Landstände am 14. Juni 1611 einhundert Gulden. Kepler erhielt nun auch eine besondere Instruction, worin ihm ein Jahrgehalt von 400 Gulden zugesichert, eine halbjährige Dienstesaufkündigung bedungen und seine Rechte und Verpflichtungen in drei wesentlichen Punkten zusammengefaßt wurden: er sollte als bestellter Diener der Landstände angesehen werden, den Landständen und Verordneten des landständischen Collegiums Gehorsam leisten, das zu Prag durch Tycho Brahe angefangene Werk: „Astronomiae restaurandae et tabularum Rudolfi condendarum" vollenden, und insbesondere zur Verfertigung einer Landesmappe thätig sein.*) Außerdem übernahmen

*) Der Wortlaut dieser Instruction ist:

„Wir der löbl. vier Ständt, von Prälaten, Herrn, Ritterschaft und Städte des löbl. Erzherzogthumbs Oesterreichs ob der Enns Verordnete, bekennen hiermit denn nach wohlerwählten löbl. Vier Ständt für gar ehrsam und dem Lande nützlich angesehen der Edlen Ehrenfesten und wohl gelehrten Joannem Keplerum der Röm.-Kais. Majestät unsers allergnädigsten Herrn Mathematicum umb seiner berühmten Geschicklichkeit und lobwürdigen Tugenden willen zu Ihren Diensten zu befördern, daß wir demnach im Namen mehr wohlerwählter löbl. Stände Ihm Keplerum hiermit in ihr der Ständt Dienst auf und angenommen und zu seiner Nachrichtung Ihm nachfolgende Bestellung und Instruction unter unseren Amts-Petschaften eingehändigt."

„Erstlich solle er für der löbl. Ständt aufgenommener und bestellten Diener von meniglich erkannt, gehalten und geehrt werden, auch mit Weib, Kind und Gesind in derselben Schutz und Protection sein."

„Fürs Andere soll er seinen Respect und aufsehen auf mehr wohlbedachte Stände, und in Ihrem Namen auf die Herrn Verordneten, haben und wagen. Und was sie Ihme seiner Profession anhängig schaffen und gebeuten, demselben in Allen gehorsamblich glauben und nachkommen."

„Und demnach fürs dritte Er Kepler das zu Prag durch Tychonem Brachum angefangene Werk, Astronomiae restaurandae et tabularum Rudolphi condendarum, noch nicht zu Ende gebracht, also soll zu Ehren Ihrer Kaiserl. und Königl. Majestät Unseres allergnädigst und gnädigsten Herrn und des ganzen hochlöbl. Haus Oesterreich auch zu Nutz deren löbl. Ständen und dem ganzen Lande, wie nit weniger auch zu seinen selbs eigenen Rumb und Lob er solches mit bester Beförderung continuiren und vollführen und was er auch nit allein in studiis mathematicis, sondern auch philosophicis et historicis den löbl. Ständen insgemein, als woll auch jeden in privato wie nit weniger derselben adelichen Jugend nützliches um Fürträgliches erzeugen kann, Er solches zu thun nit unterlassen soll."

„Und da er aber zu Continuirung dieses Werkes und also in gesammter löbl. Ständt Namen verderist in Aufrichtung und Verfassung Einer Lands Mappen reisen und eines und andren Orts Gelegenheit besichtigen würd, soll Ihme dafür jedesmal

die Landstände in Linz die Zahlung einer Summe von 500 Gulden, welche Kepler einem oder mehreren Prager Buchhändlern schuldete. Der „große Johannes" schien sich nun in dem kleinen Linz viel wohler zu fühlen als in Prag; er arbeitete nun wieder an seinen Rudolphinischen Tafeln und unternahm zeitweilig Reisen nach Prag und Regensburg, in welch' letzterer Stadt er den Reichstag besuchte, um die Anschließung des protestantischen Kalenders an den Gregorianischen zu versuchen, was ihm jedoch nicht gelang. Die Landstände, besorgt, den großen Gelehrten wieder zu verlieren, mahnten ihn in dem betreffenden Urlaubsbescheide, „so ehest wie möglich wiederumb in sein Dienst sich einzustellen."

Johann Kepler dachte auch gar nicht daran, das schöne Ober-Oesterreich zu verlassen; er wohnte zu Linz theils im ständischen Landhause, wie eine Urkunde vom 19. September 1625 zeigt, theils in der sogenannten Lederergasse, nunmehr Keplerstraße genannt, in einem unscheinbaren einstöckigen Hause, welches in unsern Tagen die Nummer 324 trug. Nunmehr trägt dieses kleine Gebäude der äußeren Fronte eine einfache Tafel von röthlich-weißem Marmor mit der vergoldeten Lapidar-Inschrift: „Kepler 1614 bis 1627." Diese Tafel wurde auf Veranstaltung des nunmehr verstorbenen Abtes zu Kremsmünster und Directors der dortigen Sternwarte Augustin Reslhuber in das erwähnte Häuschen eingefügt. Sie ehrt das Andenken des großen Astronomen, aber auch den Gelehrten, der sie dem großen Meister der Sternwarte zu Ehren einfügen ließ.

In dieses kleine Haus, welches einige niedrige Zimmerchen und einen düstern Hofraum enthält, mag einst der große Astronom unter Sang und Klang bei Fidel und Zither eingezogen sein, als er seine zweite Gattin, das herzige „Suschen von Efferding" um das Jahr 1614

---

ein billiges Reisegeld passirt und aus dem Einehmer-Amt auf fürbringende Vorzeichnung bezahlt werden."

„Sonsten aber ist Ihme zu seiner Besoldung und Unterhaltung auch für Wohnung und Beheitzung und also für alles und alles vierhundert Gulden aus dem Einnehmer-Amt zu reichen bewilligt worden."

„Mit dem ferneren Andeuten da er nicht weiter dienen, oder die löbl. Ständt Ihme bei dieser Verrichtung gebrauchen wollten ein Theil dem Andern ein halbes Jahr zuvor die Aufkündtung thun soll."

„Des zu wahren Urkunt haben die Herrn Verordneten Ihre Amts-Petschaften hiefür gestellt."

„Actum Linz 11. Juni 1611."

heimführte. Er hatte die hochzeitliche „Ehrenfreud" beim „goldenen Löwen" in Efferding*) gefeiert. Das schöne Suschen von Efferding, „Jungfrau Susanna, Hanus Reittinger's, gewesenen Bürgers zu Efferding, und Barbara, seiner Hausfrau eheleibliche Tochter," war später die Ziehtochter der edlen Frau Elisabeth von Starhemberg, Herrin von Efferding geworden; die Landstände freuten sich über diese Verbindung Kepler's sehr und sandten ihm als Hochzeitsgeschenk einen prachtvollen silbernen Becher im Werthe von fünfzig Gulden. Die bezügliche, hochinteressante und im weiteren Kreise noch nicht veröffentlichte Urkunde liegt im Museum „Francisco Carolinum" zu Linz.**)

*) Stadt im Hausruckkreise Oberösterreichs unweit der Donau mit einem Schlosse und Pfarrhofe. Während der Bauernaufstände der Jahre 1595 und 1626 spielte Eferding eine große Rolle; dort schlug Graf Pappenheim die Bauern im November 1626; seine Karabiniere schossen sie, „wie die Vögel von den Bäumen herab", worauf sich viele Bauern nach der verlorenen Schlacht geflüchtet hatten.

Nachdem der „Bauernherzog" Steffen Fadinger an seiner vor den Wällen von Linz erhaltenen Schußwunde zu Ebelsberg gestorben war, begrub man ihn nebst seinem Unterhauptmanne Christof Zeller am Kirchhofe zu Eferding. Nach beendigtem Aufstande ließ aber der Statthalter Graf Herbersdorf ihre Leichen am 15. Mai 1627 durch den Scharfrichter ausgraben und eine Viertelstunde seitwärts im wilden Moose beim Dorfe Simbach einscharren, über ihren Gräbern aber einen Galgen errichten.

Im bayerischen Erbfolgekriege fanden hier Gefechte statt.

**) Sie lautet wörtlich: „Unseren Gruß und Dienst in geneigten Willen zuvor, Edler, Hochgelehrter, lieber Freund, Herr Kepler."

„Euer Schreiben vom 14. d. haben wir empfangen und daraus, daß Ihr Euch aus besonderer Schickung Gottes mit Vorwissen und Consens vorgesetzter Obrigkeit auch zeitigen guten Rath sonderlich um besserer Fortsetzung willen, deren von Ihrer kaiserl. Majestät unserem allergnädigsten Herrn und einer ehrsamen Landschaft des Erzherzogthums ob der Enns Euch anbefohlenen Studien und damit von Deroselben wegen, destoweniger an Aufzucht Eurer in voriger Ehe erzeugten Kinder versäumt werden möchte, zu der Ehrentugendhaften Jungfrau Susanna, weiland Hanns Reuttinger's gewesenen Bürgers zu Efferding und Barbara seiner ehelichen Hausfrau, beiden seelig, hinterlassenen ehelichen Tochter, so nach Absterben ihrer Eltern unter der wohlgebornen Frauen Elisabeth Frauen von Stahremberg auf Eferding, geborenen Ungnadin Freyin zu Sonegg &c. christlicher Zucht in das zwölfte Jahr aufgeharret, bis auf die priesterliche Trauung ehelich verpflichtet und versprochen und den christlichen Kirchgang in der Stadt Efferding auf den 30. jetzt laufenden Monats Octobris um 12 Uhr, wie dann folgends die hochzeitliche Ehrenfreude als da beim goldenen Leuen mit göttlicher Verleihung zu halten angestellt — und uns darauf im Namen der löblichen Stände dieß Lands durch Abgesandte dabei zu erscheinen, berufen, mit mehreren angehört und vernommen, wünschen hierauf Euch und Eurer lieben Jungfrau Braut von dem Lieben Gott seinen reichen Segen, Glück, Heil und alle Wohlfahrt und wie wir Euch allen angenehmen Willen zu er-

Kepler hatte also für seine Kinder aus erster Ehe, den kleinen Ludwig und ein Töchterlein, wieder eine Mutter gewonnen, und arbeitete nun mit doppeltem Eifer in seinem herrlichen Berufe. Es finden sich aus dieser Periode mehrere Urkunden im Landes-Museum zu Linz über seine Arbeits-Leistungen und Besoldungs-Angelegenheiten. So hatte er z. B. am 20. October 1615 bei der Landschaft: „loco cautionis wegen seiner ersten Kinder mueterlichen Guts" einen Betrag von zweitausend Gulden hinterlegt.

Der große Forscher im Weltall mußte aber, wie es im Leben so häufig geschieht, des lieben Brodes willen, von seinen Himmeln oft zur Erde herabsteigen, sich des lieben Geldes wegen „zu astrologischen Praktiken" bequemen — und, wie er sich selbst mit großer Bitterkeit ausdrückte, auch in Oberösterreich „nichtsnutzige Kalender" fabriciren.*) ......

Weitläufiger und größer waren seine Arbeiten zur Lieferung der Landmappe und zur Beendigung der Tabulae Rudolfi. Hierüber liegt eine sehr interessante Handschrift von ihm im Linzer Museal-Archive, datirt vom 20. Mai 1616, worin er über seine mißlichen Familien-Verhältnisse klagt und seine Bemühung in diesem Bereiche schildert.**) Endlich sahen die Landstände doch ein, daß es unbillig und unehrenhaft

---

zeigen geneigt; als wollen wir's sonderlich dießfalls Eurem Begehren nach gern im Werk erweisen, weilen es aber aus mehrerlei Verhinderung an jetzo nicht geschehen könne, so haben wir aus wohlmeinender Affection Verordnung gethan, daß Euch ein Trinkgeschirr von 10 bis 50 fl. aus unserm Einnehmer-Amte zugestellt werde, das möget Ihr durch eine Euch selbst auf der Hochzeit angenehme Person unsertwegen präsentiren lassen, welches wir Euch zur Wieder-Antwort nicht vorhalten sollen. Gott mit uns."

*) Hierüber finden sich im Museal-Archive zu Linz fünf Urkunden, z. B. Johannes Kepleri Mathematici P. dedicirten prognosticon, Auf daß 1617 Jar wofür ihm Ainhundert fünfzig Gulden zur Verehrung aus dem Einnehmber Ampt" erfolgt wurden; und ein Beschaydt vom 5. January 1618" Johannes Kepleri Mathematici P. dedicirten und verehrten Kalender auf das Jahr 1618, 1619, 1620, 1623 wofür ihm stets „fünfzig Gulden zu präsentiren" bewilligt wurden.

**) So sagt er in diesem Berichte unter andern: „Zu geschweigen die vilfallige bekummernuß, wegen meines so gar verpleibenden ausstands, dardurch meine Kinder umb Ihr Mutterliches gebracht werden, und zu dessen Compensation nichts vätterlichs zu gewarten haben: mit wölchen schwärmütigen gedankhen und allerhand anschlägen (gar nit aber mit andern sachen deren ich vergeblich verdacht werde) mir vil zeitt hingehet! also das Ich entlich, weil Ja in meinen abwesen von Hoff khain Sollicitator sich meiner annehmen will, die Löblichen Stände notwendig umb Hülff, und gleichsam umb die Curatel dieser Hoffschuld underthänig flehentlich ersuchen

sei, Kepler bloß als besoldeten Beamten zu behandeln und, wie er sich selbst öfter mit großer Bitterkeit ausdrückte, „zum schuldigen Gehorsam zu verhalten.“ Sie beauftragten Kepler, sein großes astronomisches Werk zu vollenden und Abraham Holzwurmb, der städtische Ingenieur, mußte die geringere Arbeit der Vollendung ihrer Landeskarte übernehmen, die er auch in zwei Jahren herstellte. Kepler prüfte diese Arbeit und erstattete hierüber einen gleichfalls im Museal-Archive zu Linz liegenden umständlichen Bericht. Daß ihm aber auch sein zugesicherter Beamtensold als ständischen Mathematicus nicht stets mit der gehörigen Pünktlichkeit gezahlt wurde, dafür zeugt eine Urkunde vom 19. April 1621, worin es über ein Urlaubsgesuch von ihm heißt: „Der Termin ist bewilligt; was aber die Besoldung betrifft, wird Supplikant, biß gelt Vorhanden, zur gedult gewiesen;“ dagegen wurde ihm im August 1623 wieder die „außständige verfalene Besoldung“ in Reichsthalern, das Interesse aber, wie andern in „gulden“ endlich bezahlt.

Selig in seinem Schauen der Wunder des Himmels mußte der größte Gelehrte seines Jahrhunderts auch manch' großen Leidensbecher der Erde leeren und nach dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes war es insbesondere sein Liebstes auf Erden, von welchem ihm das größte Leid seines Herzens ausging — seine Mutter.

Kepler weilte in Linz, als ihm die Kunde zukam, daß gegen die Frau, welcher er sein Dasein verdankte, das Schrecklichste vorbereitet werde, was er sich denken konnte: ein Hexenproceß. — —

werde müssen, weil sonderlich sie von Kayser Rudolffo, zu beförderung der Tabularum Rudolphi gemaint und hergerührt.“

Hinsichtlich der Verfertigung der Landmappe: „Und hab ich mich gmaniglich an Jedem ort, da es eine Kirch mesner und Aigen hatt, einen Tag zu saumen gehabt, bis Ich die Kirch besehen, einen erfahrenen Inwohner bekommen, Ine umb die glegenheitt der umbliegenden Orten genugsamlich ausgefragt. Kainer hatt mir nichts vergebens gethan, sondern so lang antwort, geben, als er zu trinkhen gehabt, oder sonsten nit unwillig oder betaubt worden ist.

Darneben habe ich überal, so wol in Märkhen und Dörfern, da ich Nachfrag gepflogen, als auch auf Feldern und bergen da Ich mein absehen gerichtet, oder den wassern nachgegangen und auff ungewohnliche pfade kommen, vil zu redstellungen und drauliche anstösse von unerfahren groben argwönischen baurn erleiden müssen, und würde sich dessen unzweivel vil mehr auff den Gränitzen gefunden haben.

Hieraus; leichtlich zu ersehen, das Ich einen vertrauten Botten oder Dapfern Diener der schreibens kundig, einen fuhrmann zu meinem Blässl, und ohne begleitung eines Jeden Orts Amptmanns oder Jägers oder gutten bekanuten baurns, nichts fruchtbarlichs werde verrichten khönen.“

Frau Katharina Kepler lebte nach dem Tode ihres Mannes zu Weil im Württembergischen. Sie war eine Frau von mannhaftem Charakter, hatte sich aber die gerichtliche Verfolgung mittelst Hexenprocesses durch verschiedene Unvorsichtigkeiten selbst zugezogen.

Sie sah nämlich einmal, daß der Todtengräber ihres Kirchhofes mit seinem Spaten dem Grabe ihres Vaters nahe gekommen war. Sie entsann sich, daß die alten Deutschen zuweilen die Schädel ihrer Vorfahren als Trinkgefäße benützt hatten und faßte sogleich den sonderbaren Entschluß, den Schädel ihres Mannes in Silber fassen zu lassen und ihrem berühmten Sohne nach Linz einzusenden.

Der Todtengräber verweigerte die Herausgabe des Schädels, erzählte ihr Begehren weiter — und, da die Hexen und Zauberinnen sich nach damaliger Meinung in ihren Werken der Finsterniß der Menschenschädel bedienten — so ward die alte Kepler sogleich als Zauberin und Hexe weidlich verschrieen.

Ueberdies war sie nach damaliger Sitte vieler alter Weiber auch Kurpfuscherin, machte damit aber mehr Leute krank als gesund; sie kurirte den schadhaften Fuß einer alten Frau, welche jedoch darauf lebenslang siech blieb; unter ihren Patienten war die geschwätzige Frau eines Glasers Namens Reinbold, welche öffentlich vor dem Pfarrer des Ortes das Sacrament darauf nahm, daß die Kepler eine Hexe sei. Dieser Verdacht wurde noch mehr bestärkt, als mehrere Personen erkrankten, denen die Kepler aus ihren zinnernen Trinkgefäßen, in denen sich das beigemischte Blei durch die Weinsäure auflös'te, Wein vorgesetzt hatte. Der Ortsschullehrer Beutelspacher, dessen sie sich zur Lesung ihrer Briefe bediente und dem sie zuweilen dafür einen Trunk erfolgte, wurde von der Rückenmarksdörre befallen, welches Leiden gleichfalls seiner Behexung durch die Kepler zugeschrieben wurde.

Diese und andere Umstände veranlaßten nun, daß gegen die alte Kepler der Hexenproceß förmlich eingeleitet wurde. Sie suchte und fand aber noch rechtzeitig ihr Heil in der Flucht zu ihrem Sohne nach Linz; aber der Edle hatte schon bei der ersten Nachricht von dem Unglücke seiner Mutter ein Gesuch für dieselbe an den württembergischen Kanzler Faber eingereicht, welches mit den Worten begann: „Bisher bin ich mit unbescholtenem Ruf durch das Leben hingeschifft, als im vorigen Jahre ein plötzlich ausgebrochenes Gewitter mein Schifflein gegen die gefahrvollste Klippe trieb. Dieser Sturm traf nicht sowohl mich selbst,

als meine unglückliche Mutter, von der jedoch jeder Schade auf den Sohn fällt. Indem ich, von allen Hilfsmitteln verlassen, mich umsehe, wage ich es, mich Ihrem Wohlwollen zu empfehlen."

Mit Kepler's Mutter war sein Bruder nach Linz gekommen und Kepler konnte nun seinem Gesuche eine nähere Erörterung beifügen. Das Gesuch hatte auch die Wirkung, daß der Oberrath in Würtemberg stillschweigend erkannte, daß er sich in dieser Sache übereilt habe.

Kepler's Mutter aber wollte sich durch ihre Flucht nicht dem Verdacht eines bösen Gewissens aussetzen und kehrte trotz seiner Bitten zurück.

Nun enbrannte aber der Zorn ihrer Feinde, an deren Spitze der Vogt Martin Luther Einhorn in Leonberg stand, den Kepler's Mutter beleidigt hatte, erst recht; man begann auf's neue den Hexenproceß wider sie und man steckte die vierundsiebenzigjährige Gefangene in eine kalte und nasse Gefängniß-Zelle, wo man sie ankettete.

Kepler verwendete sich neuerdings aus Linz für seine Mutter und bewirkte, daß man sie in die Wohnung des Gefangenwärters brachte; er schrieb damals an den Herzog von Würtemberg:

„Meine gar nicht überwiesene Mutter betrachtet ihre bereits vier Monate ausdauernde Gefangenschaft in ihrem vierundsiebenzigsten Lebensjahre als eine viermonatliche Tortur, die sie ohne Urtheil und Recht aussteht. Es ist höchst schmerzlich, daß den Beschuldigungen ein so großes Gewicht beigelegt und ihre Handlungen in einem solchen Lichte betrachtet werden. Sie hat nicht das mindeste Unrecht vorsätzlich begangen. Ihre Feinde haben lange genug den Namen des barmherzigen Gottes zu ihrer Verfolgung mißbraucht. Sollten jedoch Ew. fürstl. Gnaden dennoch dem Gut und Blut dürstenden Gegentheil meiner Mutter länger zu Willen sein müssen, so geruhen Sie wenigstens, der auf ihrer Unschuld ohne einiges Wanken beharrenden Gefangenen einen der beiden Hüter zu nehmen."

Kepler's Gesuch an den Herzog blieb erfolglos und der Hexenproceß seiner Mutter nahm seinen Fortgang. Man blieb dabei, sie sei eine Hexe, denn sie konnte nicht weinen und nicht gerade vor sich hinsehen — nach damaliger Meinung ein sicheres Zeichen der Hexerei.

Zuletzt wurde die ganze Angelegenheit der Juristen-Facultät in Tübingen zur Entscheidung vorgelegt und diese fällte die Sentenz: „Die Witwe Katharina Kepler solle zur Erlernung gründlicher Wahrheit peinlich befragt werden."

Als man am 28. September 1621 der alten Kepler nun die Marterwerkzeuge vorhielt, sagte sie: „Man mache mit mir, was man will, ich weiß doch nichts zu bekennen. Wäre ich eine Unholdin, so würde ich es längst gesagt haben. Ich will lieber sterben, als auf mich lügen; sollte ich aus Marter und Pein etwas bekennen, so ist es doch nicht Wahrheit. Wer von den Herren Zugegenstehenden will die Sünde auf sich nehmen, daß ich mir selber Unrecht thue? Ich sterbe darauf, daß ich mit der Hexerei nichts zu thun gehabt habe. Gott, dem ich alles anheim stelle, wird die Wahrheit nach meinem Tode offenbaren. Er wird mein Beistand sein und seinen heiligen Geist nicht von mir nehmen."

Sie betete hierauf laut ein „Vater unser."

Nach diesem Ergebnisse der Territion, fällte die Juristen-Facultät in Tübingen folgendes Urtheil: „Nachdem Heinrich Kepler's Witwe durch die ausgestandene Territion die Indicien purgirt hat, so ist dieselbe von angestellter Klage zu absolviren."

Nun war wohl der Hexenproceß der armen Frau beendigt; nichts destoweniger standen ihr weitere Verfolgungen bevor, denn ihrer Ortsgemeinde wurde, nach damaliger Gewohnheit ein Theil der Proceßkosten auferlegt, und fast wäre Katharina Kepler von ihren Mitbürgen, den Leonbergern, gesteinigt worden, hätte sie nicht schon nach wenigen Monaten der Himmel durch einen natürlichen Tod zu sich gerufen.

Der große Astronom hatte sich in dieser ernsten und traurigen Angelegenheit wahrhaft als ein treuer Sohn seiner Mutter bewiesen, und nur seinen rastlosen Bemühungen und der Verwendung des würtembergischen Kanzlers Faber war es zu danken, daß die alte Frau nicht als Opfer des damals in ganz Deutschland herrschenden Aberglaubens als ein „leibhaftige Hexe" zum Scheiterhaufen geführt wurde.

Nach Vollziehung dieser edlen Sohnespflicht begab sich Johann Kepler wieder nach Linz, um hier ferner in Ruhe und Frieden der erhabensten der Musen, der göttlichen Urania zu huldigen.

Aber die Hauptstadt des Landes ob der Enns mit ihrer naturschönen Umgebung bot ihm kein freundliches Asyl für seine Studien mehr; denn eine gewitterschwangere Wolke zog bereits über die Fluren des glücklichen Landes: „der Birnboam" auf der Welserhaid, von welchem die Sage ging, daß seine Zweige am frischesten aufblühen würden, wenn es im Lande „losgehen würde", schüttelte gewaltig sein frischgrünes Blätterhaupt — und — der Bauernaufstand von dem „braunen Steffen",

dem „Huterer von Aschau“, Stephan Fadinger und seinen Genossen vorbereitet, brach im Lande los. Siebenzigtausend Bauern standen kampfbereit dem bayerischen Statthalter Herberstorf gegenüber; — Kepler fühlte sich daher in Linz nicht mehr wohl. Er hatte im Jahre 1618 sein berühmtes drittes Gesetz aufgestellt, im Jahre 1624 die Rudolfinischen Tafeln beendigt und war, ehe er ihren Druck begann, nach Prag gereist.

Kaiser Ferdinand bewilligte ihm 6000 fl. hiezu und wies ihn dießfalls an die Reichsstädte Nürnberg, Kempten und Meiningen; jedoch nur die beiden Letzteren zahlten einen Theil. Kepler begann den Druck seines Werkes während des Bauernaufruhrs in Ober-Oesterreich, verließ aber Linz nach beendigter Belagerung, ließ seine Familie in Regensburg und zog sich nach Ulm, wo er den Druck seines Werkes vollendete.

Später kam er wieder kurze Zeit nach Linz. Die Landstände sollten nach dem Befehle des Kaisers ihre protestantischen Beamten entlassen; sie verlangten daher Kepler's Aeußerung, was er zu thun gesonnen sei.

Kepler mußte aber erst abwarten, was der Kaiser über seinen künftigen Aufenthaltsort beschließen werde. Ferdinand, der inzwischen auf Mathias gefolgt war, hatte Kepler zwar im Amte bestätigt, schien jedoch seine Ansprüche an die Kammer-Casse drückend zu finden und verwies eine Besoldung auf die Einkünfte des Herzogthums Mecklenburg, wohin er also auch rücksichtlich seiner Person gleichsam abgetreten wurde.

Kepler erhielt von den oberösterreichischen Ständen 200 fl. Reisegeld. Er wurde nach der Eroberung Mecklenburg's im Jahre 1627 Wallenstein's Astronom und sollte — wollte aber nicht — dessen Astrolog sein. Wallenstein suchte sich daher seiner zu entledigen und befahl dem Senate der Universität Rostock ihm eine Professur zu geben. Kepler nahm sie aber nicht an und blieb in Sagan. — Was uns Kepler's Biographie über seine letzten Lebensjahre noch berichtet, ist bekannt. Seine Tochter Susanna ehelichte seinen treuen Gehilfen Jakob Bartsch, der eine Professur der Mathematik an der Universität Straßburg erhielt. Kepler erfreute sich hoch dieses Familienglückes. Er ging nach Regensburg, um vor dem deutschen Reichstage seine Ansprüche, wiewohl vergeblich, geltend zu machen.

Der Reichstag war mit den deutschen Angelegenheiten jener stürmischen Zeiten zu sehr beschäftigt, um Kepler's Ansprüche zu würdigen. Kränkung hierüber und die Anstrengung auf der Reise warfen Kepler auf's

Krankenlager; er verfiel in ein Fieber und starb am 15. November 1630 zu Regensburg im 59. Lebensjahre.

Nach seinem Tode machten seine Erben und insbesondere sein Sohn Ludwig, Studiosus der Medicin, verschiedene Geldansprüche an die Landstände zu Linz geltend, worüber sich mehrere Urkunden im landschaftlichen Museal-Archive vorfinden.

War nun auch des großen Astronomen Aufenthalt im Lande ob der Enns kein glücklicher, so war er doch immerhin ein sorgenfreier, und durchaus unwahr bleibt die große poëtische Fiction Kästner's, daß Kepler gleichsam Hungers gestorben sei; fand der große Gelehrte aber im deutschen Vaterlande überhaupt nicht jene große Anerkennung, welche er nach seinem Geiste und Wirken verdiente, so theilte er hier das Loos so vieler großer Männer. Oesterreich hat sich an ihm nie undankbar bewiesen.

Seine Ruhestätte fand er am Kirchhofe zu St. Peter an den Außenwerken der Stadt Regensburg; sein hoher Genius lebt in der Bewunderung aller Freunde der Wissenschaft und wird solange fortleben, als der Erdball Cultur und Sitte trägt. — Sein helles geistiges Auge mißt jetzt wohl jene unendlichen Himmelsräume, von denen seine von ihm selbst zu Linz verfertigte Grabschrift spricht:

„Mensus eram coelos, nunc terrae metior umbras
Mens coelestis erat, corporis umbra jacet.“

Die Gräber von vier Hochmeistern der Tonkunst in Wien.

Skizze von Ludwig Bowitsch.

Es gilt, vier Gräber zu betrachten, Gräber von Königen im Reiche der Musik. Wenn den Deutschen im allgemeinen der Vorwurf gemacht werden muß, daß sie ihre großen Männer erst zu ehren beginnen, wenn dieselben nicht mehr unter ihnen wandeln, so läßt sich diese Schattenseite insbesondere an den Oesterreichern rügen, die gern bereit sind, fremde Verdienste anzuerkennen, ja sogar zu überschätzen, an den bedeutsamen Männern aber, die ihnen angehören, nicht selten kalt und fremd vorübergehen. Mag aber auch die Gegenwart dem einen oder dem anderen Heros Lobsprüche und Auszeichnungen entgegentragen, zur vollen, neidlosen Werthschätzung gelangt erst der Todte,

„denn", sagt Ohlenschläger, „wer auf dieser wüsten Erde für
Das Edle und das Höchste wirken will,
Der muß den Leichnam hin als Martyr geben,
Nach seinem Tod beginnet erst sein Leben!"

Ja, sie leben, werden ewig leben, die Männer, deren Leichenstätten wir besuchen.

Er, der am längsten im Schooß der Erde ruht, Wolfgang Amadeus Mozart, hat am 5. December 1791 seine müden Augen geschlossen und auf dem Marxer-Friedhofe seine Urstätte gefunden. Die Stelle selbst, wo man ihn versenkt, kann mit Bestimmtheit freilich nicht mehr bezeichnet werden, nur daß er auf dem genannten Gottesacker beerdigt wurde, wissen wir.

Bereits im Jahre 1844 hatte die berühmte Sängerin Hasselt-Barth dem großen Meister ein Monument daselbst errichtet.

Auf grauem Marmorstein befand sich das Bildniß Mozart's „en medaillon“ und standen in Goldschrift die Worte: „Jung groß, spät erkannt, nie erreicht!“

Das gegenwärtig den Höhepunkt des Friedhofes einnehmende Denkmal ist ein Werk Hans Gasser's und wurde 1859 vom Gemeinderathe Wien's gewidmet. Auf einem Granitsockel ruht die trauernde Muse und legt mit der rechten Hand die Lyra auf das Grab, während sie in der linken Hand die mit einem Kranz umwundenen Werke des Dahingeschiedenen hält. Der Sockel weiset gleichfalls Mozart's Bild „en medaillon“, ferner das Stadtwappen Wien's und die Worte der Widmung.

Wolfgang Amadeus Mozart wurde am 27. Jänner 1756 zu Salzburg geboren, wo sein Vater Leopold als fürstlicher Capellmeister fungirte. Schon mit 6 Jahren producirte sich der geistvolle, liebenswürdige Knabe als Virtuose auf dem Claviere und wurde am kaiserlichen Hofe zu Wien (1762) von der Kaiserin Maria Theresia und ihrem Gatten freundlichst empfangen.

Wir wollen mit den Kunstreisen, welche Mozart sofort mit seinen Eltern und seiner um 4 Jahre älteren Schwester Marianne, (welche gleichfalls vortrefflich spielte), durch Deutschland, Frankreich und England unternahm, uns nicht weiter befassen, obgleich diese Reisen förmliche Triumphzüge waren.

Mit 8 Jahren schrieb Wolfgang seine erste Sonate, die zu Paris in Druck erschien.

Nach Salzburg zurückgekehrt, wagte er sich an größere Vorwürfe und das Jahr 1768 wies bereits 20 Compositionen, darunter zwei Operetten, auf.

Im Herbste des eben genannten Jahres begab er sich mit Vater und Schwester wieder nach Wien, componirte nebst vielen anderen Tonstücken das reizende sogenannte „Johannes-Offertorium“. Ende 1769 wurde eine Reise nach Italien unternommen, im Frühjahre 1770 componirte Wolfgang sein erstes Quartett.

Als in der Charwoche zu Rom in der Sixtinischen Capelle Allegri's berühmtes „Miserere“, dessen Abschrift bei Strafe der Excommunication untersagt war, gesungen wurde, prägte er die Musik also fest und treu seinem Gedächtnisse ein, daß er Note für Note zu Hause niederzuschreiben vermochte.

Er wurde jedoch dieses Frevels wegen nicht zur Verantwortung gezogen, sondern vom Papste mit dem Ritter-Orden vom goldenen Sporne ausgezeichnet.

Bald darauf schrieb Wolfgang selbst ein Miserere und im December 1770 brachte der 15jährige Zögling im Theater zu Mailand die Oper „Mithridates" zur Aufführung und zwar mit durchschlagendem Erfolge.

März 1771 kehrte Wolfgang in seine Heimat zurück, begab sich jedoch im Herbste desselben Jahres nach Modena.

Er war nämlich von der Kaiserin Maria Theresia beauftragt worden, zur Hochzeitsfeier des Erzherzogs Ferdinand eine Serenade zu componiren und deren Aufführung persönlich zu leiten. „Ascanio in Alba", so lautete der Titel dieser Serenade, erfreute sich auch des größten Beifalls und der junge Mozart erhielt von der Kaiserin unter anderem eine werthvolle Uhr. Bald nachdem Vater und Sohn wieder in Salzburg angelangt waren, starb der humane und freundliche Erzbischof Sigismund und wurde am 14. März 1772 Hieronymus zum Kirchenfürsten gewählt, welcher, ein roher, rücksichtsloser Gebieter, der Künstlerfamilie das Verweilen in ihrer Heimat arg verbitterte.

Wohl war der alte Herr, der mit seinen Kindern Triumphe aber wenig Gold eingeheimst hatte, da die Reisekosten kaum durch Concerterträgnisse gedeckt worden waren, fest entschlossen, trotz den Demüthigungen, die ihn schmerzlich berührten, auszuharren, aber ihn bekümmerte das Schicksal seines Sohnes, der für den Jahressold von wenigen hunderten Gulden in seinem ruhmvollen Streben und Schaffen gehemmt und an die Laune eines unleidlichen Mannes gefesselt sein sollte. Eine abermalige Reise nach Mailand Ende 1772, wo Wolfgang's Oper „Lucio Silla" mit ungemeinem Beifall wohl an zwanzigmal gegeben wurde und ein Ausflug im Jahre 1774, wo die Oper „la finta giardiniera" mit glänzendem Erfolge zur Aufführung gelangte, waren Lichtpunkte im monotonen, frohndienstartigen Leben.

Im Jahre 1777 nahm endlich W. A. Mozart mit väterlicher Genehmigung seine Entlassung und begab sich in Begleitung seiner Mutter auf Reisen, um eine bessere Stelle zu finden.

Im Hause des Souffleurs Weber in Mannheim machte eine der Töchter, Aloisia, einen bedeutsamen Eindruck auf Mozart's Herz. Der Absicht mit der Familie Weber zu reisen und durch Concerte, in

denen Aloisia, die in der That ein großes musikalisches Talent besaß, als Sängerin debütiren sollte, trat jedoch Mozart's Vater energisch entgegen. Im October reiste er mit seiner Mutter nach Paris, nachdem Aloisia ihm treu zu bleiben gelobt hatte. Wohl trat die Liebe in den Hintergrund und das Herz begann ruhiger zu schlagen, aber eine Stelle in der französischen Metropole zu erringen, war unmöglich. Wolfgang war außerordentlich thätig. Er gab Concerte, ertheilte Unterricht und componirte, aber all' dieser Fleiß frommte nur, um das Leben mühselig durchzufristen. Da starb am 3. Juli 1778 plötzlich die geliebte Mutter. Im September verließ Wolfgang Paris und begab sich über Straßburg nach Mannheim, wo sein junges Herz zuerst vom Zauber der Liebe berührt worden war. Der zarten Sehnsucht harrte jedoch eine grausame Täuschung.

Aloisia empfing den Rückgekehrten fremd und kalt (sie heirathete später den Schauspieler Lange und wurde eine gefeierte Sängerin). Kranken Herzens und mit den mißlichsten financiellen Verhältnissen kämpfend, begab er sich nach Salzburg, wo sein Vater für ihn eine neuerliche Anstellung am erzbischöflichen Hofe erwirkt hatte.

Im Schaffen und Studiren suchte er Trost und Beruhigung wegen seiner kläglichen Stellung. Außer vielen Sonaten, Messen 2c. schrieb er die Opern „Zaida" und „Idomeneo rè di Creta".

Im März 1781 wurde er vom Erzbischof, der in Wien mit großer Prachtentfaltung auftrat, in die Kaiserstadt berufen.

Im Mai 1781 aber kündete er abermals den ihm unleidlich gewordenen Dienst, da der launenhafte despotische Fürst nicht nur Demüthigung auf Demüthigung häufte, sondern den jungen (25jährigen) Mann selbst in jeder freien Entfaltung seines großartigen Talentes hinderte und sogar der Mittel zur Verbesserung der eigenen und der väterlichen Existenz beraubte.

Mozart verblieb nun in Wien und miethete sich bei der Familie Weber ein, die mittlerweile nach dem Tode des Vaters von Mannheim dahin übersiedelt war. Seine Lage war keinesfalls eine erfreuliche. Die leidigen Existenzsorgen drohten oft den aufstrebenden Geist zu beugen, aber dennoch raffte er sich immer wieder zu neuem kühnen Fluge auf.

Wohlthuend auf sein Gemüth wirkte ferner das zarte Verhältniß, in welches er zu Aloisia's Schwester, Constanze, trat. Letztere sollte berufen sein, den Harm, welcher ihm von der Ersteren bereitet

worden war, vergessen zu machen und den verblaßten Liebestraum neu und schöner zu beleben. Und in der That erfüllte Constanze den ihr vom Schicksal zugewiesenen Beruf. Sie schmiegte sich warm und treu an den großen Meister der Töne.

Am 12. Juli 1788 erfolgte die Aufführung der Oper „Die Entführung aus dem Serail", am 4. August feierte Mozart seine Vermählung mit der guten Constanze.

Mochte er sich aber auch als Gatte glücklich fühlen — die leidigen Existenzsorgen blieben fortbestehen, ja sie machten noch in höherem Grade sich geltend. Zwar hauste die eigentliche Noth nicht unter seinem Dache, aber die Mühsal des Erwerbens nahm seine besten Kräfte in Anspruch. Academie und Lectionen hinderten ihn im selbstständigen Schaffen und dennoch benützte er die wenigen Abendstunden zu Compositionen und die leider unvollendet gebliebenen Opern „Z'oca di Cairo" und „Lo sposo deluso" fielen in jene Zeit. Im Hochsommer 1783 besuchte Wolfgang mit seiner Constanze seinen Vater zu Salzburg, der erst durch die Liebenswürdigkeit der Schwiegertochter sich veranlaßt fand, seinen fortan in Stille gehegten Groll ob der Verehelichung mit einem blutarmen Mädchen aufzugeben.

Nach dreimonatlichem Aufenthalte kehrten die beiden Gatten nach Wien zurück. Am 1. Mai 1786 feierte Wolfgang durch die Aufführung der Oper „die Hochzeit des Figaro" einen glänzenden Triumph.

Die Kunde dieses Erfolges war die letzte große Freude für den Vater unseres Tonhelden. Er begann bald darauf zu kränkeln, um am 28. Mai 1787 mit dem Erdenleben abzuschließen.

Am 29. Oktober kam in Prag das wunderbare Werk „Don Juan" unter beispiellosem Jubel zur Aufführung.

Trotz all' diesen Auszeichnungen war jedoch Mozarts Lage stets eine prekäre geblieben und nur mit dem Aufwande aller Kräfte und Mühen konnte der Haushalt bestritten werden. Am 7. Dezember 1787 endlich wurde Mozart zum k. k. Kammermusikus mit einer Jahres-Gage von 800 fl. ernannt und ihm hiedurch neben den unverläßlichen Einnahmen eine sichere Rente gewährleistet. Freilich war dadurch die Sorge selbst nicht vom Haupte des Meisters gebannt, denn es galt einerseits eine kränkelnde Frau und drei Kinder zu versorgen, anderseits mancherlei eingegangene Verpflichtungen zu lösen, aber er hatte doch einen gewissen Halt und mit ihm neuen Muth zu kräftigem Streben

gewonnen. Leider aber wollte dieses Streben nicht den verdienten Lohn finden.

Im Frühjahre 1789 unternahm er eine Reise nach Dresden, Leipzig und Berlin, ohne in materieller Beziehung einen Gewinn aufweisen zu können.

Das schwere und andauernde Siechthum Constanzens erheischte einen Aufwand, der weit über seine Einkünfte hinausging. Hochwillkommen war ihm daher ein Auftrag Kaiser Joseph's zur Verfassung einer komischen Oper. Dem entsprechend schrieb Wolfang 1789 „Die Weibertreue", deren Aufführung am 26. Jänner 1790 erfolgte.

Seine Hoffnungen, eine Hof- oder Domkapellmeisterstelle zu erhalten, erfüllten sich jedoch nicht.

Kaiser Leopold hielt nicht so große Stücke auf Mozart, wie es bei Kaiser Joseph der Fall gewesen war und die Rivalen und Neider hatten leichteres Spiel.

Auch die Reise zur Krönungsfeier nach Frankfurt trug keine Früchte.

Tief gebeugt kehrte er nach Wien zurück, wo er mit seinem wackeren Freunde, dem alten Haydn, der sich nach London begab, zum letzten Male zusammentraf.

Dennoch raffte er sich von neuem auf und schuf in fieberhafter Hast Meisterwerk um Meisterwerk.

Am 6. September 1791 gelangte die Oper „Titus" zu Prag, am 30. September 1791 die „Zauberflöte" in Wien zur Aufführung.

Der ungemeinen Aufregung mußte naturgemäß eine ungemeine Abspannung folgen. Schon seit längerer Zeit hatte Mozart sich leidend gefühlt, nun aber ging es mit seinen Kräften rapid bergab. Sein letztes Werk war das so hochberühmte Requiem, welches Graf Wallsegg bestellt hatte und das zu so vielen Märchen und Dichtungen Anlaß bot. Genug, Mozart schrieb mit diesem Requiem seinen Schwannengesang, sein eigenes Todtenlied.

Mit den Melodien desselben auf den Lippen schlief er in der Nacht des 5. Dezember 1791 ein.

Von vier Kindern überlebten ihn zwei. Der ältere Knabe erst einige Jahre, der jüngere einige Monate alt.

So hatte vorschnell mit kaum 35 Jahren ein reiches Leben abgeschlossen. Es ist staunenswerth, ja fast unglaublich, was der Mann in so kurzem Zeitraume geschaffen, und Jedem, der ein warmes Herz im

Busen trägt muß ein wehmüthiges Gefühl beschleichen, daß ein so großes Genie bei so ruheloser Thätigkeit und so gewaltiger Kraftanstrengung fortan mit den bangen Sorgen um das tägliche Brot zu ringen hatte, daß er, der eine Welt entzückt, oft den Tod in's Auge faßte.

Seine Freude und sein Trost außer der holden Musika war nur seine geliebte Constanze, die er oft bedauerte ob der Sorgen, die sie mit ihm zu theilen gezwungen.

Ihm gelten auch ganz und gar die Zeilen, welche Göthe an Schiller gerichtet:

„So feiert ihn, denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.“—

Wir wandern nun auf einen anderen Friedhof; auf jenen vor der Schönbrunnerlinie, in welchem Joseph Haydn 1809 seine erste Ruhestätte fand, bevor seine Ueberreste nach Eisenstadt überführt und daselbst am 7. November 1820 feierlich bestattet wurden. Der gegenwärtig vorhandene Leichenstein wurde 1842 durch den Grafen Stockhammer, welcher denselben dem ursprünglichen verwitterten Monumente nachbilden ließ, aufgerichtet.

Franz Joseph Haydn erblickte in dem Dorfe Rohrau in Niederösterreich, als erstgebornes von 14 Kindern am 31. März 1732 das Licht der Welt.

Sein Vater Mathias war Wagner und lebte in sehr gedrückten Verhältnissen. Obwohl ohne höhere Bildung hatte derselbe sich doch auf seinen Wanderfahrten durch Deutschland einen etwas feineren Schliff und allerlei Kenntnisse, darunter die des Harfenspiels erworben.

Ohne auf Meisterschaft Anspruch machen zu können und zu wollen, pflegte er das Instrument an Feierabenden mit großer Vorliebe und sang dabei mit klarer, heller Stimme allerlei Weisen. Der kleine Joseph begleitete seinen Vater. Der Schulmeister, welcher das Talent des Knaben bemerkte, rieth den Eltern, denselben in die Schule nach Hainburg zu schicken. Der Rath wurde befolgt und Joseph Haydn erhielt nunmehr Unterricht in den Elementargegenständen, sowie in mehreren Instrumenten. Während seines Aufenthaltes in Hainburg lernte der Domkapellmeister Reuter den kleinen Haydn kennen und nahm ihn als Chorknaben bei St. Stephan auf. Schon mit zehn Jahren componirte dieser eine Messe

für Singstimmen. Nach Mutirung der Stimme erhielt er seine Entlassung und stand im sechzehnten Lebensjahre allein auf sich selbst nur angewiesen in der Welt. War bisher schon seine Lage keine erquickliche gewesen, so trat jetzt die Sorge mit ihrem vollen Ernste an ihn heran. Es galt durch Ertheilung von Unterricht, Mitwirkung in Orchestern u. s. w. das Dasein zu fristen. Drei Jahre brachte er so in kümmerlichsten Verhältnissen zu, ohne jedoch seinen Studien und dem Streben nach höherer Ausbildung untreu zu werden. Auf einem Concerte, welches Baron Fürnkranz veranstaltet hatte, brachte Haydn sein erstes Quartett unter rauschendem Beifall zur Ausführung; hiedurch gewann einerseits sein Ruf und fanden anderseits seine Mühen eine etwas bessere Entlohnung, so daß er sein ärmliches Dachstübchen am Michaelerplatze gegen eine bessere Wohnung vertauschen konnte.

Die Sonne des Glücks schien sich jedoch alsbald verfinstern zu wollen, dem jungen Musiker wurde seine ganze kleine Habe gestohlen. Muthig aber raffte sich unser Haydn wieder auf, wurde Vorspieler bei den barmherzigen Brüdern in der Leopoldstadt und Orgelspieler in der gräflich Haugwitz'schen Capelle.

Für eine im Auftrage Bernardons verfaßte Oper „der krumme Teufel" erhielt er ein Honorar von vierundzwanzig Ducaten, worüber er vor Freude fast außer Fassung kam. 1759 endlich wurde er Director der Capelle des Grafen Morzin.

In diesem Jahre heiratete Haydn mehr aus Dankbarkeit, als aus Neigung die Tochter eines Friseurs, Namens Keller. Diese Wahl war jedoch keine glückliche und nur die Ruhe und die Sanftmuth Haydn's machten mit einer so wenig liebenswürdigen Gefährtin den Gang durch's Leben möglich.

In diesem Jahre componirte er seine erste Symphonie. Wohl war die Anstellung, welche er gefunden, nur von kurzer Dauer, da Graf Morzin mißlicher Vermögensverhältnisse halber seine Capelle aufzugeben gezwungen war, aber bald fand Haydn an dem musikliebenden Fürsten Nicolaus Joseph Eßterházy einen neuen Mäcen, in dessen Dienste er als Capellmeister am 19. März 1760 trat, welchen Posten er bis zum Tode des Fürsten durch volle dreißig Jahre bekleidete.

Während dieser Zeit schuf auch Haydn den größten Theil seiner Werke. An Anregung fehlte es nicht, denn nach Eisenstadt kamen die angesehensten Personen aus Nah und Fern — auch die Kaiserin Maria

Theresia fand oft als Gast sich ein — und bewunderte des Fürsten Orchester und dessen Dirigenten. Freilich hatte Haydn vollauf zu thun, er mußte alles componiren, einstudiren u. s. w. aber er fühlte sich glücklich in dieser rastlosen Thätigkeit, insonders da er mit den Mitgliedern seiner Capelle auf dem besten Fuße stand und nicht allein seines Genies wegen hochgeachtet, sondern auch seines edlen Herzens wegen wahrhaft geliebt wurde. „Ich lebe nur für den Fürsten, meine Collegen und meine Kunst", lautete sein Ausspruch.

Außer 163 Barytonstücken, 82 Concerten, Quartetten und einer großen Zahl von Liedern und Canons componirte Haydn im Laufe dieser Jahre, 9 Opern und Operetten, ferner das Oratorium „die Rückkehr des Tobias", die Cantate „L'isola disabitata" und endlich die berühmten „sieben Worte des Erlösers."

Als Fürst Nicolaus 1790 starb, begab sich Haydn nach Wien. Der edle Magnat hatte den ihm werthen Tonmeister testamentarisch mit einer Jahrespension von 1000 fl. bedacht.

Des Verstorbenen Sohn Paul Anton decretirte noch eine lebenslängliche Zulage von 400 fl., wogegen Haydn, obschon er dem fürstlichen Hause keine weiteren Dienste leistete, den Titel eines fürstlich Eßterházy'schen Capellmeister fortführen mußte.

Am 15. December 1790 trat Haydn mit Genehmigung des Fürsten eine Reise nach England an, von welcher er erst 24. Juli 1792 zurückkehrte. Die Erfolge, welche ihm beschieden waren, gingen über die kühnsten Erwartungen hinaus. In den öffentlichen Salons sowohl, wie am Hofe wurde er gefeiert, die Universität zu Oxford promovirte ihn zum Doctor der Tonkunst und alle Zeitschriften verkündeten sein Lob. Ueberdem lohnte sich die 1½jährige Wanderschaft auch durch glänzende Einnahmen. Haydn selbst behauptete, erst von England aus in Deutschland berühmt geworden zu sein.

Bald darauf kaufte er sich ein Häuschen auf der Windmühl (nunmehr VI. Bezirk), welches noch heute „zum Haydn" genannt wird.

Am 19. Jänner 1794, trat er seine zweite Reise nach England an und verweilte daselbst bis zum August 1795. Die Erfolge waren diesmal wo möglich noch glänzender als vordem.

Die Werke, welche Haydn, während seines zweimaligen Aufenthaltes im Inselreiche schuf, sind sowohl der Zahl nach, als auch in künstlerischer Beziehung groß.

Rückgekehrt nach Wien überließ er sich jedoch als nunmehr wohlhabender Mann keineswegs der vollen Ruhe, sondern schrieb, von Nahrungssorgen ungequält, einen Cyclus meisterhafter Tondichtungen. 1797 componirte er die berühmte Volkshymne, deren Text Haschka geliefert hatte. 1799 beendete er das großartige Oratorium „die Schöpfung"; im Jahre 1801 (ein Jahr nach dem Tode seiner Frau, welche zu betrauern er allerdings keinen Grund hatte) brachte er die „Jahreszeiten" zur Aufführung. Auszeichnungen um Auszeichnungen wurden ihm zu Theil. Fast alle größeren Künstlergesellschaften und Akademien ernannten ihn zu ihrem Mitgliede, der Magistrat von Wien verlieh im 1803 die zwölffache goldene Bürgermedaille und das Ehrenbürgerdiplom. Die außerordentliche Huldigung, welche ihm am 27. März 1808 gelegentlich der Aufführung seiner „Schöpfung" im Universitätssaale dargebracht wurde, war sein letzter Triumph.

Am 31. Mai 1809 schlummerte er sanft ohne eigentlichen Todeskampf ein, nachdem er wenige Tage zuvor noch die ihm so liebe Volkshymne mit Begeisterung sich vorgespielt hatte.

Wir betreten jetzt den Friedhof zu Währing und stehen am Grabe Beethoven's.

Dieser gewaltige Tonkünstler wurde zu Bonn am 17. December 1770 geboren, kam jedoch schon 1792 nach Wien, wo selbst er bis zu seinem Tode verblieb. Sein Vater, von welchem er in der Musik eingeführt wurde, war Sänger in der Capelle des Kürfürsten von Cöln. Im Haus der Familie Breuning empfing der Knabe den ersten Unterricht im Clavierspiel und ließ bereits als Schüler den Meister erkennen.

Weitere Ausbildung wurde ihm durch den Organisten van der Eden zu Theil.

Mit eilf Jahren rief er durch sein Spiel schon allenthalben Bewunderung hervor. Durch Neese wurde er in den Generalbaß eingeweiht und 1785 als kurfürstlicher Capellorganist angestellt.

Im Jahre 1792 begab er sich, wie erwähnt, nach Wien und gewann im Sturme die Herzen. Anfänglich wurde er zwar nur als Virtuose gefeiert, allmälig aber versetzte er auch durch seine großartigen Compositionen in Staunen. Beethoven war ein hochwillkommener Gast in den angesehensten Häusern; man ließ sich seine Launen, sein

störriges Wesen gefallen, um nur seiner Bravour, seinem eigenartigen Vortrag lauschen zu können.

Zum erstenmal spielte er öffentlich in der Akademie der Tonkünstler-Societät am 29. März 1795 und brachte ein C-dur-Concert zur Aufführung. Von da ab trat er öftermalen in Wohlthätigkeits-Akademien auf und unterstützte auch befreundete Concertgeber durch seine Mitwirkung. Zu seinem eigenen Vortheile veranstaltete er mehrere große Concerte im Burgtheater und im Theater an der Wien. Sein öffentliches Auftreten hatte aber weniger den Zweck den Virtuosen als vielmehr den Componisten und Dirigenten zur Geltung zu bringen. Und in der That wurden auch seine Tondichtungen mit Enthusiasmus begrüßt. Wenn er als Concertgeber demungeachtet nicht so glücklich war als andere Virtuosen es waren, so trug er oft zum Theile selbst die Schuld.

Er gab sich nicht immer die Mühe, das Orchester gehörig einzuschulen und meinte, daß, wie er selber keine Schwierigkeit kannte, auch anderen das complicirteste Tonstück geläufig sein müsse. Er stellte zu große Ansprüche an das Publikum und schwächte den Eindruck seiner großartigen titanenhaften Werke, indem er manche seiner Akademien über vier Stunden hinausdehnte, wodurch die Hörer erlahmten.

Als Clavierspieler schloß Beethoven seine öffentliche Production mit einem Quartett-Matinee im Mai 1814.

Im Jahre 1825 stand er zum letzten Male am Dirigentenpult und feierte auch seinen letzten Triumph.

Schon seit längeren Jahren hatte das Leiden der Schwerhörigkeit sich geltend gemacht, was ihn, der in der Tonwelt lebte, empfindlicher als jeden andern treffen mußte. Dieses Uebel nun begann sich rapid zu steigern. Das letzte Halbjahr seines Lebens war ein fortwährendes Siechthum. Am 27. März 1827 Nachmittags während eines Gewitters schloß er seine Augen.

Am 29. März um 4 Uhr wurde er in's Grab gesenkt und sprach der große Declamator Anschütz ein von Grillparzer verfaßtes prachtvolles Gedicht.

Bald darauf erfolgte die Aufstellung des Denkmals, eines Granitblockes mit den Namen „Beethoven" in goldener Schrift und einer zum Ringe gebogenen Schlange.

Ueber die im October 1863 verfügte Exhumirung und neuerliche Bestattung sprechen wir am Schlusse des Aufsatzes.

Beethoven hatte allerdings im Leben auch Feinde und schuf sich durch sein seltsam abstoßendes Gebaren manchen Verdruß; aber er ist auch gefeiert worden, wie bald nicht einer, alle Journale waren seines Lobes voll und die Musikzeitung 1819 schließt ein Referat über Beethoven's A-dur Symphonie folgendermaßen: „Heil ihm und uns! Wir nennen ihn den Unsern, den größten Tonsetzer Europa's und Wien erkennt dankbar, was es an ihm besitzt."

Seine oft mißlichen Vermögensverhältnisse waren die Folge einer — man möchte fast sagen genialen Unordnung. Als Concertist und Componist heimste er große Summen ein und seit 1809 bezog er eine ihm von seinen hohen Gönnern und Freunden votirte nicht unbedeutende Pension. Uebrigens betrug sein Nachlaß nach Abzug aller Passiven 10.000 fl. Er war nie verehelicht gewesen und hatte einen Neffen, der von ihm adoptirt worden war, zum Erben.

Grillparzer, der, wie erwähnt, Verfasser der Grabrede war und wie nicht bald Einer die Groß- und Eigenartigkeit Beethoven's zu würdigen verstand, widmete dem Meister auch eine Art poetische Charakteristik, welche wir sofort mitzutheilen uns erlauben:

Abgestreift das Band der Grüfte,
Noch erschreckt, sich findend kaum,
Flog die Seele durch den Raum
Dünn und leicht gespannter Lüfte.
War das Blitzen? — War's ein Laut?
Ach er hört, er hört den Laut! —
Stürmen jetzt, wie Windesbraut,
Wehen nun, wie Engelsschwingen,
Klänge nun, wie Harfen klingen
Aufwärts! Aufwärts! — Kreis an Kreis,
Welt an Welt, vom Schwunge heiß,
Und der äußerste der Sterne,
Zeigt noch gleich entfernt die Ferne.
Ward's Genuß schon, ist's noch Qual?
Sinne schwinden, Sinne bersten,
Denn das Letzte wird zum Ersten
Und des Ganzen keine Zahl —
Dunkel nun. Ha! Todesnacht,
Uebst du zweimal deine Macht?
Aber nein, es führt nach Oben,
Aus des Dunkels Schooß gehoben,
Strahlt der Tag in neuer Pracht.
Und ein Land streckt seine Weiten
Gleich Oasen, die sich breiten
In des Sandmeer's wüstem Grau'n,
Und durch seine Blumen schreiten
Männer, göttlich anzuschauen.
Klarheit strahlt in ihren Zügen
Lächeln schwebt um ihren Mund,
Ein befriedigtes Genügen
Gibt die Erdentnomm'nen kund.
Doch der Angekomm'ne, düster,
Stehet fern und blickt nicht um.
Gält' es ihm, ihr leis' Geflüster?
Ihm ihr Winken, still und stumm?
Aber plötzlich fällt's wie Schuppen,
Offnen Sinnes eilt er hin;
Er erkennt die Meistergruppen,
Und die Meister kennen ihn.
Einer aus der Schaar der Sänger
Hebt den Finger, lächelt, droht.
„Bach, ich kenne dich, du Strenger!
Rächst dir dein verletzt Gebot?" —
Ritter ohne Furcht und Tadel,
Auf der Stirn den Geisteradel,
Geht vorüber Gluck und weilt,
Nicht im Schreiten und enteilt. —
„Haydn, Haydn! alter Vater!

Sei mein Schützer, mein Berather
In dem neuen, fremden Land!"
Und der Alte faßt die Hand,
Küßt ihn auf die Stirn und weinet,
Doch war fröhlich was er meinet:
„Bravo, Scherzo, Allegretto!
Hie und da hätt ich ein Veto,
Doch ist's Blut von meinem Blut,
Ach, sie nennen's, glaub' ich, Laune,
Nun, ich war auch heit'rer Laune,
Und das Ganze, wie so gut."
Cimarosa will noch zaudern
Paesiello wagt sich nicht,
Wenn sie je uns dann auch schaudern,
Zeigt doch Neigung ihr Gesicht.
Höher fast um Kopfeslänge
Drängt sich Händel durch's Gedränge; —
Da theilt plötzlich sich die Menge,
Und der Glanz wird doppelt Glanz;
Mozart kommt im Siegeskranz,
Und der Fremdling will entweichen.
„Ach was soll ich unter Euch?
Als ich stand bei meines Gleichen
Schien ich bis hieher zu reichen,
Aber hier, den Besten gleich?
Wo ich irrte, was ich fehlte,
Bald zu rasch, bald grübelnd wählte,
Kühn gewagt, zu leicht erlaubt,
Hat mir Muth und Kranz geraubt."
Und der Meister wiegt das Haupt:
„Frage hier die Sieg'sgefährten,
Sie auch trog oft rascher Muth;
Doch kein Tadel folgt Verklärten,
Und der letzte Schritt auf Erden
Macht den letzten Fehler gut.
Geister können ja nicht sünd'gen."
Wenn's die Schüler breit verkünd'gen,
Nach es ahmen in Geduld,
Ihnen ist, nicht uns die Schuld,
Knaben lehrt man Sylben scheiden,
Da genügt wohl Meister Duns;
Lernt von Andern Fehler meiden,
Großes schaffen, lernt von uns.
Denn selbst Gift an rechter Stelle,
Wird der Heilung frohe Quelle:
Rechtes ohne Maß und Wahl,
Zeigt verderbenschwang're Qual.
Wer auch Richter über dir?
Starke Könige der Seelen,
Lassen wir vom Volk uns wählen,
Doch gewählt, gebieten wir
Und das Kunstwerk, wie der Glauben,
Ob man klügelt, was man lehrt,
Läßt es sich kein Iota rauben,
Hat's durch Wunder sich bewährt.
D'rum tritt ein, sei nicht beklommen!
Gleich den Besten sei geehrt:
Es ist dein, was du genommen,
Und dein Wagen ist dein Werth!" —
Ausgesprochen hat der Meister,
Endlos wächst der Chor der Geister;
Um den Aufgenomm'nen her,
Wird's von Grüßenden nicht leer.
Shakespeare winkt ihm mit den Händen,
Zeigt Lope de Vega ihn,
Klopstock, Dante, Tasso wenden
Ihre Blicke freundlich hin. —
Einer nur steht noch im weiten,
Wartet, bis die Flut verrinnt,
Kommt jetzt näher, hinkt im Schreiten,
Kräftig sonst und hochgesinnt.
Byron ist's, der Feind der Knechte,
Mißt ihn jetzt mit stolzem Blick,
Beut ihm schüttelnd dann die Rechte,
Wirft das Auge scheu zurück:
„Bist du gern in dem Gedränge?
Magst du gern bei Vielen steh'n?
Sieh' dort dunkle Buchengänge,
Laß uns miteinander geh'n!"

Unfern vom Grabe des letztgenannten Meisters erhebt sich der Leichenstein des zuletzt, jedoch in der Blüte seines Lebens dahingeschiedenen großen Lieder-Componisten Franz Schubert.

Seine Geburtsstätte war die ehemalige Wiener Vorstadt Lichtenthal. Er kam am letzten Jänner 1797 zur Welt. Sein Vater erfreute

sich als Schulmeister nur eines höchst bescheidenen Einkommens, konnte sich aber, wenn Kinder ein Segen Gottes sind, dieses göttlichen Segens mit Fug und Recht sich rühmen, sintemalen ihm 19 Kinder beschieden waren. Was dem Manne über Sorgen und Entbehrungen hinweghalf, war die Musik und wenn er an Sonntagen mit seinen Jungen concertirte, leuchtete sein Antlitz vor Freude. So wuchs unser Knabe unter höchst dürftigen Verhältnissen, aber umrauscht von holdem Sang und Klang empor. Seine schöne Stimme verschaffte ihm einen Stiftungsplatz im Convicte, wogegen er im Chor der Hofcapelle mitzuwirken hatte. Convicts-Director Lang, der für die Ausbildung seiner Zöglinge im allgemeinen, insbesondere aber, was die Musik betraf, die größte Sorge trug, erkannte sehr bald das Talent des jungen Schubert an und munterte ihn in seinem Streben auf.

Mit 16 Jahren verließ Schubert das Convict in der Absicht, sich dem Lehramte zu widmen und fungirte in der That drei Jahre hindurch als Schulgehilfe. Die musikalischen Productionen im Elternhause gewannen aber fortan an Fülle und Bedeutung. Der anfangs kleine Künstlerkreis erweiterte sich zu einem förmlichen Musikverein und brachte manch' großartige Tondichtung eines Haydn, Mozart und Beethoven zur Aufführung. Schubert selbst componirte für diesen Zweck mehrere Symphonien und die sogenannte „italienische Ouverture.“ Mögen aber diese Concertstücke auch der rückhaltlosesten Anerkennung würdig sein, Schubert's eigentliche Bedeutung sind seine Lieder und Vocalquartette. Das erste Lied, welches öffentlich (vom Tenoristen Jäger) gesungen wurde, war „Schäfer's Klagelied“ am 28. Februar 1819. Es erfreute sich wohl einer beifälligen Aufnahme, aber von durchschlagender Wirkung ließ sich nicht sprechen. Im Concertsaale war damals eben noch die Arie herrschend und erst dem berühmten Hofopernsänger Michael Vogl blieb es vorbehalten, Schubert's Lieder zur allgemeineren Geltung zu bringen.

Leider war dem Streben und Schaffen des geistvollen Mannes ein zu kurzer Zeitraum vom Schicksal angewiesen, denn im Momente, wo sein Name zu verklären sich begann, nahm der Tod am 19. November 1828 ihm die Feder aus der Hand.

Ein Kreis von Freunden (Fräulein Anna Fröhlich an der Spitze) veranstaltete im Musikvereins-Saale am 30. Jänner und am 5. März 1829 Concerte für Franz Schubert's Grabmal, wobei das

d-dur-Trio und einige Lieder, gesungen von Tietze und Schoberlechner, zur Aufführung gelangten.

Viele seiner Compositionen und darunter höchst bedeutungsvolle, waren zur Zeit seines Heimganges nur in kleinen Kreisen oder gar nicht bekannt geworden.

Erst später kümmerte man sich um den Nachlaß des großen Meisters und erst in jüngsten Tagen gelangte Schubert's Name zur vollen Würdigung.

Große Verdienste um die Apotheose des bis dahin nicht nach Gebühr gewürdigten Genius haben sich unstreitig Schumann, Hellmesberger, Herbeck und Stockhausen erworben.

Wie Haydn, Mozart und Beethoven, erfuhr nun auch Schubert einen eigenen Cultus und Künstlergesellschaften und Dilettanten-Vereine wetteiferten in der Veranstaltung von Schubert-Abenden, an welchen einzig nur Tonwerke dieses Meisters zur Darstellung kamen.

Nachfolgendes Gedicht wurde an einem solchen Abend zum Gedächtniß des Todestages vom Hofschauspieler Franz im „Hesperus" vorgetragen:

Ein Todtenfest, und doch ein Fest der Freude —
Das war der Abend, der uns heut' verrann!
Es bebt die Brust, doch bebt sie nicht im Leide —
Was soll die Trauer auch dem großen Mann!
Betrauert sei, wer spurlos heimgegangen
Und dessen Tod ein ganzes Leben schließt —
Für jene, die durch alle Zeiten prangen,
Geziemt sich's nicht, daß eine Thräne fließt.

Dem edlen Geiste gilt allein das Streben,
Und in die That haucht er sich selbst hinein —
Was er erschaffen, ist sein wahres Leben
Und nur in ihm will er gewürdigt sein!
Nach eitlen Klagen, die den Sarg umschallen,
Wenn er zu Grabe geht bei Fackellicht —
Nach Seufzern, die im Windesflug verhallen
Ringt ein gewalt'ger, stolzer Heros nicht!

Empfunden will er sein in seinen Werken
In seinem Leben — nicht in seinem Tod!
Erfreu'n will er die Welt, erheben, stärken
Und trösten, wenn Verzweiflung sie bedroht!

Auf Grüfte nicht mag der die Menschheit weisen,
Den seine Kraft nach jenen Reichen führt,
Wo ewige Sterne ihre Bahnen kreisen, —
Vom gift'gen Hauch des Todes unberührt!

Und solch' ein Mann ist auch der Mann gewesen,
Den zu verehren wir uns hier vereint —
Ein Heros, den die Muse auserlesen,
Als sie es freundlich mit der Welt gemeint!
Den sie geweiht; „wenn bang die Herzen zagen,
Und Groll und Mißmuth durch die Erde zieht,
Dann sollst mir du der Harfe Saiten schlagen,
Und sing' im deutschen Gau dein deutsches Lied!"

Er hat's gesungen und sein Lied wird rauschen,
So lange noch der Liebe Zauber weht,
So lang' noch Kinder auf die Mutter lauschen,
So lang' ein Herz noch zittert im Gebet!
So lang' ein Wand'rer zieht am Waldeshange,
So lang' ein Freund noch beut sich zum Geleit! —
Er hat's gesungen und er lebt im Sange
Das Götterleben der Unsterblichkeit!

Ein Todtenfest!! — und doch ein Fest der Freude!
Das war der Abend, der uns heut' verrann —
Es bebt die Brust, doch bebt sie nicht im Leide —
Was soll die Trauer auch dem großen Mann! —
Wir ehrten ihn, indem wir uns erhoben
An seinen Tönen mild und wunderbar —
Wir ehrten ihn — und schau'n entzückt nach Oben,
Von wo ein lichter Herold Schubert war!

Anknüpfend an die bei „Beethoven" gemachte Erwähnung, wollen wir noch flüchtig die neuerliche Bestattung der beiden letzten Meister schildern:

Von der Direction der Gesellschaft der Musikfreunde war auf Anregung der Mitglieder Jos. Hellmesberger und Joh. Krall der Beschluß gefaßt worden, die irdischen Reste von **Beethoven** und **Schubert** vor dem Umsichgreifen weiterer Verwesung zu sichern und zugleich ihre Ruhestätte in einer würdigen Weise herzustellen.

Nachdem die erforderlichen Geldmittel beschafft worden waren, setzte man die Exhumirung am 12. und 13. October 1863 in's Werk und wurden sämmtliche vorgefundene Knochenbestandtheile, mit Ausnahme der beiden Schädel, welche man im Gesellschaftshause aufzubewahren

dachte, in die bereit gehaltenen Zinksärge gelegt, die Särge selbst aber vorläufig, nachdem sie verlöthet und versperrt worden waren, in der Kirchhof-Capelle beigestellt.

In der am 15. October abgehaltenen Sitzung beschloß jedoch die Gesellschafts-Direction, die Schädel nach Vornahme von photographischen Abbildungen, Gipsabdrücken und wissenschaftlichen Messungen, sammt allem zu den eigentlichen Skeletten der beiden großen Verstorbenen Gehörigen zu den andern Knochentheilen zu legen, die Sargsplitter, Kleider- und Beschuhungsreste aber separat aufzubewahren.

Am Morgen des 22. Octobers erfolgte nach Wiedereröffnung der Särge die Hinterlegung der Schädelbestandtheile, sowie auch die Verwahrung der übrigen Reste in Zinkkästchen, welche in den untern Räumen der Särge untergebracht wurden. Dann schritt man wieder zur Verlöthung und Versperrung.

Nachdem mittlerweile die Restauration der Grabdenkmale unter Beibehaltung ihrer ursprünglichen Formen und die Ausmauerung der Grüfte vollendet war, fand am 23. October die endliche feierliche Besetzung statt.

Nach dargebrachter Seelenmesse, welche Schubert's Bruder, P. Hermann, Capitular bei den Schotten, unter Assistenz des Pfarrers von Währing las, wurden die beiden Särge auf die schwarz behangenen Tragbahren gelegt und zu Füßen des dem Eingangsthore des Friedhof's gegenüber sich erhebenden Cruzifixes gestellt, wo die kirchliche Einsegnung erfolgte.

Darnach fand die Uebertragung der Särge zu den Grüften statt. Träger aber waren, und zwar Beethoven's, die Herren: Czartoryski, Drahtschmiedt, Helfert, Parmentier, Riedl und Standthartner; Schubert's die Herren: Bauer, Beck, Breuning, Hellmesberger, Krall und Schön.

P. Hermann Schubert vollzog nunmehr — wie wir dem am 23. October ausgefertigten Protocolle entnehmen — assistirt von dem Währinger Herrn Pfarrer, die Einsegnung der Grüfte, worauf der Singverein unter Leitung des artistischen Directors Johann Herbeck „Die Ehre Gottes" aus den geistlichen Liedern von Beethoven vortrug.

Nach Beendigung dessen trat der Präses-Stellvertreter der Gesellschaft der Musikfreunde von Drahtschmiedt vor und hielt, sichtlich bewegt von dem ergreifenden Ernste des Augenblicks und seine weihe-

volle Stimmung auf den aufmerksamen Kreis der Zuhörer übertragend, in deren Augen so manche Thräne glänzte, folgende Ansprache:

„Indem wir die wenigen körperlichen Reste unserer beiden Tonheroen in schützenderen Gehäusen wieder in die Erde versenken und sie so vor dem baldigen gänzlichen Verschwinden bewahren, üben wir wohl eine Pflicht der Pietät, die ihre Berechtigung hat. Denn mag auch der Verstand darüber lächeln, Gefühl und Phantasie hängen doch immerfort mit inniger Liebe — wie an der Locke des Freundes, wie an dem Briefe einer geliebten Person — so auch an den Resten jener Hülle, die einem gottbegabten Menschen einst die Vermittlerin seiner Offenbarungen an die Menschheit war. Sind uns gleich Bildsäulen und Denkmäler kunstwürdigere Anerkenntnisse ihres ruhmvollen Wirkens, setzen wir ihnen vielleicht den ehrendsten Gedenkstein in der vollendeten Aufführung ihrer unsterblichen Werke, so wallen wir doch auch immer gern zu den Stätten, wo der abgestreifte irdische Theil ihres Wesens ruht. Der Nährung dieses Gefühles wollten wir gerecht werden und ich glaube, wir haben gut daran gethan!

„Und so lassen Sie uns denn den Scheideblick werfen auf diese Särge unserer großen Todten, mit der schönen Hoffnung, daß die Zeit nicht fern sein möge, wo sie sich wieder aus ihren Grüften erheben, um in einem künstlerisch erbauten, hehren Gotteshause ihre berechtigte Stelle zu finden. Möge sich dort über sie ein ihrer würdiges Denkmal wölben und seinen Beschauern Kunde geben von der Andacht, mit der auch Beethoven und Schubert in Tönen sich nach Oben gewendet haben."

Wieder erhob der Singverein seine Stimmen und trug Schubert's „Litanei zu Allerseelen" vor. Nie wohl wurden diese beiden Chöre, am Rande der noch offenen Grüfte und Angesichts der noch nicht hinabgesenkten Särge ihrer Meister, in einer ergreifenderen Weise abgesungen wie damals.

Um 10 Uhr wurde der Deckstein über Schubert's, ungefähr eine Viertelstunde später wurden die beiden Deckplatten über Beethoven's Gruft gewälzt.

Ehret die Frauen!

> Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
> Wer nie durch kummervolle Nächte
> Auf seinem Bette weinend saß,
> Der kennt Euch nicht ihr himmlischen Mächte.
>
> (Göthe.)

Zu den erheblichsten Fortschritten unserer Zeit gehört die Ausdehnung der weiblichen Erwerbskreise. Ohne die Heranziehung der Frauen zu Arbeiten, welche nach Art und Umfang der dazu erforderlichen Vorstudien, oder wegen der unentbehrlichen stätigeren Gemüthsruhe, oder vermöge der Nothwendigkeit sie außerhalb des eigenen Herdes zu verrichten, mehr für Männer geeignet erscheinen, befürworten zu wollen, muß man doch gerne sehen, daß so viele neue Einrichtungen und Erfindungen sowohl im Gebiete der Erziehung und des Unterrichtes, als des Gewerbes der Industrie und anderer Berufskreise eine weit höhere Betheiligung der Frauen an der „Arbeit" und mit weniger Gefährdung ihrer höchsten menschlichen Aufgaben als vordem ermöglichen. Nichts desto weniger kann, wie in allen irdischen Kreisen, so auch in der Frauenwelt der Mangel niemals ganz gebannt werden; er ist der Schatten, der den Menschen im irdischen Seyn begleitet, und mit ihm selbst wächst und fällt.

Die Gleichheit Aller beschränkt sich nämlich auf die das Wesen des Menschen constituirenden Merkmale, auf den Begriff der Persönlichkeit und der sie schützenden Rechte, erstreckt sich aber nicht auf die individuellen Verhältnisse; in diesen ist alles relativ: Geist, Wissen, Schönheit, Macht und Besitz. Je bedeutender Einer ist, desto größer sein Schatten; daher empfindet der Mann von Geist, Wissen und Verdienst den Mangel schwerer als der vom Hause aus auf die Tagarbeit gewiesene, der sich glücklich schätzt, wenn er so viel verdient, um auch in theuren Zeiten unter Mithilfe der oft frühe erwerbfähigen Familienglieder und unter Benützung

der zahlreichen Volksvereine (Spar-, Consum- und Vorschußvereine, Volksküchen, Thee- und Suppen-Anstalten u. s. w.) eigentliche Noth zu überwinden.

Anders die verarmte feingebildete Tochter vornehmer Geschlechter oder hoher Staatsdiener, der, während die Eltern lebten, weniger aus eigener Wahl als nach gesellschaftlichen Gesetzen höhere Bedürfnisse anerzogen wurden. Es ist gut, ja nothwendig, daß auch diese Personen Fertigkeiten erlernen, um im Nothfalle durch eigene Verwendung sich fortzubringen. Allein wie eng begränzt ist auch heute noch das ihnen hierzu offenstehende Gebiet und — wieder ein Punkt, in dem die Weltökonomie für einiges Gleichgewicht der Waagschalen sorgt, — wie viel leichter und schneller findet die Arbeitstochter wieder durch einen erwerbfähigen Arbeiter die nöthige Versorgung, als die mittellose Tochter höherer Stände in ihren Kreisen und um wie viel kräftiger und erwerbsfähiger ist in der Regel jene, als diese?

Es ist daher kein Ausfluß bornirten Kastengeistes, sondern billige Berücksichtigung der thatsächlichen Verhältnisse, wenn neben den allerdings niemals genug reichlich fließenden Spenden für die um so zahlreicheren nothleidenden Glieder der untern Classen auch auf die mittellosen mehr oder weniger erwerbsunfähigen Töchter höherer Stände Rücksicht genommen und durch entsprechende Widmungen ihnen die Möglichkeit verschafft wird, sich wenigstens an den äußersten Gränzen ihrer bisherigen Kreise zu halten, statt daß sie eine oder mehrere Stufen tiefer hinabsteigen und in eine neue Welt treten müssen, die ihnen so fremd ist, wie sie wieder dieser; eine Art Verbannung, die schon ein halber Tod; denn gar bitter schmeckt das Brod der Verbannung! Auf diesen Erwägungen beruht die Entstehung der Damenstifte, denen man so ziemlich in allen civilisirten Ländern unter verschiedenen Formen begegnet.

In den nicht-ungarischen Ländern der österreichischen Monarchie bestehen, wie aus der beigefügten Tabelle ersichtlich ist, zur Zeit zwölf solche Stifte, deren Präbenden theils in den gemeinschaftlichen Stiftsgebäuden genossen, theils den für sich lebenden Damen auf die Hand erfolgt werden. Diese Stifte danken ihre Existenz meist der Großherzigkeit Maria Theresiens und der Weisheit ihrer Söhne und Enkel, namentlich des unsterblichen „Schätzers der Menschheit;“ fünf andere wurden von hochherzigen Frauen des Adels gegründet. Nur vier von allen gewähren durch Präbenden von jährlich 600 fl. und darüber eine mehr

oder weniger zureichende anständige Versorgung; andere mit Präbenden von drei-, vier- und fünfhundert Gulden machen es eben nur bei äußerster Sparsamkeit möglich zu leben; einige mit Jahresgenüssen von 200 Gulden können bloß als Zuschüsse oder Aufbesserungen betrachtet werden. Durch ausreichende Dotation und in weiser Verwaltung erzielte Vermögensvermehrung wenigstens im derzeitigen Bestande gesichert sind eigentlich nur die beiden Prager und das Brünner Damenstift; bei allen andern, selbst bei dem Schmerzenskinde der großen Kaiserin, dem anläßlich des plötzlichen Ablebens ihres Gemahles in Innsbruck errichteten Stifte, in das sie selbst sich zurückziehen wollte, bringt jede allgemein wirthschaftliche Veränderung auch eine mehr oder weniger empfindliche Hauskrisis mit sich und zwingt zeitweise sogar zur Verminderung der Plätze. So fehlt es fast überall und wären weitere Capitalswidmungen theils zur Sicherung des Stiftsbestandes selbst, theils doch zu einer dem Bedürfniß näher kommenden Vermehrung der Zahl und zur Erhöhung des Betrages der Präbenden dringend erwünscht. Hilfe zu schaffen, sind gewiß zunächst diejenigen Kreise berufen, für deren verarmte Töchter die einzelnen Institute gegründet wurden und fehlt es auch nicht an einzelnen Beispielen werkthätiger Anerkennung dieser christlichen und zugleich echten Ritter-Pflicht. Ebenso dürften die für den Provinzialadel von Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Görz bestimmten Stiftungen wohl der Protection der eingebornen Familien empfohlen werden.

Nun aber die Haller-Stiftung, zunächst für Töchter höherer Civil- oder Militär-Personen! Mit der mißliebigen Allein- oder Vorherrschaft der Bureaukratie ist hoffentlich auch die Zeit der beinahe schadenfrohen Gleichgiltigkeit gegen die nach des Vaters Tode meist beginnenden schlimmen Tage der „Hofrathstöchter" vorüber; die Ehrenhaftigkeit des österreichischen Beamtenstandes, trotz Noth und Versuchungen aller Art, hat sich zu sehr erprobt, die politische Bildung des Publicums und damit dessen Werthschätzung einer ehrlichen guten Verwaltung ist nachgerade zu sehr gestiegen, als daß man es nicht billig fände, die Sorge der Väter um das Schicksal der hinterbleibenden Töchter möglichst zu erleichtern. Was aber die Militärs betrifft, so ist es eine allgemein mit Bedauern anerkannte Thatsache, daß einerseits die Gagen derselben meistens nur den strengsten Bedarf während der Dienstzeit decken, nicht aber Ersparnisse gestatten und andrerseits ausgiebige Aufbesserungen nach der Finanzlage nicht leicht stattfinden können. Allein auch heute noch

gilt des Dichters Wort: „in deinem Lager ist Oesterreich,“ d. h. ist dort die Einheit Oesterreichs und wächst die Liebe und Sorge, welche die Einzelnen für ihre waffenfähigen Söhne fühlen, zu der unvertilgbaren Sympathie des ganzen Volkes für das ganze Heer zusammen. Man darf also wohl annehmen, daß Stiftungen für die Töchter verdienter Beamten und Militärs von keinem aufrichtigen Patrioten mißgünstig betrachtet werden.

Wie steht es aber damit? Nicht nur, daß das höchste Ausmaß dieser Präbenden bloß 420 fl. beträgt, so reicht auch die Zahl derselben, wie man aus dem großen Mißverhältniß zwischen dieser und der Zahl der Bewerberinnen entnehmen kann, nicht entfernt aus, um auch nur die Aermsten zu bedenken. Diese Stiftung hat zwei Haupt-Abtheilungen, die erste für Tyrolerinen mit 44 Fräulein-Präbenden; diese Candidatinen müssen nach Tyrol zuständig, dem immatrikulirten Tyroleradel angehörig und Töchter von Beamten oder Offizieren mindestens der achten Rangsklasse sein. Nur ausnamsweise werden auch Töchter von Hauptleuten ausgezeichneter Dienstleistung zugelassen, und wird entweder von der Matrikel-Eigenschaft oder von dem Dienstcharakter dispensirt; durch letztere Möglichkeit erweitert sich aber wieder der Competentenkreis, so daß die höhere Präbendenzahl dieser Abtheilung dadurch wieder aufgewogen wird.

Zu den Fräulein-Präbenden der zweiten, sogenannt allgemein-erbländischen Abtheilung, sind alle nicht tyrolischen Angehörigen der im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder berufen, wenn der Vater adelig und mindestens im obigen Dienstrange war. Das Erforderniß des Adels ist hier weniger als Begünstigung der zufälligen Eigenschaft adeliger Geburt, als vielmehr in Anbetracht des Umstandes vorgeschrieben, daß in Beamtenkreisen der Adel meistens die statutenmäßig eintretende Folge einer erhaltenen Ordens-Decoration, somit indirect ein Beweis mehr für die Verdienstlichkeit des Vaters ist. Diese allgemein erbländischen Plätze alterniren zwischen Civil und Militär; da ihrer nur 32 sind, begreift sich's, daß bei einem so weiten Competentenkreise selten eine Candidatin vor Verlauf von zwanzig bis dreißig Jahren seit der Vormerkung und vor Erreichung des 50. Lebensjahres mit einer Präbende beglückt werden kann. Welches Elend hat sie bis dahin durchmachen müssen!

Eine kleine Erleichterung für die Civilcandidatinen beider Abtheilungen ergab sich durch die Zustiftung dreier, nur für Waisen höherer Beamten ohne Unterschied der Landesangehörigkeit bestimmten Plätze;

auch dürften in der allgemein erbländischen Abtheilung Böhminen nicht sobald wieder betheilt werden, da Seine Majestät die aus dem Hradschiner Aebtissinnenfonde erzielten Ueberschüsse zur Errichtung von bisher 22 Versorgungs-Präbenden nach Art der Haller-Präbenden mit dem Vorzugsrecht für Böhmen zu verwenden geruhten. Allein alle diese Plätze zusammen sind nur 101, während in der Zahl der Bewerberinnen das dritte Hundert längst begonnen hat und vielleicht eben so viele nur deshalb nicht einschreiten, weil sie unter den obwaltenden Umständen kaum hoffen dürfen zum Ziele zu gelangen.

Wie nothwendig wären also weitere Zustiftungen! Gewiß kann man den öffentlichen Dienst nicht besser ehren, als indem man die darin ergrauten Väter über das Schicksal ihrer hilflos zurückbleibenden Töchter beruhigt, und welch' schönere edlere Huldigung könnte dem ganzen Frauen-Geschlechte dargebracht werden, als indem man seinen hilflosen Gliedern eine würdige Stellung ermöglicht! Dazu wollte dieser Aufsatz eine kleine Anregung geben und zugleich durch Darlegung der Verhältnisse Candidatinen vor allzu sanguinischen Erwartungen und den damit verbundenen schmerzlichen Enttäuschungen bewahren.

A. Schmitten.

r.	Namen der Stiftungen	Stiftungs- Jahr	Stiftungs- Begründer	Bestimmung für	Erfordernisse der Candidatur	Prä- Zahl
1a	Theresianisches adel. Damenstift am k. Prager Schlosse. (Hradschiner Damenstift.)	1755 Statut. v. 1763	Kaiserin Maria Theresia	arme Fräulein von altem, vorzüglich böhmischen Adel.	Ahnen-Probe auf je 8 Ahnen väterl. und mütterl. Seite, Armuth, Sittlichkeit und Alter von 24 oder mindestens 18 Jahren.	31
1b	Versorgungs-Präbenden aus den Ueberschüssen des Hradschiner Äbtissinenfondes.	1873 Grundzüge v. 1873	Kaiser Franz Joseph I.	arme Töchter höherer adeliger Beamter und Offiziere, vorzüglich böhm. Nationalität.	Adel des Vaters ohne Probe, mindestens 8. Rangskl. desselben, mindestens 18 Jahre, Armuth, Sittlichkeit.	22
2	Adeliges, weltliches Fräuleinstift zu Innsbruck.	1765 Statut. v. 1768	Kaiserin Maria Theresia	arme Fräulein von altem Adel.	wie im Hradschiner Damenstifte.	* derzeit 10
3	Herzoglich Savoy'sches Damenstift.	1769 Statut. v. 1773	Maria Theresia, Herzogin v. Savoyen geb. Fürstin Liechtenstein	ärmere, altadelige Fräulein von böhm. und österr. Herrnstande	Ahnen-Probe wie im Hradschiner Stifte. Höchstens 4000 fl. Vermögen, Sittlichkeit, Alter von 15 bis 40 Jahren.	derzeit 17
4	Adeliges, weltliches Fräuleinstift Maria-Schul in Brünn.	1654 Statut. neue v. 1868	*) Johanna Gräfin Magnis v. Strassnitz	arme Fräulein des mähr. Herrn- und Ritterstandes	Ahnen-Probe auf je 4 Ahnen väterl. u. mütterl. Seite. Katholisch, sittlich, arm, Alter von 18—40, Verwaisung.	38
				arme, dem Lande Mähren angehörige Töchter des Bürgerstandes.	Bürgerliche Geburt, sonst wie oben.	34
5	Englisches Stift in der neuen Stadt Prag (Damenstift zu den h. Engeln in Prag-Neustadt.)	1701 Statut. 1703	*) Susanna Helene v. Bedarides geb. von Goltz.	Fräulein aus älteren böhmischen Adels-Familien.	**) Ahnen-Probe wie im Brünner Damenstifte. Katholisch, sittlich, Alter von 16 bis 30 Jahren.	derzeit 17

benden Betrag pr. Jahr	Durchschnitts-Zahl der Vorgemerkten	Verleihung durch	Anmerkungen
*) 1350 fl.	12—15	Sr. Maj. der Kaiser auf Vorschlag des Statthalters v. Prag und des Ministers des Innern, der die Vormerkung führt.	*) Die Dechantin, Unterdechantin und Assistentinnen genießen entsprechende Functions-Zulagen. Die Damen leben im Stifte, haben den Rang v. Kammerherrn-Frauen u. tragen die Stiftsdecoration am breiten himmelblauen Bande.
400 fl.	*) 50—60	detto.	*) Diese Zahl bezieht sich nur auf die bevorzugten Bewerberinnen böhmischer Nationalität. In Ermanglung solcher gilt für diese Präbenden die Haller Vormerkung vide 10. II. 1. dieser Tabelle. Diese Präbenden sind nur Versorgungsgenüsse auf die Hand, verleihen keinen Rang und sind ohne Decoration.
**) 500 fl.	?	Ihre Maj. die Kaiserin auf Vorschlag des Statthalters in Innsbruck, wo auch die Vormerkung geführt wird, und des Ministers des Innern.	*) Die Reduction der Plätze auf 10 wurde neuestens anbefohlen wegen Fondsmangel. **) Die Oberin genießt entsprechende Zulage, die Damen leben im Stifte, tragen links die Stiftsdecoration an weiß und schwarzem Bande u. haben den Rang der Kammerherrn-Frauen.
derzeit circa 900 fl.	?	Se. Maj. der Kaiser, über Präsentation durch das jeweilige Haupt des Hauses Liechtenstein.	Die Damen leben im Stifte, haben den Rang nach den Kammerherrn-Frauen u. tragen die Stiftsdecorat. am breiten himmelblauen Bande.
Residenzdamen 1000 fl. Externdamen 600 fl.	35—40	Ihre Maj. die Kaiserin aus den bei der Statthalterei in Brünn geführten Vormerkungen, ohne daß von dieser Stelle oder vom Ministerium ein Vorschlag erstattet würde.	*) Vier dieser Präbenden beruhen auf besonderen Zustiftungen, nämlich 1 kais., 1 Taaffe'sche und 2 fürstl. Dietrichstein'sche. Die Vorsteherinnen genießen entsprechende Zulagen. Die Damen leben theils im Stifte, theils für sich, haben den Rang nach den Kammerherrn-Frauen und tragen die Stiftsdecoration am breiten lichtblauen Bande.
210 fl.	?		
630 fl.	?	Die 6 ursprünglichen und 2 Lazanzky-Czernin'schen Plätze durch das Stiftskapitel, 3 Kinsky'sche durch Se. Maj. den Kaiser über Vorschlag des Ministers des Innern, 1 Wrazda'scher durch d. Oberin, 5 Familienpl. d. btffd. Familienchefs.	*) Fr. v. Bedarides stiftete 6 Plätze, dazu kamen später durch die Familien Wrazda, Sternberg u. Nostiz. je 1, durch Waldstein 1, Morzin u. Lazansky-Czernin je 2, durch Kinsky 3. **) Mitglieder der mit der Stifterin verwandten Familien Goltz, Mallowetz und Schellhart können bei Bewerbung um einen der ursprünglich gestifteten Plätze von ein oder dem andern Quartier dispensirt werden, ebenso die Verwandten der Stifter der übrigen Plätze in Betreff dieser. Die Damen leben im Stifte und tragen das Stiftszeichen an der linken Brust.

Nr.	Namen der Stiftungen	Stiftungs- Jahr	Stiftungs- Begründer	Bestimmung für	Erfordernisse der Candidatur	Prä- Zahl
6	Adel. weltl. Frauen-Stift zu Graz.	1785 Statut. de eod.	Kaiser Joseph II.	Unbemittelte Frln. des Herrn- oder Ritterstandes.	Ahnen-Probe auf 2 Großväter und 2 Großmütter adeliger Abstammung. Landmannschaft nicht nötig. Arm, sittlich, Alter von 15—40 Jahren.	derzeit 7
7	K. k. Kärntnerisches Fräuleinstift.	1791 Statut. 1804	Kaiser Leopold II.	mittell. Töchter kärntn. Landstände od. um Kärnten verdienter adel. höh. Civil- od. Militär-Staatsdiener.	Aus Nebenstehendem ersichtlich; Unbescholtenheit, Alter von mindestens 15 J.	21
8	K. k. adel. weltl. Fräuleinstift in Krain.	1791 Statut. 1792	detto.	arme Töchter krainischer Landstände od. adel., um Krain verdienter höh. Beamte od. Offiziere.	Aus Nebenstehendem ersichtlich.	15
9	Adelige Fräuleinstiftung in Görz.	1786 Statut. 1798	Kaiser Joseph II.	arme Fräulein aus Görzer Landständischen ct. doch adeligen, im Lande wohnenden Familien.	Landstandschaft oder Adel und Verdienste der in höh. Civil- oder Militärdienste stehender Väter. Armuth, Sittlichkeit. Alter von mindest. 18 Jahren	20
	Haller Fräuleinstift I. Tyroler-Abth. 1. Fräulein-Präbenden.	1783 Statut. 1735	detto.	arme Fräulein des Tyroleradels.	Tyroler-Landmannschaft und höherer Dienstrang (mindestens 8. Kl.) des Vaters im Civil oder Militär. *) Sittlich, arm, mindestens 18 J., Zuständigkeit nach Tyrol.	44
10	2. Versorgungs-Stipendien.	1802	Kaiser Franz II.	arme Töchter minderer ob adeliger ob bürgerl. Beamten in Tyrol.	Civildienst des Vaters. Sittlich, arm, erwerbsunfähig, mindestens 24 Jahre alt, Zuständigkeit nach Tyrol.	15
	II. allgemein. erbl. Abth. 1. Fräulein-Präbenden.	wie I. 1.	Kaiser Joseph II.	arme Fräulein nicht tyrolischer höh. adel. Beamten od. Offiziere.	Adel und mindestens 8. Rangsklasse des Vaters. Sonst wie Tyrol.	32
	2. Versorgungsstip. *)	1802	Kaiser Franz II.	arme Töchter minderer, ob adel. ob bürgl. Beamten außerhalb Tyrols.	Wie in der Tyroler-Abtheilung mit Ausnahme der Tyroler Zuständigkeit.	15
	III. allgemeine Fräulein-Präbenden	1875	ein ungenannt bleib. Privatmann	arme Töchter verstorb. höh. Beamter	ohne Unterschied der Zuständigkeit, sonst wie II. 1.	3
11	Gräfl. Wolkenstein'sches Damenstift in Innsbruck.	1859 Statut. de eod.	Theres. Grf. Wolkenstein geborne von Thurnau.	arme Witwen od. Waisen des 1. u. 2. Adelsst. bes. aus den Fam. Thurnau u. Wolkenstein.	Aus Nebenstehendem ersichtlich.	5 Residenz- 5 Extern-damen
12	Gräfl. Herberstein'sche Fräulein-Stiftung.	1720	Kath. Grfin. Herberstein geb. Freiin v. Werthenau.	für arme Fräulein des n.-ö. Herrnstandes	Direkte Abstammung von einem nied.-österr. Herrnstands-Mitglied, arm, verwaist.	24

benden Betrag pr. Jahr	Durchschnitts-Zahl der Vorgemerkten	Verleihung durch	Anmerkungen
525 fl.	?	Se. Maj. der Kaiser über Vorschlag des Statthalters in Grätz, der die Vormerkung führt, und des Ministers des Innern.	Die Stiftsfräulein leben im Stifte, haben den Rang nach den Kammerherrn-Frauen u. tragen die Stiftsdecoration am breiten ponceaurothen Bande.
420 fl.	?	Se. Maj. der Kaiser über Vorschlag des Kärntner Landes-Ausschusses u. des Ministers des Innern,	Die Stiftsfräulein bekommen die Präbende auf die Hand, haben den Rang nach den Kammerherrn-Frauen und tragen die Decoration am breiten orangefarbigen schwarzberänderten Bande.
210 fl.	?	Se. Maj. d. Kaiser üb. Vorschlag des krain. Landes-Ausschuss. u. des Ministers des Innern.	detto, jedoch Bandfarbe blaßroth.
315 fl.	?	Se. Maj. d. Kaiser auf Vorschlag d. Görzer Landes-Ausschusses u. des Ministers des Innern.	detto, jedoch Bandfarbe roth mit weißem Mittelstreifen.
420 fl.	30—40	Se. Maj. der Kaiser über Vorschlag des Statthalters, der die Vormerkung führt und des Ministers des Innern.	Außerdem bestehen in beiden Abtheilungen noch Erziehungs-Stipendien à 105 fl. für Töchter minderer Beamten im Alter von 8—14 Jahren, beziehbar bis zum 22; selbe beruhen nicht auf der ursprünglichen Stiftung, sondern auf den bis 1802 erzielten Ueberschüssen. Alle Präbendistinnen bekommen die Präbende auf die Hand, jene der Abtheil. I. 1., II. 1. u. III. haben den Rang nach den Kammerherrn-Frauen und tragen die Stiftsdecoration am breiten weißberänderten, schwarzen Bande.
210 fl.	?		
420 fl.	ca. 200, wovon ca. 150 Offic.-Töchter, 50 Beamt.-Töchter	Se. Maj. der Kaiser über Vorschlag des Ministers des Innern, der die Vormerkung führt.	
210 fl.	circa 100		
420 fl.	hier gelten d. Civil-Norm. von I. u. II.	wie II.	
630 fl. 450 fl.	?	Ihre Maj. d. Kaiserin über Vorschlag des Statthalters u. des Ministers des Innern.	Ohne Rangvorrecht; die Damen tragen die Stiftsdecoration mit weiß und rothem Bande an der Achsel.
210 fl.	?	Das Obersthofmarschallamt hat das Recht der Bestätigung der von den Stiftungs-Administr. präsentirten Stiftlinge.	Ohne Rangvorrecht und Decoration.

Die Angelfischerei um Wien.

Von J. Pfundheller.

I. Positive und relative Standpunkte.

Der Fischfang mit der Angel in Flüssen und Teichen ist eine Kunst aus den ältesten Zeiten.

Damals ein Ernährungszweig uncivilisirter Völker*) und in primitivster Weise geübt, bildet die Angelfischerei gegenwärtig zwar auch noch einen Theil des Fischergewerbes, wird aber wie das Waidwerk vorzugsweise als Vergnügen und mit weit verbesserten Hilfsmitteln betrieben.

Solches ist insbesonders in England der Fall, wo das Angeln sich allgemein eingebürgert hat und schon zur Zeit der Reformation durch die Geistlichen in Aufschwung gekommen sein soll, nachdem die Jagd und Falkenbeize ihnen untersagt worden war. Indeß erschien die Angelfischerei dortlands schon durch viele Verordnungen des Königs Eduard I. geschützt und freigegeben.

Auch in Frankreich und in Schweden zählt diese Kunst längst zu den Unterhaltungen der höheren Stände; viel später fand sie in Deutschland Eingang. Bei uns kann von ihr nur gesagt werden: „Sie erinnere an ein vernachlässigtes Kind, das Vieles nachholen müsse“; — wiewohl die Angelfischerei sogar dem Waidwerke an Reiz und Anregung nicht nachsteht und nebenbei das prikelnde Gefühl der Ungewißheit und der Erwartung auf sich wirken läßt.

Dem Jäger muß das Wild vor das Rohr, aus welchem der tödtliche Schuß auf dasselbe fallen soll, — dem Angler verbirgt eine un-

*) Schon Dr. Ferdinand Stamm erwähnt in seinem vortrefflichen Werke: Die Geschichte der Arbeit der Fischervölker, welche die Wanderzüge der Hirtenvölker auf den Wasserstraßen überholten und aus denen dann der heutige, den Erdball beherrschende Schiffer hervorging.

durchsichtige Wasserfläche den Fisch, dem er mit dem Eifer des Waidmannes nachspürt. Nun läßt wohl Scharfsinn den sich nähernden Schwimmer errathen, allein Größe und Gattung werden bis zu dem Momente, wo der Angelhacken festsitzt, ein Geheimniß bleiben. Welcher Reiz für eine lebhafte Phantasie!

Wer dazu noch balsamische Luft einathmen will, wen grüne Grüfte anheimeln, die sich im Wasser wiederspiegeln, wer vor kleinen, der Gesundheit zuträglichen Strapatzen in Gottes Natur nicht zurückschreckt, wer nach innerer Sammlung verlangt, der schwöre, ohne sich lange zu besinnen, zur Fahne der Angelfischerei. Hat er erst nur ein paar Jahre abgedient, wird er sehnsüchtig die Zeit herbeiwünschen für neue Begegnungen mit Friedfischen und Raubfischen.

Wie zauberisch schön ist beispielsweise der Herbstmorgen an einem Rohrteiche, bescheint und belebt die Sonne, den zusammengeballten Nebel verdrängend, diese Abgeschiedenheit und überstreut sie Busch und Gräser mit Perlen und Demanten.

Vollzieht sich dieser wundervolle Uebergang, trilliren dazu gefiederte Sänger ihr Morgenlied, dann beginnt es auch am Rohrteiche zu rumoren.

Käfer sumsen, die Libelle tänzelt von Rohr zu Rohr, grüne und gelbbraune Frösche tragen ihre klugen Augen in den Tag hinein, der ihnen ihre Atzung in Gestalt von Mücken und Fliegen zuführt. Dort aber, auf dem bläulichen oder smaragdgrünen Wasserspiegel sonnen sich arglos kleine Fische, bis ein Räuber unter sie fährt und demonstrirt, daß auch in ihrem Reiche der Stärkere das Befugniß habe, den Schwächeren zu verspeisen. Das Rohrhuhn verläßt sein Versteck und wie dieses, kommen mit aller Vorsicht die kleine Duck-Ente und dann ihre, oft prachtvoll gefiederte Schwester, die Stock-Ente, einzeln oder in Gesellschaft, zum Vorscheine. Oben aber in der Aetherregion wird ein Punkt größer und größer. Es ist ein mächtiger Geier; enger und enger zieht er den Kreis, bis er pfeilschnell in die Tiefe stößt und seine Fänge in den erhaschten Raub einschlagen.

Zu solcher Stunde begegnest Du an solchem Orte dem echten und rechten Angelfischer. Er hat längst das warme Bett verlassen und steht hier vor Dir in vollster Ausrüstung als eifriger Streiter gegen die verschiedenen Flossengeschlechter.

Das Merkwürdigste dabei ist, daß seinem eröffneten Feldzuge weder Conferenzen, noch Manifeste, mit irgend welcher Berufung auf eine

civilisatorische Mission oder an andere Allotria vorausgegangen sind, er auch den, manchmal recht unglücklichen Beirath eines diplomatischen Generals entbehrt und im besten Falle nur mit dem Forstbeamten der Gegend, oder mit dem Eigenthümer des Fischwassers gewisse Vereinbarungen trifft, in Folge derer für jene Persönlichkeiten eine blanke Abfertigung abfallen wird. Haben sich diese Verhandlungen zu gegenseitiger Zufriedenheit abgewickelt, sieht man unsern Angelfischer in gehobener Stimmung an sein Geschäft gehen, Alles wohlüberdenkend und mit Bedacht vorbereitend.

Nun werden die Theile der Angelruthe aneinandergepaßt, die, wi sie vor drei oder vier Decenien höchst einfach und mitunter schwerfällig für den Gebrauch construirt war, nun nebst mancher Verbesserung auch eine gewisse Eleganz zur Schau trägt. — Ebenso wird die Schnur von Seide oder aus Hanf mit dem feinen Angelhacken versehen, — erhalten Federkiel oder Korkstoppel die der Wassertiefe entsprechende Senkung und gelangt der Köder: Fliege, Wurm oder Fischlein an den Hacken.

Ist dieses Verschiedene bewerkstelligt, kömmt die Reihe an des Mannes Wurfschnüre. Ihre Bestimmung ist, an solche Punkte hinauszufliegen, die mit der Angelruthe nicht zu erreichen sind.

Fiel nun die Aufstellung sämmtlicher Fangwerkzeuge regelrecht und nach Wunsch aus, wird der Höchstcommandirende dieser Artillerie eine geeignete Stelle wählen, welche ihn alle Vorkommenheiten überschauen und beurtheilen läßt.

Seinem Auge wird nichts entgehen und er schon aus der Zuckung des einen oder andern Korkstoppels auf den Fisch schließen, der an dem Köder sich bemerkbar macht, sei es aus wähliger Genäschigkeit oder durch Fraßgierde getrieben.

Was sich dann aber auch vollziehen wird, wären es die Erfolge von Fangverständigkeit oder Mißgeschicke, veranlaßt durch Zufall oder Selbstverschulden, so wird man Beides von der Stirne des abrüstenden Angelfischers leicht herablesen, weil ihm, der niemals in Gesellschaft oder Verkehr von Officiellen oder Officiösen gewesen, die Verstellungskünste und das Beschwichtigungsmäntelchen unbekannt sind.

Rümpfe nun nicht die Nase über den Angler, sollte er seinen Unglückstag gehabt haben und wäre er gründlich durchgefallen.

Weder gekrönte Häupter, noch Weltweise — von den Diplomaten schon gar nicht zu reden — weder Feldherren, Geldkrösuse, noch arme

Teufel bleiben von Unglückstagen und ihren Heimsuchungen verschont. Warum soll dann der Angler eine Ausnahme machen und das Resultat seines Fischganges nicht zuweilen ein recht jämmerliches sein können?

Weil das aber vorkommen kann und auch vorkommt, möge er sich vor voreiligen Dispositionen in Bezug auf jenen Fang zurückhalten, zu dem er seine Vorbereitungen trifft.

Verspreche Keinem Deinen Fisch,
Er kommt gewiß dann nicht zu Tisch'.

Diese Worte werden in hundert Fällen neunundneunzigmal Wahrheit werden und kann jener, 1877 der Welt annoncirte „Spaziergang der Russen nach Constantinopel" zur Warnung dienen, den noch leeren Fischsack schon als angefüllt zu taxiren.

Soviel über die Angelfischerei im allgemeinen.

Als Kunst will sie gründlich verstanden sein und ist Derjenige, der mit dem Fischstocke in der Hand am Wasser steht, beileibe noch kein Angelfischer. Wer es aber werden will, der muß sich mit der Naturgeschichte der Fische wohl vertraut machen, muß die Einflüße des Wetters auf sie, muß Oertlichkeitsverhältnisse und noch manches Andere in den Calcul seines Vorhabens am Wasser ziehen, wobei die Praxis und ein feiner Unterscheidungssinn vollends den Ausschlag geben werden.

Zur Erholung sei diese Kunst dem älteren Mann, verfügt er über freie Zeit und mäßige Geldmittel, bestens empfohlen, dagegen sind jüngere Leute von ihr fern zu halten. Nicht allein, weil durch den Betrieb derselben viele, für die geistige Ausbildung und den anzustrebenden Lebensberuf zu verwendende Stunden verloren gehen würden, sondern hauptsächlich, weil diese anscheinend harmlose Unterhaltung zu einer verderblichen und außerordentlich mächtigen Leidenschaft werden kann.

Dasselbe gilt gegenüber dem Gewerbsmann und Demjenigen, dessen Lebensunterhalt von einem, an die Stunden des Tages gebundenen Erwerbe abhängt. Es fehlt nicht an Beispielen, daß die „Lorelei des Weihers" Jenem, welcher die lohnende Arbeit zurückließ, als Abschluß seiner Irrfahrten auf ihrem Gebiete den Bettelstab in die Hand gedrückt hat.

Der Schriftsteller Andreas Schuhmacher, der sich in seinen jüngeren Jahren öfters in den Bächen um Lanzendorf mit der Kleinfischerei unterhielt, pflegte zu sagen: „Wer niemals angelt, ist ein so großer Thor, als der, welcher Tag und Nacht am Wasser zubringt. Im ver-

bissenen' Angelfischer spiegelt sich jener Geist des Menschen ab, der ruhelos dem nachjagt, was er haben will, weil er es eben nicht hat. Nun ist des Einen Steckenpferd der Besitz größter Macht, des Andern Reichthum; ein Dritter will der Ausfluß aller Weisheit sein, ein Vierter die Welt auf den Kopf stellen können und also möchte der nimmersatte Angler dem Wasser auch nicht einen Fisch lassen. Das Angelfischen empfiehlt sich als Erholung, als Calmirungsmittel für den Ruhe bedürfenden Geist, aber es kommt auch vor, daß dieser Zeitvertreib zur Narrheit ausschlägt."

II. Fisch und Angler.

Vor manchen Jahren durfte der alte Danubius sein Spiel mit Wien unbehelligt treiben, weil er die Behörde des Wasserbaues zu einem Freunde hatte, der nachsichtig war und Schlimmes durch die Finger sah; heute ist er jedoch nicht mehr der autokrate Beherrscher der Situation. Das Wort seiner Anrainer ist zur Geltung gekommen und bekäme er ja wieder einen Anfall seiner ureigenen Unmanierlichkeit, werden auch seine Bändiger in der Person bestrenommirter Doctoren der Wasserbau-Gelehrsamkeit bei der Hand sein, um den Störefried zur Raison zu bringen. Mit der Zähmung des Donaustromes gelangten auch dessen Seitenarme, Durchlässe, Gräben, Rohrteiche und Tümpel, stets gefüllt mit friedlichem und räuberischem Flossengethier, an ihr seliges Ende.

Wo aber das Element für den Fisch fehlt, hat auch der Angler seine Rolle ausgespielt. Spricht man nun mit Einem von der alten Garde dieser Gilde über den Niedergang der Angelfischerei um Wien, weist er auf drei Epochen hin, innerhalb welchen sich derselbe allmälig vollzog.

Die erste Epoche fällt in die Zeit, wo die Dampfschifffahrt sich auf der Donau etablirt. Es warf der starke Wellenschlag ihrer Boote die Fischbrut in großer Menge an das Ufer, wo sie verdarb und es säuberte ihre Hand das Strombett von mächtigen Baumstämmen und Klötzen, die an seiner Sohle hafteten und die Schifffahrt gefährdeten. Dadurch kamen viele und große Fische um ihre Standplätze, die sie so sehr lieben und ohne welche kein Verbleiben für sie ist.

Die zweite Epoche begann mit dem Bau des Schienenstranges der Kaiser Ferdinands-Nordbahn in den vom Gerinne des Kaiser-

wassers *) durchfurcht gewesenen Auen von „Zwischenbrücken," deren ebenfalls sehr fischreiche Tümpel und Gräben theils zugeschüttet wurden, theils, ihres Zuflußes beraubt, sich in Grasflächen verwandelten, aus denen die Rufte und Silberpappel emporstieg.

Den letzten und empfindlichsten Hauptschlag that die Donau-Regulirungs-Commission, die, wie sie bei Nußdorf dem Hauptstrome ein neues Bett aufzwang, als Consequenz ihrer Aufgabe allen seinen Nebenadern den Fortbestand wehrte. Aber gerade sie waren für den Angler ein Schatzkästlein gewesen, dem er die verschiedensten und herrlichsten Fisch-Exemplare entnahm.

Im allgemeinen gibt es nun für die Werkthätigkeit des Angelfischers in Wien zwei Richtungen.

Ihn beschäftigt entweder das Fischen am Grunde oder er debutirt als Fliegen- oder Wurmfischer mit jener Angelruthe, deren Telegraph der Federkiel oder Korkstoppel ist.

Ersteres findet seine Anwendung auf Fische, die sich nur am Grunde halten, Letzteres für solche, welche mehr mit der Oberfläche des Wassers in Berührung kommen.

Der Grundfischer verwendet als Köder Erdwürme, Engerlinge, Käse und mit Honig vermischte geknetete Teigkugeln. Der Stoppelzeug-Angler hat außer dem Wurm und nackten Raupen auch noch auf lebende oder lebendig scheinende Insecten, wie sie in der Jahreszeit vorkommen, bedacht zu sein. Zieht er auf den Raubfischfang, muß sein kleiner Blechbehälter lebende Köderfischleins enthalten.

Vom Lande aus fischt der Grundfischer mit einer sehr langen und strammen Angelruthe, ein ausgeglühter Messingdraht vertritt die Schnur oder Leine, an einer Wage hängen am vorderen Ende zwei Vorfächer, an denen der Angelhacken festgemacht ist und ein schweres Senkblei hält Draht und Angel am Grunde. Dort soll nun der beköderte Angelhacken den Fisch zur Verspeisung anlocken. Kommt es so, so empfindet der Angelnde durch den Stock in seiner Hand einen Ruck, — es ist dann das Aviso für ihn, den bethörten Fisch anzuhauen.

Es arbeitet der Grundfischer aber auch mit einem Radstocke und es geschieht dieses, sobald er sich im „schweren" Wasser auf den Fang größerer Fische einläßt. Hiezu bedarf es aber Kahn und Anker mit

*) Ein größerer Seitenarm der Donau nächst Wien.

zwei Personen, stünde dem Einzelnen am Stromgelände nicht ein größeres Lastenschiff zur Verfügung. Vom Radstocke kann eine 20—30 Klafter lange Hanfschnur ablaufen gemacht werden, um den Köder auf entferntere Strecken in die Stromtiefe zu versenken.

Des Wurmfischers Angelruthe richtet sich in Bezug auf Länge und Stärke nach dem Gebrauche, zu dem sie dienen wird; der Raubfischfang erfordert die verläßlichste Angelruthe. Zu ihrer Erzeugung wird vorzugsweise das leichte und doch widerstandsfähige Holz der Haselnußstaude gewählt, neuestens zieht man Pfeffer- oder indisches Bambusrohr vor. Solche Stöcke sind allerdings kostspieliger, aber von bester Arbeit und dem Zwecke vorzüglich entsprechend. England hat mit ihnen den Anfang gemacht; sie haben aber auch bereits in Wien Nachahmungen gefunden, denen nichts auszustellen ist, und erzeugt der Fischzeugverfertiger und Drechslermeister Johann Grieß*) ein ausgezeichnetes und dabei billiges Fabrikat. Zugleich darf nicht unbemerkt bleiben, daß in England die Verfertigung von Angelruthen einen eigenen Industrie-Zweig bildet in welchem auch die künstliche Nachahmung von Fliegen, Käfern, Schmetterlingen, Spinnen und Fischleins für den Ködergebrauch, sodann die Erzeugung von Angelhacken aller Größen einbezogen ist. Diese Metall waaren-Fabrikation wird in Kendal und Reddi in großem Styl betrieben und hat ihre Absatzorte in aller Herren Ländern.

Unter den Angelfischern mit dem Federkiel und Korkstoppel fehlen die Specialisten nicht.

Ein solcher ist der Bachfischer, welcher nur den Krieg gegen das kleine Floßenvolk liebt; höher steht der Forellenfischer, obwohl dieser im Wiener Territorium fast keine Gelegenheit findet, von sich reden zu machen, — am höchsten der Raubfischer, welcher die Exercitien mit der Angelruthe perfect verstehen muß, denn der Hecht und seine Geschlechtsverwandten geben sich nicht geduldig gefangen.

Aber selbst in der letzten Carrière unterscheidet man zwischen dem Raubfischer im Stromwasser und seinem Collegen, dem Lackenfischer, der nur mit dem Räuber des Rohrteiches und Tümpels anbindet, weil sich ihm dort, hat er Stöcke und Schnüre ausgelegt, die Gelegenheit darbietet, mit Bequemlichkeit das Weitere abzuwarten.

Als Professor unter den Raubfischern gilt der Schillfischer, welcher durch die ganze Herbst-Saison auf diesen Edelfisch Jagd macht.

*) Bezirk Wieden, obere Wehrgasse Nr. 6.

Allerdings erfordert sein Vorhaben viel Ausdauer, erprobte Sachkenntnisse und dazu jene kalte Ruhe, die in der Fang-Action den Meister verräth.

Wer die Standorte des Schill häufiger begangen hat, weiß dann von den Mühsalen des Kletterns auf Steinanwürfen und von anderen halsbrecherischen Punkten zu erzählen und hat auch erfahren, was es sagen will, den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt, oder von einem eisig kalten Luftzuge durchschauert, stundenlang mit gehobener Angelruthe diesen scheuen listigen Fisch zu locken, auf die Gefahr hin, manchen Angelhacken einzubüßen und auch ohne Beute abziehen zu müssen.

Nun noch einige Worte über den Sonntagsfischer; darunter jedoch nicht der Mann aus dem Volke gemeint ist, dem wir sein Vergnügen vom Herzen gönnen und ihm auch hiezu alles Glück wünschen, sondern Er, der den Fischen durch seine Eleganz zu imponiren beabsichtigt.

Es ist, wie auf unserer Ringstraße, im Caffeehause, als Reiter im Nobelprater, als Strohmann auf der Jagd, immer die nämliche Figürlichkeit. Als Angelfischer erscheint er nur an besuchten Plätzen und ist sodann dieser Mann mit einer tadellosen Ledertasche ausgerüstet, die alle Gattungen Angeln, Schnüre und Fischereigeräthschaften in sich birgt. Seine Angelruthe hat schweres Geld gekostet und sind an ihr alle nur möglichen Verbesserungen und technischen Vortheile bemerkbar, obgleich dieselben für ihn spanische Dörfer sind. Seinem malerischen Anzuge fehlt weder die braune Lederkamasche noch der kühn in die Stirne gerückte feine Strohhut; seine Cigarre verbreitet den feinsten Geruch um sich. Ihn begleiten entweder Damen, die seine Kunstfertigkeit bewundern sollen, oder es ist seine Gesellschaft ein Hund, auffallend durch Farbe und Größe.

Allein, sobald er an sein Tagwerk geht, zeigt sich, daß dieser geschwätzige Prahler, welcher alle erdenklichen Fische schon gefangen haben will, von dem Geschäfte gar nichts versteht. Er bringt seinen Angelhacken mit möglichstem Geräusche in die Tiefe, verscheucht alle Fische aus seiner Nähe und beißt dann ja einer an, purzelt der halb aus dem Wässer Gezogene sicher wieder in dasselbe zurück.

Wenden wir uns von dem Angelfischer seinen Fischen in Wien's Donaugebiete zu.

An Friedfischen kommen vor: Der Alt (auch Aitel), die Brachse, die Barbe (ein Hauptfang des Grundfischers), der Gräsling, der Gängling (auch Gangl), der Gareis, der Hasel, der Karpf, der Lauben, der

Nerfling, die Nase oder Näsling, die Pfrille, das Rothauge, die Rothfeder, die Schleihe, der Schlambeißer (auch Bißgurre; in ein Glas gesetzt ist dieser Fisch ein vorzüglicher Wetteranzeiger), der Schleimling (auch Schratz) und der Weißfisch.

Von ihnen sind Einige, als: die Barbe, die Brachse, der Gängling, Nerfling nur im fließenden Wasser anzutreffen, während Andere wie der Gareis, das Rothauge, die Rothfeder, die Schleihe und der Schleimbeißer die Hauptbewohner eines Tümpels oder Rohrteichs sind. Auch die Karpfe ziehen jene Wassergrüfte vor, aus deren Tiefe ein Wald von Graspflanzen an die Oberfläche dringt und wo die breitblätterige Wasserlilie trauliche Verstecke schafft.

Von Raubfischen hat man zu verzeichnen: den Barsch, diesen Wolf der Fische, der über Alle herfällt, sodann den freßgierigen Hecht, den Huchen, die Rutte, den Schied, als Fischverjager dem Angler ein Dorn im Auge, den edlen Schill und als Leviathan der oberen Donau, den ungestaltigen Scharn (auch Schaid oder Wels). Unter diesen Feinden und Vertilgern der Friedfische oft in Massen übersiedeln Barsch und Hecht bei Hochwässern gern in Tümpel, tiefere Gräben und Rohrteiche, weil dort ihre Freßlust die reichste Befriedigung findet. *)

In den Bächen um Wien spielen kleine Alte, Gräslinge, Grundeln und das Rothauge die Hauptrolle.

Die Saison für den Angler auf Friedfische beginnt einschließlich der Grundfischerei im Mai und dauert bis in den Herbst hinein; der Raubfischfang beginnt im August und der eifrige Angelfischer weiß ihn bis zur Zeit der Eisbildung auszunützen.

Nach dieser Mannigfaltigkeit von Fischen im Donaustrome sollte man meinen, es müsse für den geübten Angelfischer gar keine Schwierigkeit haben, sich den Fischsack anzufüllen. Dem ist aber nicht mehr so und heute muß er im Wiener-Gebiete zufrieden sein, gelingt es ihm, in Tagen und Wochen nur einen halb respectablen Fisch aus dem Wasser zu ziehen. Tempora mutantur!

---

*) So fing ich vor manchen Jahren in der Nähe des Lusthauses im k. k. Prater, beim sogenannten „Pratereck“ an einem Octobertage um 2 Uhr Nachmittags einen Huchen auf der Angel, der über 16 Pfunde wog und fanden sich in seinem Magen 32 kleine, noch ganz frische Fischleins nebst einem vielleicht ¾ Pfund schweren verhalbdauten Hecht vor.

Wie aber die Situation im allgemeinen gewesen, als der Wiener Angelfischer noch vor vollen Fischtöpfen saß, werden wir aus dem Munde Eines hören, der seinen Tausenden und Tausenden von Fischen, welche er an das Trockene gesetzt, bereits nachgefolgt ist, als Angler par excellence von Keinem übertroffen ward, und, wie figürlich, so auch durch seine Vorliebe für Abgeschiedenheit und die Wildniß im Rohrwalde, annäherungsweise an Cooper's Natty Bumppo, den Pfadfinder im amerikanischen Urwalde erinnert.

Insofern hat er auf das Epitheton „Pfadfinder im Wiener Donau-Gebiete" vollen Anspruch, als kein Fischer und kein Jäger stromaufwärts bis Tulln und abwärts bis Preßburg über, in den Auen verborgene Stillwässer so genauen Bescheid geben konnte, wie eben er.

Sich auf seinen Begehungen gleich dem amerikanischen Namensvetter in Kämpfe mit wilden Indianerstämmen einlassen zu müssen, ward ihm zwar nicht auferlegt, dafür hatte er manchen Strauß mit neidigen Gewerbsfischern zu bestehen, die ihm das Recht des Angelns streitig machten, mit übereifrigen Jägern, die in ihm einen Feind ihrer Gehege witterten und auch manchmal mit jenem Strolch, den das Augebiet so wenig entrathet, als die Großstadt und dem bei zufälliger Begegnung mit Einzelnen, die keinem Herkules gleichschauen, noch abgerissen sind, wie er selbst, dann das Lied im Ohre summt:

Ein freies Leben führen wir, — —
Der Wald ist unser Nachtquartier.

und diese Reminiscenz darnach bewerkstelligt, daß energische Worte fallen und auch ein Knüttel in Bewegung geräth.

Zum besseren Verständnisse der eingeführten Persönlichkeit sei bemerkt, daß der österreichische Natty Bumppo der Sohn eines Krämers bei Floridsdorf war und dem Vater, der zu Zeiten den Angelstock zur Hand nahm, die Anfänge seiner Fangverständigkeit abgelauscht hatte; ein anderer Lehrmeister für ihn war seines Vaters Bruder gewesen, ein Gewerbsfischer in dem historischen Dorfe Aspern. Was aber dem Vater als harmloser Zeitvertreib gegolten, wurde beim Sohn zur großen Leidenschaft.

Nach des Vaters Tode verkaufte er Geschäft und Haus unter Vorbehalt eines Stübchens für sich und was der Erlös an Zinsen abwarf, davon lebte er bescheiden und als unabhängiger Mann. Jeden März

nahm er seine Angelzüge auf und stellte sie erst ein, wenn Kälte und Sturm ein Verweilen am Wasser unmöglich machten. Dann winterte er sich ein, besserte an dem Fischgeräthe oder stellte neues her, schrieb in seinem Tagebuche ein, beobachtete bei zulässigem Wetter den Wasserstand, die Eisbildung, den Flug der Wildgänse und andere Erscheinungen, die für den Angler ein besonderes Interesse haben.

III. Der Philosoph am Wasser.

Der Zufall fügte es, daß ich zur Zeit, wo für das neue Strombett der Donau nächst der großen Tabor-Brücke die Erdaushebung schon vieler Menschen Hände beschäftigte, mit dem eigenthümlichen Mann, den Groß und Klein den alten Lommer nannte, an den Gewässern der Insel Lobau zusammentraf.

Er saß an einem Vorsprunge, wo das Wasser eine besondere Tiefe hatte, sein Korkstoppel stand unbeweglich in dem Gerinne, sein Fischsack wies keine Trophäen auf. Er selbst schien verdrießlich und hatte für meinen Gruß nur eine kurze Entgegnung. Weil ich müde war und mein Köderfischlein trotz seiner Präsentation an sehr verlockenden Schill-Plätzen nirgends Annahme fand, legte ich meinen Stock nach dem Brauche eines anständigen Fischers in respectabler Entfernung neben den seinen ein.

Sodann eröffnete ich das Gespräch mit der Klage, es sei einmal wieder einer jener unbegreiflichen Tage, wo bei ganz günstiger Witterung kein Fisch anbeißen möge.

Herr Lommer trieb verschiedene starke Wolken aus seiner Pfeife, endlich sagte er: „Keiner von uns wird heute hier einen Fisch fangen."

„Und warum nicht?" fragte ich.

„Weil wir unterließen, unsere Augen nach allen Richtungen offen zu halten. Ihnen ist wie mir entgangen, daß im Wasser stellenweise Graswerk und Rohr entfernt wurde, um mit einem Garne ziehen zu können. Die Asperner Fischer haben sich sicherlich nicht bemüht, wegen einigen Fischen an Wurzeln und Baumstöcken ihr Zeug zu riskiren. Hier wirthschafteten unverständige Leute; um ihren Fang beneide ich sie keineswegs, aber uns haben sie Schill und Hecht verjagt."

„Versuchen wir unser Glück in der großen Donau."

„Ginge es an", wendete er ein, „wir hätten uns dann nicht hier gesehen. Die Donau ist stark im Steigen, dazu ihr Wasser trübe und dick. Es müssen in der obern Gegend starke Regen gefallen sein."

„Was dann aber?"

„Sie müssen sich entweder hier für den Zufall oder für die Heimkehr entscheiden."

„Ich werde mich nach Ihnen richten."

„Dann haben Sie Geduld für lange Stunden. Um uns aber die Zeit zu verkürzen, will ich Ihnen erzählen, wie es um Wien mit der Angelfischerei stand, als ich noch ein junger Mensch war. Wie gar Vieles hat sich da geändert, nicht zur Freude des Anglers, noch zu seinem Vortheile.

Ich habe die ganze Strecke des Donau-Durchstichs abgegangen und darnach ich überdachte, was ich gesehen, sagte ich mir: Das neue Wien baut sich da eine neue Wasserstraße. Sie gereicht, wie der Kaiserstadt zu Ruhm und Ehre, so auch dem ganzen Lande zu allergrößtem Nutzen; jeder Vernünftige muß das einsehen. Leider wird Einem durch dieses Werk, auf welches wir Oesterreicher für alle Zeiten stolz sein dürfen, schlecht mitgespielt und dieser Eine ist der Angelfischer.

Sie wissen so gut als ich, daß die besten Angelplätze nicht an der großen Donau, sondern an ihren Nebenarmen liegen. Die zu verbauen und trocken zu legen, gehört aber zu den Aufgaben der Regulirung des Hauptstromes. Dadurch aber werden unsere letzten Positionen verloren, so gegenüber von Nußdorf die fischreiche schwarze Lacke, — bei Florisdorf die Wässer des Mühlschüttel, — an der großen Brücke, wo ebenfalls die Donau abgebaut wird, unsere Standorte auf große Raubfische, — endlich das Kaiserwasser, so weit es reicht und mit ihm insbesonders die Fischerei auf den Karpf an den Jochen der Brücke vor Zwischenbrücken.*)

Dasselbe steht im Prater bevor. Dort werden durch Schutzdämme das todte Meer**), der Bärschlingbach in der Kriau, ein Lieblingsort des Lackenfischers, das Heustadlwasser und jenes an dem Lusthause ihres Zuflusses beraubt und der Versumpfung überliefert.

Was aber in der Nähe droht, bleibt auch weiter hinaus nicht geschenkt. Die Fischwässer Aspern's, in der Lobau und in Stadlau, wie am Ufer gegenüber die Gräben und Tümpel in Kaiser-Ebers-

---

*) Die zweite Donaubrücke.

**) Ein tiefer Tümpel rechts an der Straße, die zu den Kaisermühlen führte, und dem Angler wegen seiner Hechte bestbekannt.

dorf, die Rohrteiche und Aulacken von Mannswörth und Fischamend kommen durch die Regulirung um ihre Speisung von den Hochwässern.

Wohin dann mit dem Angelstocke?

Ach, ich denke mit Freude und Wehmuth jener Tage, wo das Angeln noch ein harmloses Vergnügen der ärmeren Leute war und die, welche ein paar Fische in ihren Kochtopf haben wollten, gar nicht weit zu gehen brauchten; freilich war damals der Schub auf der Kegelbudel noch nicht in sie gefahren.

Die nun, welchen die Donau aus der Hand lag, oder passionirte Kleinfischer waren, nahmen die Bäche um Wien, den Liesingbach, den von Schwechat, oder die Tümpel des Wienflußes um Hütteldorf und den Wiener Neustädter-Canal in Beschlag. Die Landstraße angelte im Prater, die vom Rennwege ebenfalls oder sie zogen über Simmering an den untern Theil des Donau-Canals. Die Leopoldstädter angelten gern an der ersten Donaubrücke*), so lang diese bestand, und später in den Zwischenbrückner Rohrteichen, im Schnitzlerwasser oder sie fanden durch Gestrüpp und Sumpfgras den Weg in die America-Lacke, wo es Bärschlinge in Hülle und Fülle und von allen Größen gab. Die jungen Leute der innern Stadt hatten ihre verschämten Plätze beim Ausfluße der Wien in den Donaucanal, wo der Fang auf Lauben und Weißfische florirte. Die Wasserleute der Rossau, unter den Weißgärbern und von Erdberg handtirten mit dem Setznetze (Taubel), angelten sie, geschah es mehr mit dem Grundzeuge, als mit dem Schwemmer.

Wie manchen Abend der Woche oder an Sonntagen kam ich an diesen verschiedenen Angelplätzen vorüber. Da saß Jung und Alt, unter ihnen Familienhäupter mit dem gesammten Nachwuchse. Der Eine schaute ernst und bedächtig drein, wie der Arzt vor dem Patienten; der Andere machte ein verklärtes Gesicht, weil Fisch auf Fisch an seiner Angel zappelte. Und wie einfach, ja oft armselig war die Ausrüstung dieser Leute im Vergleiche zu den heutigen Angelruthen, schon um deretwillen man meinen möchte, jeder Fisch müsse sich ein Vergnügen machen, an ihnen zu hangen.

Wenige Schritte hinter der zweiten Brücke und abwärts der Fahrstraße stand ein hölzenes Haus mit einem kleinen Garten. Es war die

---

*) Im Volksmunde: „schlampete Brücke.“

Gastwirthschaft des Schlepitzky, wo die Angelfischer zusammen kamen, war für sie Feierabend.

Dort wurde gegessen, getrunken, geraucht und auch aus des Wirths Sandauer Dose geschnupft.

Der Schlepitzky war kein Wirth, der sich hätte in Wien ein Zinshaus bauen können, wenn sein Herz auch darnach verlangt hätte. Er schänkte wohlfeiles Bier, Naturwein, das Seitel zu sechs bis acht Kreuzer Schein-Geld, bediente mit Butter, Käse, Wurst, und wenn es verlangt wurde, auch mit Rostbraten, davon die Portion zwanzig Kreuzer kostete, denn er war ja der Concurrent des uralten, in seiner Nachbarschaft gelegenen „Rehböckl."

Oftmals saßen die Angelfischer beim Schlepitzky bis in die Nacht hinein, besprachen ihr gehabtes Glück oder Pech*) und logen sich auch fürchterlich an, da unter ihnen die größten Aufschneider vorkommen.

Das war die Zeit, wo die Angelfischerei bei uns florirte; allein vorbei ist vorbei und an dem heutigen Herrn mit dem Fischstocke, vor dem Wirth und Gewerbfischer die Mütze ziehen, ist zwar alles fein, — er, sein Anzug und sein Angelzeug, nur sind die Fische auch fein geworden und machen ihm viel Kopfzerbrechen."

Es spielte bei diesen Worten ein ironisches Lächeln um seine Mundwinkel.

„Ich habe", schloß des Mannes Auseinandersetzung, „irgendwo gelesen, daß in America die Wilden nach beendetem Kriege stets ein Beil in der Erde vergraben. Die Zeit wird bald da sein, wo wir ihnen das mit dem Fischstocke nachmachen können, wollen wir nicht etwa den Fischen mit dem Dampfwagen nachjagen. Allein selbst Solche, denen ihr Geldbeutel erlaubt, ihr Zeug in der March, Leitha, Traisen oder in der Thaya einzulegen, werden des verlornen Fischreichthums der Donau gedenken.

Erinnern Sie sich noch aus den letzten Fünfziger Jahren an unser Glück in einem Ausstande der Leitha? Brachten wir zwei Menschen nicht damals in kaum acht Stunden zweiundsechzig Hechte mit der Angel auf? Erzählen Sie heute Einem davon, der sich auf den Angelfang versteht und er wird antworten: Mir wollen Sie diesen Bären anbinden? — Sonach, wie ging's uns im Sarasdorfer Rohrteiche?

*) Der Volksausdruck für „Unglück."

Kamen dort nicht Hechte zum Vorscheine, welche die Stärke unserer Angelschnüre ganz ordentlich auf die Probe stellten? Sie, lieber Herr, nannten damals einen jeden jener monströsen Kerle, die durch ihre Sprünge das ganze Wasser in Aufruhr brachten, einen Menzikoff, wie Sie angaben, zur Erinnerung an einen Diplomaten in Konstantinopel, der vor Ausbruch des Krimkrieges vor dem Sultane spectaculirt habe, wie unsere angehackten Fische. Seitdem aber ist die Leitha regulirt, der prächtige Rohrteich bei Sarasdorf eine armselige Lacke geworden und die Flußregulirung klopft auch schon bei der March an. Wissen Sie, wie ich mir des Wiener Angelfischers Zukunft denke? Der, welcher sagen kann: Wir können's thun, wird sich auf den Forellenfang verlegen und in Ober-Oesterreich, Steiermark und Tyrol kein Bacherl und keinen See ungeschoren lassen. Wer aber daheim bleiben muß und nicht den besonders unglücklichen Gedanken haben sollte, irgend ein verborgenes Fischwasser für schweres Geld zu pachten, um sich darnach von Verpachter und Anrainern die Fische stehlen zu lassen, der hat in der Donau nur noch die Aussicht, mit einigem Erfolge das Fischen auf dem Grunde betreiben zu können. Indeß ist der Grundfischer, der immer nur nach einem Ruck am Arme Arbeit bekömmt, ohne die Qualität seines Fanges beurtheilen zu können, und welcher anstatt des erhofften Fisches ein Holzstück, Stroh oder andere der Angel zugerannte Dinge an das Tageslicht bringen kann, ein armseliger Gesell und erinnert mich an jenen Arbeiter der Fabrik oder Werkstatt, der das Jahr hindurch immer die nämliche Arbeit verrichtet. Würde der Grundfischer bei seinem Geschäfte auch einschlafen, es hätte nicht viel sagen, indeß der, dessen Schnur den Korkstoppel trägt, nicht genug Augen haben kann und den Kopf schon gar nicht verlieren darf. Am schlimmsten kommt, je weiter die Regulirung der Donau greift, der Raubfischer weg und er ist doch, wenn Sie mich vielleicht deßhalb auslachen, der Cavalier unter den Angelfischern. Seine Hand bleibt stets rein, weil er mit dem, nicht zu appetitlichen ‚Wurmköder' nichts zu schaffen hat und dann sind es stets Edelfische, mit denen er anbindet. Ich habe mir überhaupt angewöhnt, den Werth des Angelfischers nach seinem Benehmen zu beurtheilen und ging selten fehl.

Sitzt er lieber im Wirthshause als am Wasser, ist er meistens ein Bruder Liederlich. Nimmt er aber den Mund voll und hat er an Jedem und für Jedes eine Ausstellung, ist's mit seiner Kunst gar nicht weit

her. Reißt er, wenn er abrüstet, sein Köderfischlein erbarmungslos vom Angelhacken, anstatt dasselbe, wäre es noch frisch, bedachtsam abzulösen und ihm die Freiheit zu schenken, steht ein roher Mensch vor mir, für den die Worte: ‚Erbarme Dich des Thieres‘, vergeblich gesprochen wurden. Nur der ist ein echter und rechter Angelfischer, der still und bescheiden an sein Tagwerk geht und es betreibt ohne Neid und auch ohne Streit. Aber was hat dort Ihr Stoppel?"

Wir eilten hin, wo ich eingelegt hatte. Korkstoppel und Angelschnur machten im Halbbogen eine langsame Bewegung; ein paarmal tunkte der Kork unter, kam aber ebenso schnell wieder in die Höhe.

„Ein Bärschling unterhält sich mit Ihrem Köderfischlein," sagte der alte Mann, „lassen wir ihm Zeit."

Wieder versank der Kork, blieb länger denn zuvor unsichtbar und als er zum Vorschein kam, stand er schief und machte kleinere Rucke.

„Oho, sollten wird's mit Zweien zu thun kriegen," meinte mein Gefährte.

Da fuhr der Kork abermals hinab und ihm folgten im raschen Tempo die farbigen Rothperlen.*) Ich hielt mich für die Entscheidung bereit, doch Jener mahnte: „Rühren Sie den Fisch nicht an, bevor er nicht die ganze Schnur in das Wasser getragen hat. — — — Jetzt ist's Zeit — — — keinen zu starken Ruck. — Recht so; nun ziehen Sie die Schnur sachte zurück."

Seine Anordnungen wurden befolgt und ein ungewöhnlich großer Schill, das Wasser mit dem Schwanze peitschend, kam in Sicht.

„Keine Uebereilung, sonst reißt er los!" Mit diesen Worten sprang Der, aus dessen Munde sie kamen, an einer Stelle in das Wasser, wo es seicht war, wandte den Oberleib der Tiefe zu und, indem es der einen Hand gelang die Schnur zu fassen, schob sich die andere dem Fisch zwischen die Kiemen und warf ihn an das Land.

Ich fiel dem Alten fast um den Hals. Der aber that, als wäre gar nichts Besonderes vorgefallen und versetzte dem Fisch wenige Schläge, die ihn tödteten. Darnach zog er kräftig die Angelschnur und siehe, aus dem geöffneten Rachen des Schill kam ein schmählich zugerichteter Bärsch-

*) Kleine Kugeln aus Korkholz mit dem Zwecke, die Angelschnur rückwärts des Korkstoppels auf der Oberfläche des Wassers zu halten, und zugleich den Gang des Fisches anzuzeigen, hat sich dieser des Köders bemächtigt.

ling zum Vorschein und im Maul dieses Wichts stack halbverschlungen das Köderfischlein sammt dem Angelhacken.

„Sehen Sie," rief er mit leuchtenden Augen, „da haben Sie die Geschichte. Der Bärschling machte sich an Ihren Gräßling und während der Anstrengung dieses Nimmersatts, seinen Raub zu verschlingen, kam der Schill und that ihm des Gleichen. Es geht im Wasser genau so zu, als auf der Erde. Dem Großen gehört der Kleine, er mag wollen oder nicht. Ließen wir aber dem Schill nicht hinlänglich Zeit, den Bärschling hinabzuwürgen, er würde ihn, sobald er Ihren Ruck verspürte, und weil ihn Ihr Angelhacken nicht treffen konnte, entweder ausgespieen haben oder Sie hätten ihm seinen Fraß aus dem Rachen gerissen. In beiden Fällen wären Sie ohne Fisch heimgegangen. Man lernt bei der Angelfischerei niemals aus."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenige Tage nach der feierlichen Eröffnung der neuen Wasserstraße stand ich an dem Bau der unteren Reichsbrücke*) und überschaute das Verschiedene, was bereits geworden oder was noch werden sollte.

Ich war allein und dachte auch an ihn, der den Ausgang von dem, was er mir damals vor Augen hielt, nicht mehr erlebt hatte.

Wie ein Silberband lag das Bett das Durchstichs vor mir, stromaufwärts mit den imposanten Brücken, die sich über ihn spannten.

Die erste war die der Nordbahn, dann kam die obere Reichsbrücke**), endlich die Brücke der Nordwestbahn; sie Alle gaben Zeugniß von dem Kunstfortschritte und der Leistungsfähigkeit in dem so herrlichen Oesterreich.

Am Gelände hatten sich die Communal-Bäder in einer Prachtentfaltung und zweckentsprechend hingebaut, wie das nur wenige Städte des europäischen Festlandes aufweisen können und noch manches Andere kündigte sich als Erstlingsschwalbe der Zukunfts-Donaustadt an.

Nur zurück lag ein Stück Wüste in einem Paradiese, eine trostlose weißliche Fläche, die dem Auge kaum einen Ruhepunkt gab und doch hatten auf ihr durch lange, lange Jahre die Auen und Baum-

*) Kronprinz Rudolphs-Brücke.

**) Kaiser Franz-Joseph-Brücke.

schläge „Zwischenbrückens" gestanden, dort sich auch die Menschenhand Wohnstätten gezimmert, die nach und nach zu einer großen Gemeinschaft geworden waren, mit Kirchlein und Schule, mit Handel und Wandel. Aber die Zerstörung wirkt stets und überall rascher, als die sich aufbauende Schöpfung und der großgewordene Mensch zerstört so gern als das unverständige Kind.

Die Schlußdecoration bildete der Leopoldsberg mit seinem Nachbar, dem Kahlenberge. Beide sehr alten Herren schienen ein recht verdutztes Gesicht zu machen und mir war, als hörte ich sie sagen: Siehst Du nun, Herr Danubius, das hast Du von Deiner Ungeberdigkeit, von Deiner Zerstörungswuth! Nun haben sie Dich wie ein Wickelkind eingethan und Du mußt fortan manierlich bleiben!

Ich verfolgte darnach links jenen mächtigen Schutzdamm, an welchem sich bereits die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft häuslich eingerichtet, bog tiefer unten in den Prater ein und stand nach manchem Schritte vor dem Heustadlwasser.

Sein Bett war dasselbe, allein der einst verlockende Fluthenspiegel hatte eine bräunliche Farbe, war großen Theils mit einer Decke von Gräsern und Pflanzen überzogen, wie sie im Sumpfwasser gedeihen und an offenen Stellen sonnte sich der dickleibige Wasserfrosch oder es kamen jene Fischleins zum Vorscheine, die wegen ihres eigenthümlichen Beigeschmacks nur noch ein Leckerbissen ganz armer Leute sind.

An mancher Stelle saß ein melancholischer Angler und schaute verdrießlich auf seinen Korkstoppel, der sich nicht rührte. Jeder aber, den ich fragte, wie es ginge, hatte die ganz gleiche Rede: Es beißt nichts, hier ist kein Fisch mehr zu kriegen. Die Neugierde brachte mich auch zum todten Meer. Stellenweise lag es trocken, stellenweise war es ein undurchdringlicher Rohrwald geworden.

Die Worte des todten Meisters der Angelkunst waren wie in Zwischenbrücken, so auch hier zum Leben auferstanden: „Lebend langweilten sich an todten Wässern."

Die Novelle der Angel.

I. Florian Tipfel.

Rehabilitirt.

Im Bureau des Herrn Sectionsrathes saß der, mit einem ganzen Gulden Taggeld angestellte Herr Florian Tipfel und brachte, ohne ein Auge zu verwenden, Zeile um Zeile auf weißes, geglättetes Papier. Da öffnete sich nebenan eine Tapetenthüre und sein Chef kam zum Vorscheine.

Der Sectionsrath besaß den Ruf eines humanen Vorgesetzten; den Subalternen zum Prügelknaben übler Laune zu machen, lag ihm fern. Aber in diesem Momente war seine Stirne umwölkt, die Lippen zusammengepreßt, sein Blick auf einen mehrseitigen Bericht in seiner Hand gerichtet.

„Tipfel!“ hub er an, „ist es in Ihrem Kopfe nicht mehr richtig, oder haben Sie vielleicht Ihr bischen Verstand irgendwo aufzuheben gegeben?“

Der Angeredete wagte die Betheuerung, daß er an Geist und Körper vollkommen gesund sei.

„Sodann klären Sie gefälligst auf“, fuhr der Sectionsrath fort, „was es mit den haarsträubenden Entstellungen in diesem Berichte für ein Bewandtniß hat. Anstatt „Tisch“ steht hier „Fisch“. An anderer Stelle haben Sie für „einreißender“ Unfug „anbeißender“ Unfug hingeschrieben. Gegen den Schluß des Berichts haben Sie aber Ihrer Dummheit die Krone aufgesetzt. Während es richtig heißen soll, die „Räder“ der Weltgeschichte, kratzten Sie „die Köder der Weltgeschichte.“

„Als Sie mir die Reinschrift vorlegten, war Ihre Antwort auf meine Frage, ob Alles in Ordnung sei: ‚Zu dienen‘. — Was meinen Sie, daß sich ereignet haben müßte, wenn ich Ihren Worten Glauben geschenkt, den Bericht ungelesen unterzeichnet und an den Minister geschickt hätte.“

„Ich kannte Sie bisher als einen fleißigen und verläßlichen Menschen, will darum auch diesmal Nachsicht haben. Sollte jedoch nochmals eine ähnliche Unverzeihlichkeit passiren, haben Sie sich die schlimmsten Folgen nur selbst beizumessen.“

Herr Tipfel wurde blaß wie die Wand. Er bat tausendmal um Verzeihung und schob den ihm unerklärlichen Fall auf seine drückende Nothlage, die ihm zuweilen die Sinne verwirre.

„Ich gebe zu", sprach, milder gestimmt, der Sectionsrath, „daß für einen Familienvater in Ihren Verhältnissen die Zeit eine recht böse ist, werde auch bei den nächsten disponiblen Aushilfen auf Sie Bedacht nehmen. Aber der Dienst kann und darf durch Privatverhältnisse niemals leiden und ich weiß wirklich nicht, welcher Teufel in Sie fuhr, sich gerade bei diesem Berichte so compromittirende Verstöße beikommen zu lassen."

Während dieses tête-à-tête zwischen Vorgesetzten und Untergebenen hat sich eine andere Thüre geräuschlos aufgethan und die letzteren Worte des Sectionsrathes tragen sich an das Ohr einer Frauengestalt, welche die Gattin des so eben Abgekanzelten ist, sich veranlaßt fühlt, dem Herrn Sectionsrath näher an den Leib zu rücken und unter einer tiefen Verbeugung auszurufen: „Der Fischteufel!"

„Der Fischteufel!" wiederholte kopfschüttelnd der Sectionsrath.

„Kein anderer, gnädiger Herr", betheuerte Frau Tipfel. „Du winkst mir vergebens mit den Augen, liebenswürdiger Herr Gemal. Allein es ist kein Faden so fein gesponnen, daß er nicht endlich an das Tageslicht kommen sollte. Ach, hochverehrter Herr Sectionsrath, wie scheinbar tadelnswerth es auch erscheinen mag, die Anklägerin meines Mannes zu sein, so darf doch nicht länger verschwiegen bleiben, daß mir mein Herr Gemal bereits durch drei auf einander folgende Samstage und Sonntage durchgebrannt ist. Das erste und auch das zweitemal ließ ich mir von ihm weiß machen, er habe nun an Samstagen ‚Nachtdienst' und den Tag darauf ‚Extradienst'. Doch der Zufall wollte, daß ich hinter seine Lügen und Schliche kam. O! diese Männer!"

„Tipfel!" rief indignirt der Sectionsrath, „was muß ich hören? So unverschämt zu lügen, hätte ich Ihnen niemals zugetraut. Rechtfertigen Sie Ihr nächtliches Schwärmen und wenn nicht, so zeigen Sie wenigstens durch ein aufrichtiges Eingestehen, daß Sie kein unverbesserlicher Missethäter sind. Sie schweigen? Wahrscheinlich habe ich einen leidenschaftlichen Spieler vor mir, der die Nächte am Kartentische oder beim Billard zubringt, während seine Familie daheim darben muß. Ist's nicht so?"

Der Mund des Herrn Tipfel blieb verschlossen, während er seiner Gattin furchtbare Blicke zuwarf.

„Fahren Sie in Ihren Mittheilungen fort, arme Frau," befahl der Sectionsrath.

„Ach," rief Frau Tipfel mit Thränen in den Augen, „wenn mein Mann Glück in den Karten hätte, würde ich gern ein Aug zudrücken. Aber — — —

„Aber?" sprach im inquisitoren Tone der Sectionsrath und rieb eine starke Priese in die Nase.

„Es muß heraus," schluchzte die Tipfel: „Wir sind nun im vierten Jahre verheirathet, doch wie ich so ist noch keine liebende Gattin und Mutter belogen und betrogen worden. Sehen Sie, Herr Sectionsrath, der Mann, von dem ich der besten Meinung war, er habe in jenen langen und bangen Stunden, die er mir entzogen, angenagelt auf diesem Stuhl gesessen, ging damals fischen, während ich daheim aus langer Weile Fliegen fangen konnte."

Der Sectionsrath horchte hoch auf. Darnach aber Frau Tipfel ihr beschwertes Herz vollends entlastet hatte, wandte er sich dem, an Leib und Seele gebrochenen Tipfel zu und sagte ungemein milde: „Fasse ich die Sache richtig auf, so sind Sie ein Angelfischer, den seine Passion manchmal verleitet, über die Schnur zu hauen."

Herr Tipfel antwortete durch eine tiefe Verbeugung. Der Sectionsrath nahm abermals zur Dose seine Zuflucht und murmelte vor sich hin: „Das hätte ich früher wissen sollen." Sodann trat er, zwar nicht mit unfreundlicher Miene, jedoch den Mann von Stellung vorkehrend, vor Frau Tipfel: „Ihr braver Mann ist vor mir vollkommen rehabilitirt und ich muß in seinem und in Ihrem Interesse wünschen, daß ähnliche Scenen, wie die heutigen, vermieden bleiben. Es ist billig, dem Ernährer einer Familie doch auch eine Erholung zu gönnen und kleine Passionen zu goutiren, wenn sie so anständig sind, wie die ihres Mannes ist. Damit Sie aber künftig wegen seines Ausbleibens an irgend einem Tage außer Sorge seien, theile ich Ihnen mit, daß Ihr Mann, sollte dieser Fall sich ereignen, sodann für mich eine besondere Verwendung hat, die Ihnen keinen Schaden bringen wird. Nun, guten Morgen, Frau Tipfel."

Nach dem Abzuge der tief zerknirschten Ehehälfte seines Copisten fragte er: „Sind Sie erst Anfänger als Angelfischer oder verstehen Sie sich ordentlich auf die Sache?"

„Herr Sectionsrath," erwiderte Herr Tipfel treuherzig, „bitte mich auf die Probe zu stellen."

Der Sectionsrath schwieg, rieb sich die Hände und durchmaß ein paarmal das Zimmer, nochmals murmelnd: „Das hätte ich längst wissen sollen." Tipfel war inzwischen an sein Pult zurückgekehrt und nahm die Arbeit wieder auf. Da klopfte es ihm auf die Achsel und der Sectionsrath begann nach einigem Räuspern: „Hängen Sie das, was Sie nun hören werden, nicht an die große Glocke, wenn wir gute Freunde bleiben sollen. Mein lieber Tipfel, Ihre Passion ist zufällig auch die meinige und ich habe mir längst einen passenden Begleiter für meine Ausflüge gewünscht. Am nächsten Sonntag wollen wir es mit einander versuchen." Er entnahm sodann der Brieftasche eine Geldnote, schob sie Jenem auf den Tisch, brummte einige unverständliche Worte und war schon hinter der Tapetenthüre, bevor Herr Tipfel sich von seiner Ueberraschung erholen konnte.

Die Herren Dachs und Sturm.

An dem zum Probefischen bestimmten Sonntage harrte Schlag 5 Uhr Morgens Herr Tipfel in einer Seitengasse der „Jägerzeile" vor einem kleinen Hause der Ankunft seines Chefs. Er hatte die schwarzen, schon etwas fadenscheinigen Bureaukleider mit einer grauen Blouse und Hosen aus Segeltuch vertauscht und über die Achsel hing eine kleine Ledertasche mit jenen Requisiten, die ein umsichtiger Angelfischer als Nothbehelfe für alle Fälle stets mit sich führt. Sonst aber ließ auch gar nichts diesen Berufsmenschen in ihm erkennen, da der Sectionsrath ihm eingebunden hatte, von Hause aus nichts mitzunehmen, nachdem für alles vorgesorgt sei.

Da rollte ein offener Wagen heran, in welchem der Sectionsrath in größter Toilette saß. Tipfel traute seinen Augen nicht, Jener aber sagte, darnach er ausgestiegen: „Guten Morgen! Ihnen wurde vielleicht die Zeit schon lang? Ich verschlief mich, doch nun kommen Sie."

Er ging rasch in das Haus, zog im ersten Stockwerke die Klingel, die Thür that sich auf, eine ältliche Frau empfing die Herren und führte sie durch die Küche in ein freundliches Kabinet. Dort empfahl sie sich mit der Bemerkung, daß der Kaffee in wenigen Minuten zu Diensten stehe.

Der Sectionsrath rief ihr nach: „So schnell wie möglich, meine Beste." Darnach entledigte er sich des Oberrocks, sperrte von zwei Commoden an der Wand die eine auf und entnahm ihr einen completten Anzug bestehend aus Jacke, Weste, enger Hose, alles von grauer Farbe

und dazu Stiefel, die bis an das Knie reichten. Sodann übergab er dem staunenden Tipfel den Schlüssel zur andern Commode, sprechend: „Dort finden Sie Angelruthen, Schnüre, Angelhacken, Taschen und Behälter für Köderfische. Haben Sie die Güte, während meines Umzuges eine passende Auswahl zu treffen und alles gut zu packen!"

Indeß nun Herr Tipfel über den Fischrequisiten war und der Sectionsrath sich umgestaltete, dampfte der Mocca auf dem Tische und beide Herren ließen ihn sich wohl schmecken.

„Tipfel!" rief der Sectionsrath in der besten Laune: „Ich bin gesättigt; stecken Sie diese Kipfel noch zu sich und nun vorwärts!"

„Unsere Köderfischleins?" fragte Tipfel.

„Mann, wo haben Sie Ihre Augen, oder sind Sie nicht ganz ausgeschlafen. Sehen Sie denn nicht am Fenster ein Bassin, das uns damit versorgt?"

In der That stand dort ein derlei Bassin von ungewöhnlicher Größe. Ein kleiner Springbrunnen erhielt das Wasser in Bewegung und verschiedene Pflanzen verschafften dunkle Verstecke für die Gräslinge und kleinen Altfische, die in großer Menge vorhanden waren.

„Ich bitte vielmals um Verzeihung, Herr Sectionsrath", sagte Tipfel und füllte zwei kleine Behälter mit dem ausgezeichneten Köder an.

„À propos, lieber Tipfel", ließ sich der Sectionsrath vernehmen, der eine Ledertasche über sich warf und nach einer ganz vorzüglich gearbeiteten Angelruthe aus indischem Rohre langte, „ich habe Ihnen noch eine Information zu geben, die ich zu befolgen bitte."

„Stehe zu Befehl, Herr Sectionsrath."

„Hören Sie also. An diesem Orte, in dieser Kleidung, wie überhaupt sobald und wo wir fischen werden, gibt es weder einen Sectionsrath, noch einen Herrn Tipfel, sondern für Jederman nur einen Herrn Dachs, der ich bin und einen Herrn Sturm, der Sie sind, wenn Sie vielleicht nicht ein anderes Pseudonym wählen. Haben Sie mich begriffen?"

„Vollkommen."

„Haben auch gegen den neuen Familiennamen nichts einzuwenden?"

„Nicht das geringste."

„Dann gehen wir in Gottes Namen, Herr Sturm." Beide bestiegen den Wagen und dieser brachte sie bis zur großen Tabor-Brücke. Dort ließ Herr Dachs Halt machen und schärfte dem Kutscher ein, um 6 Uhr Abends sie zu erwarten. Darnach nahm der Wagen die Richtung

nach der Stadt, indeß seine Passagiere, nachdem die Brücke ihnen im Rücken lag, sich am Stromufer hinzogen, Auen und auch sonnige Stellen passirten, bis sie vielleicht nach einer guten Stunde an einen Nebenarme der Donau kamen, der stilles, tiefes Wasser hatte und sich auch sonst für ihren Zweck vorzüglich zu eignen schien.

Nun war Herr Tipfel-Sturm so recht in seinem Elemente. Mit bewundernswerther Schnelligkeit und Präcision wurden Angelruthen und Wurfschnüre in Stand gesetzt und nachdem alles geordnet und geprüft war, machte er Herrn Dachs auf eine Stelle aufmerksam, wo ein größerer Fisch sein Quartier aufgeschlagen haben könnte. Diese Stelle lag zunächst einem, im Wasser versunkenen Baume, von dem ein paar Aeste sichtbar waren.

Schon wollte Herr Dachs sein Köderfischlein versenken, als Tipfel-Sturm, der es bemerkte, ihn daran verhinderte, indem er sagte: „Ein wenig Geduld, Herr Sect — — —, bitte um Verzeihung. Herr Dachs. Aber verschiedene Baumäste und Wurzen da unten, die wir nicht sehen, wohl aber vermuthen müssen, könnten uns gefährlich werden und manchen Angelhacken kosten. Ich will darum vorerst die Tiefe prüfen, um nach ihr hier die Senkung zu bemessen.“ Er zog sodann aus seinem Ledertäschchen eine längere Schnur mit einem schweren Blei an dem einen Ende und ließ Blei und Schnur in die Tiefe.

Herr Dachs blieb während des Vorganges ein aufmerksamer Beobachter und abermals kam es von seinen Lippen: „Dieses hätte ich früher wissen sollen.“

Darnach die Schnur wieder zum Vorschein kam, meinte Tipfel-Sturm, die Tiefe sei hier mächtiger, als er geglaubt. Man könne zwar die Senkung auf einen Schill nehmen, aber sein Rath wäre, wegen des Wurzelwerkes im Wasser sich höchstens auf fünf Schuh einzulassen.

Herr Dachs richtete darnach seinen Korkstoppel und das Köderfischlein bewegte sich in dem gefährlichen Revier.

„Ich will mich weiter unten nach einer tauglichen Stelle für unsere Wurfschnüre umsehen, indessen bitte ich, Ihren Stoppel nicht aus dem Auge zu lassen. Sollten Sie, Herr Dachs, einen Anbiß bekommen, dann ja dem Fisch nicht zu lange Zeit gelassen und nehmen Sie ihn lieber auf gut Glück; käme er hinter den Baum, wäre uns Fisch und Zeug verloren.“

Zehn Minuten später raufte sich Herr Dachs mit einem anscheinend großen Räuber. Er hatte gut angehaut und der Fisch saß fest an der Angel, obgleich er verzweifelte Anstrengungen machte, um los zu kommen. Darüber verlor Herr Dachs die nöthige Kaltblütigkeit und ließ geschehen, daß der Fisch in die Wurzen schoß.

Tipfel-Sturm hatte aus der Ferne den Kampf bemerkt und auch, daß es schief gehe; es brachte ihn mit Windesschnelle an die Seite des Herrn Dachs. Er überblickte rasch die Situation und darnach stieß es ihm heraus: „Da haben wir die Bescheerung! Sagte ich nicht, der Fisch dürfe nicht hinter den Baum. Ei, du mein Augustin, der Fisch ist hin, die Schnur, die Angel, alles ist hin."

„Was ist anzufangen?" fragte kleinlaut Herr Dachs.

„Unsere Schnur darf nicht im Wasser bleiben, sie gebe ja Zeugniß, daß Jemand hier gepatzt. Aber, ich bitte tausendmal um Vergebung, Herr Sect — —, will ich sagen Herr Dachs, wegen meiner Unverschämtheit, allein — —

„Wie wollen Sie dieses anstellen?" unterbrach Herr Dachs die weitere Ausführung.

Statt einer Antwort lief Tipfel-Sturm am Ufer hin. Plötzlich machte er Halt, warf die Kleider ab und suchte die Stiefel von sich zu kriegen.

Da rief Herr Dachs, welcher der Ausschälung zugesehen, mit möglichster Kraftanstrengung: „Um des Himmels Willen, Tipfel, Sie werden doch nicht hineinspringen?"

Tipfel-Sturm setzte die Entkleidung schweigsam fort.

„Sie wollen ertrinken? Ich verbiete es Ihnen!" schrie abermals Herr Dachs.

Tipfel-Sturm responsirte: „Ich bin ein guter Schwimmer."

„Sie sind Familienvater, haben Kinder!" replicirte Herr Dachs.

Aber Tipfel-Sturm war schon im Wasser und wenige Stöße brachten ihn an den versunkenen Baum. Darnach hielt sich die linke Hand an einem starken Aste, während die rechte bemüht war, die Schnur loszumachen. Es gelang, da nur diese verwickelt werden konnte, nachdem der Fisch, wie es sich später zeigte, die Angel mit dem Köder verschluckt hatte.

„Herr Dachs," hörte man jetzt Tipfel-Sturm, „werfen Sie gefälligst Ihren Angelstock über den Baum hinaus in das Wasser!"

Als solches gelungen, schwamm er wie eine Ente pfeilschnell und, die Schnur mit dem Fische und Stocke nachziehend, dem Lande zu.

Herr Dachs empfing ihn mit freundlichen Vorwürfen über seine Waghalsigkeit.

Tipfel-Sturm nahm alles ruhig hin, schüttelte die Wassertropfen aus den Haaren und schlüpfte in die Kleider, wobei ihm Herr Dachs trotz aller Protestation behilflich war. Sodann betrachteten Beide den Fisch, einen überaus großen Hecht, wobei Tipfel-Sturm bemerkte: „Sie ließen ihm zwar etwas viel Zeit, dafür aber ist er auch tief gefangen. Ich gratulire."

Herr Dachs, der jetzt wie ein Triumphator aussah, beantragte ein Gasthaus aufzusuchen, da ihn die Affaire sehr angegriffen habe. Dem entgegen bat Tipfel-Sturm, die günstige Zeit noch weiters auszunützen. Er fand Gehör und darnach spazierten noch einige kleinere Fischräuber an das Land.

Um Mittag war Herr Dachs nicht länger zu halten. „Es hat alles seine Zeit, seine Eintheilung", sagte er und Tipfel-Sturm mußte abrüsten, ob er nun wollte, oder nicht wollte. Im nächsten Dorfe nahmen die Herren ein ländliches Mahl ein, das mit einem Glas „Schwarzen" von nicht besonderem Aroma abschloß. Der Nachmittag verging mit der Besichtigung verschiedener Angelplätze, die ihnen der Wirth als ganz vorzüglich empfahl und wo der Professor Heller aus Wien und auch der junge Herr Baron Rothschild manches schöne Stück herausgezogen haben sollten. Präcise 6 Uhr bestiegen die Herren Dachs und Sturm wieder den Wagen, der sie dorthin brachte, von wo sie gekommen waren.

In jenem Cabinete, in welchem sich Herr Dachs nun wieder in den Sectionsrath verwandelte und sein Begleiter der Copist Tipfel ward, sagte Ersterer: „Mein Lieber, betrachten Sie sich von heute an als meinen maitre de plaisir beim Wasser, dem ich zugleich die Aufsicht über dieses mein Absteigquartier mit allem übertrage, was sich darin vorfindet und werden Sie wegen Ihres Emolumentenbezugs nachträglich verständigt werden. Betreffend eine gewisse, höchst gefährliche Affaire, die nicht hätte vorkommen können, wäre meinen wohlgemeinten Worten kein frevelhafter Ungehorsam entgegengestellt worden, halte ich entsprechend, Ihre gute Frau in Unkenntniß zu lassen. Nachdem ich aber durch Sie gesprächsweise vernahm, daß dieselbe für Putzwäsche eine besondere Hand habe,

würde sie mich verbinden, wollte sie auch meine Kundschaft übernehmen. Nochmals danke ich Ihnen für Ihre Begleitung und will hoffen, daß wir in diesem Herbste den Raubfischchen gehörig zusetzen werden."

Herr Tipfel stand wie versteinert. Als er jedoch seine Gedanken gesammelt und das rechte Wort gefunden zu haben glaubte, um den Gefühlen, die ihn durchdrangen, Ausdruck zu geben, war der Sectionsrath schon an der Thüre, von wo er nur noch zurückrief: „Erinnern Sie die Quartierfrau an meine Laubfrösche und an die Schlammbeißer. Es sind unsere besten Wetterpropheten, auf die wir schauen müssen, damit sie uns nicht im Stiche lassen."

Jedoch in demselben Momente war auch schon Tipfel in der nächsten Nähe seines Chefs und sprach, die Hand an das Herz gelegt „Erlauben Sie gütigst, hochgeehrter Herr Sectionsrath, daß mein Mund" — — —

„Ich erlaube gar nichts", polterte der so feierlich Angesprochene; „muß denn heute alles nach Ihrem Kopfe gehen? Erlauben Sie gefälligst, daß ich fortkomme. Ich bin zu einem officiellen Whist geladen und in solchem Falle läßt man nicht warten."

Herr Tipfel hatte aber noch eine brennende Frage vor sich, darum harrte er standhaft aus: „Ich bitte um gütige Weisung", stammelte er, „wann ich die Fische in die Wohnung des Herrn Sectionsrath tragen soll?"

„In meine Wohnung? Ich speise täglich in ‚Hôtel Lamm' und meine Haushälterin bezieht Kostgeld. Dieses sollten Sie doch wohl schon wissen, lieber Tipfel. Expediren Sie die Fische, wohin sie gehören, nämlich in die Küche Ihrer Frau!" Darnach flog er die Treppe hinab.

„Er ist ein Engel der Sectionsrath!" rief begeistert Herr Tipfel und kehrte zurück, um das gebrauchte Fischgeräth in Ordnung zu bringen.

„Er ist ein Engel, mein Tipfel", sagte an demselben Abend Frau Barbara Tipfel, der noch die Freudenposten des Mannes im Ohr klangen und ging an das Abschuppen der ihr präsentirten Fische. „Aber ich darf es ihn nicht merken lassen, denn er könnte mir vielleicht über den Kopf wachsen."

Von der leeren an die volle Schüssel.

An einem recht häßlichen Novembertage stand der Herr Sectionsrath abermals vor dem Pulte seines Tipfel und sagte zu diesem:

„Seit vierzehn Tagen haben wir das Fischen eingestellt und also Zeit, sich nach Anderem umzuschauen. Bereits habe ich eine Nebenbeschäftigung ausfindig gemacht, die Ihnen nützlich sein könnte und nebstbei Sie mir in der Nähe erhält, vorausgesetzt, daß Sie dagegen nichts einzuwenden haben. Hören Sie mich an.

Sie sind ein braver, fleißiger Mensch, dazu auch anstellig und ein offener Kopf. Wollen Sie nun nicht bis an Ihr seliges Ende Schreibmaschine bleiben, müssen Sie sich in eine andere Carriere hinüberhelfen. Dazu gehört vor allem die Erweiterung und Ausbildung Ihrer geistigen Fähigkeiten. So viel ich mich an Ihre Zeugnisse erinnere, haben Sie die Bänke der verschiedenen Jahrgänge im Gymnasium abgesessen und ziemliche Erfolge erzielt. Sie sind dann der Trommel nachgelaufen, weil Ihnen der Soldatenrock mehr zu versprechen schien, als das Lectioniren eines blutarmen Candidaten der philosophischen Studien. Aber das Glück war dem jungen Marssohn nicht günstig und Ihre schwächliche Gesundheit zwang Sie wieder civile Kleider anzulegen. Sie erhielten einen Posten, der kaum Sie nährt, was Sie indeß nicht hinderte, zu heiraten, weil Sie nicht mehr begehrten, als ein liebendes Herz. Was dann später anklopfte, Gutes und Schlimmes, ist Ihrem Gedächtnisse wohlbekannt. Weil Sie aber genügsam sind, halten Sie Ihre gegenwärtige Lage für erträglich. Allein der Mensch soll vorwärts trachten, so lange noch die Verhältnisse für ihn offen liegen, damit ihm das ‚Zuspät' nicht Jammerstunden verursache. Es gibt nun, wie um nach Rom zu kommen, auch für Sie noch verschiedene einzuschlagende Wege. So könnte ich Ihnen empfehlen, holen Sie dieses oder jenes Studium nach und machen Sie Prüfung auf Prüfung. Theoretisch sind Sie zwar dann um vieles gescheidter geworden, ob aber auch in der Praxis, müßte sich erst erweisen. Ich habe mir die Sache anders gedacht.

Nachdem Sie in meinem Bureau nach 2 Uhr nichts mehr zu suchen haben, bleibt Ihnen bis 6 Uhr Abends hinlänglich Zeit zu Ihrer Erholung wie auch, um den Pflichten des Familienoberhauptes nachzukommen. Nehmen Sie also Tag für Tag um 6 Uhr Ihren Hut und sprechen Sie bei mir vor.

Bei mir finden Sie ein kleines Lesecabinet und in demselben solche wissenschaftliche Zeitschriften und Brochüren, welche Materien behandeln, die in den Geschäftskreis unseres Ministeriums einschlagen. Qualificiren Sie sich zu meinem Bibliothekar und bringen Sie das Verschiedene in

Ordnung. Allein solches ist nur Nebenzweck und Hauptzweck, daß Sie mit dem Inhalte der Zeitungen und Bücher Bekanntschaft machen. Lesen Sie nicht oberflächlich, sondern suchen Sie das Gelesene verstehen zu lernen. Entwerfen Sie kleine Auszüge und Bemerkungen Ihrer Anschauung, es ist die beste Methode, den Geist zu schärfen und das Aufgefaßte zu verwerthen.

Sie werden auch ein paar politische Journale vorfinden. Nun ist es allerdings nützlich, sich in ihnen umzuschauen, um allgemein über die Weltlage orientirt zu sein. Allein, um des Himmelswillen, werden Sie mir kein Politiker. Die beste Politik, die Politik der Ehrlichkeit — hat die Zeit begraben und was noch besteht, ist fast immer nur erborgter Schimmer, Conjunctur und sophistische Phrasendrescherei. Von der geschulten Diplomatie haben Sie doch keinen Dunst und die Politik der Bierbank bringt nur den Unfrieden in sich und um sich. Widmen Sie dem Vaterlande Ihren besten Willen, Ihre redliche Ueberzeugung und gehen Sie allem Uebrigen aus dem Wege.

Meine Wirthschafterin ist von Ihrem Erscheinen bei mir bereits unterrichtet, bewegen Sie sich deßhalb ohne Scheu. Wäre ich manchmal nicht zu Hause, brauchen Sie es mir nicht nachzumachen und zu flaniren, sondern seien Sie recht fleißig. Um 8 Uhr nehmen Sie bei mir den Thee und um $^3/_4$9 Uhr trollen Sie sich heim. Ein ordentlicher Gatte und Vater hat sodann auf der Straße nichts mehr zu suchen."

Herr Tipfel hatte auf dieses vielsagende Programm nur eine sehr tiefe Verbeugung, denn er wußte, daß jede anderartige Darlegung seines Dankgefühls dem Chef in den Tod zuwider war.

So verging das Jahr.

Tipfel war in den Vormittagsstunden Schreibmaschine im Bureau, abends lernbegieriger Forscher und Denker; seine Frau hatte die Hände voll, ihrer zahlreichen Putzwäsche die Weiße des Schnee und die Glätte des polirten Stahls anzueignen und der Sectionsrath that im Amte, was seines Amtes war und schulmeisterte an manchem Abend seinen Tipfel, daß diesem die hellen Schweißtropfen auf der Stirne standen. An Sonnabenden pflegte er, bevor man auseinanderging, zu sagen: „Erlaubt es Ihre Zeit, lieber Tipfel, so schauen Sie morgen, wie es mit unsern Laubfröschen und den Schlammbeißern steht."

Im Laufe der Zeit ward aus dem Herrn Sectionsrathe ein Hofrath und Herr Tipfel kam in die Stellung eines stabilen Beamten.

Es erregte ein gewisses Aufsehen, weil der Beförderte kein graues Haar hatte, allein sein Chef bemerkte ganz unumwunden: „Der Tipfel übersprang zwar Einige, die länger dienen, doch fühle ich mein Gewissen durchaus nicht beschwert, indem ich seine Sache in die Hand nahm. Die Anciennetät ist kein Privilegium für bloße Stundenhocker und das Talent mag seine Sprünge machen, nur müssen diese verdient sein."

Alles Uebrige erhielt sich, wie es sonst gewesen. Herr Tipfel war im Bureau das Muster eines eifrigen und pflichttreuen Arbeiters und als Bibliothekar des Sectionsrathes machte er die allerbesten Fortschritte.

Kam sodann die Saison für die Angelfischer, tauchte auch die Firma „Dachs und Sturm" auf, um wieder zu verschwinden, bezogen die Fische das Winterquartier; auch sonst blieben jene Beiden ihrer Gewohnheit treu und pflegten am Wasser mit Niemandem Umgang.

Wohl hatte Herr Dachs einmal den Wunsch geäußert, zur größeren Abwechslung auch das „Grundfischen" zu versuchen, allein schon der erste Gang fiel derart aus, daß an keinen zweiten mehr gedacht wurde.

Beide Herren hatten im Prater an der Freudenauer-Seite des Donau-Canals aus einem Schiffe ihre Radstöcke in Bewegung gesetzt. Da verspürte Herr Dachs, dem die Julihitze den Schweiß aus allen Poren trieb, und der dazu noch von den Mückenschwärmen, welche die Angelnden beehrten, absonderlich gequält wurde, einen derartigen heftigen Ruck, daß er Stock und Schnur nur mit größter Anstrengung erhielt.

„Herr Sturm," schrie er, „kommen Sie zu Hilfe, wir haben es allem Anscheine nach mit einem großen Scharn zu thun."

Es gelang der vereinten Kraft, das vermeintliche Ungeheuer zu meistern und allmälig an das Schiff heran zu ziehen, bis ein dickleibiger Strohbund erschien, welcher am Grunde mit den Angeln des Herrn Dachs in Berührung gekommen war.

Nun hatte aber die ausgiebige Stimme des Herrn Dachs das in der Nähe angelnde Publicum herbeigelockt und als für den in Aussicht genommenen Scharn jene schmutzig gelbe Masse sichtbar wurde, entstand ein ungeheures Gelächter.

Selbstverständlich machte die Geschichte von diesem malitiösen Fange die Runde am Donaugelände und fand auch ihren Weg in das sogenannte „neue Wirthshaus", in dessen Garten sich die Grundfischer von den Mühen des Tages zu erholen pflegten. Zufällig saß dort auch ein Mann der Notiz, der sogleich seinem Taschenbuche einzeichnete,

was er vernommen, und schon nach zweimal vierundzwanzig Stunden erzählte eine Zeitung ihren Lesern haarklein und pikant von dem wunderbaren Fischfange.

Herr Tipfel studirte eines Abends im Lesecabinete, als sein Chef mit einem bedruckten Blatte vor ihm stand und sagte: „Lesen Sie und entnehmen Sie daraus, wie ersprießlich sich unser Incognito als Angelfischer erweist. Stünde hier: Auf einer Angelpartie, die jüngst der Rath So und so in Begleitung eines Herrn unternahm, hat sich Folgendes zugetragen u. s. w. — es hätte mich eine solche Notiz in allen Gesellschaften unmöglich gemacht, denn gegen Vorurtheile kämpfen selbst Götter vergebens."

An einem Neujahrstage fand sich der Official Florian Tipfel, schwarzbefrackt und mit weißer Halsbinde, zeitlich in der Wohnung seines Herrn Hofrathes ein, nicht um sich auf dem im Vorzimmer aufliegenden Gratulationsbogen einzuzeichnen, sondern als eine zum Hause gehörige Persönlichkeit in feierlicher Weise die üblichen Glückwünsche darzubringen.

„Sie finden den Herrn im Arbeitszimmer", hatte die Haushälterin freundlich gesagt, die ebenfalls des Herrn Officialen bestgemeinten Wünsche zu hören bekam, und in der That saß dort der Hofrath am Schreibtische.

„Guten Morgen!" rief er, „Sie kommen wahrscheinlich, mir das neue Jahr zu wünschen? Es ist das längst aus der Mode; weil Sie aber nun da sind, so nehme ich Ihre Gratulation an und wünsche auch Ihnen das Allerbeste. Abgemacht. Haben Sie vielleicht sonst noch etwas auf dem Herzen?"

Darnach zog Herr Tipfel ein in Leinwand sauber gebundenes Buch hervor und sprach feierlich: „Ich erlaube mir, dem Herrn Hofrath, meinem Wohlthäter und väterlichen Gönner, diesen Erstlingsversuch meiner Feder zu überreichen und um die huldvolle Annahme der Widmung ergebenst zu bitten."

„Tipfel! Sie sind unter die Publicisten gegangen und ich wußte kein Sterbenswort davon? Aber lassen Sie sehen."

Er las mit lauter Stimme: „Ueber die Einführung einer Schonzeit für unsere Fische." — — —

„Lieber Freund, ich kann Sie schon des Versuches wegen nur loben und, wie ich Sie kenne, erwarte ich auch von dem Buche manches Gute und Practische. Sie haben mich wahrhaft überrascht; ich danke Ihnen in Bezug auf die mir zugedachte Widmung für Ihre Wohlmeinung und

nehme die Dedication an. Nebenbei habe ich auch für Sie eine Ueberraschung."

Er nahm ein Schriftstück vom Tische und fuhr fort: „Unser Monarch hat mich allergnädigst zum Sectionschef ernannt. Diese große und unerwartete Auszeichnung legt mir neue Pflichterfüllungen auf, welche alle meine Kraft und Zeit beanspruchen. Als Folge davon müssen sich manche Veränderungen in Bezug auf Lebensweise und Gewohnheiten vollziehen, zu denen auch, was mir recht schwer wird, die Auflösung der Firma ‚Dachs und Sturm' und — — die Trennung zwischen uns Beiden gehören."

Tipfel war während dieser Worte leichenblaß geworden. Er mußte sich an einem Sessel halten, so plötzlich und niederschmetternd war für ihn, was er hörte.

Der neue Sectionschef faßte ihn erschrocken am Arme. „Lieber Tipfel", sprach er in der verbindlichsten Weise, „setzen Sie sich an meine Seite. Ich habe wahrlich nicht gedacht, daß Sie sich meine Mittheilung so sehr zu Herzen nehmen würden, auch bin ich damit gar noch nicht zu Ende. Sehen Sie, mein braver, lieber Tipfel; in Ihrer gegenwärtigen subalternen Stellung kann ich Sie nicht bei mir lassen, mein Gewissen verbietet es wegen Ihrer Fähigkeiten so sehr, als die Freundschaft, die ich für Sie hege. Nun sind aber alle höheren Posten, von denen ich weiß, daß Sie jeden bestens ausfüllen würden, mit fähigen, ganz thatkräftigen Personen besetzt und, wie ich Sie kenne, verlangen Sie am allerwenigsten, daß pflichttreue Staatsdiener durch Chicane von ihrem Platze vertrieben werden sollen. Daß aber jemand, um Ihnen Platz zu machen, sich in den Sarg legen werde, ist ebenfalls nicht wahrscheinlich. Da habe ich denn also die Directorsstelle in K . . . . . für Sie erlangt. Sie werden Ihre neue Bestimmung bald lieb gewinnen und auch durch Ihre Bezüge manche Sorgen los, die auf einem Familienvater schwer lasten."

„In K . . ! . steht zufällig das Haus, in welchem ich geboren wurde, wo ich meine Jugendjahre verbrachte und das meine Eltern bis an ihr seliges Ende bewohnt haben. Ich habe mich niemals entschließen können, dieses Haus, welches einen ganz hübschen Garten hat mit manchem Baume, der von mir gepflanzt ist, zu verkaufen. Für eine Familie, wie die Ihrige, wäre es ganz geschaffen, weshalb ich es Ihnen als ein Hausherr, der sich sehr billig finden läßt, zum künftigen Heim anbiete. Aus dem Garten

haben Sie kaum eine halbe Wegstunde an den See und in den Bächen der ganz nahen Berge finden sich außerordentlich schöne Forellen vor. Ich bemerke Letzteres absichtlich, da ich mich der Hoffnung hingebe, daß, wenn schon Herr Dachs der Angelfischerei Adieu sagen muß, Herr Sturm sie bestens fortbetreiben werde, weshalb auch mein ganzes Arsenal von Fischrequisiten an ihn übergehen soll. Was sagen Sie dazu, lieber Freund, wollen Sie in K..... mein Miethsmann werden?"

Herr Tipfel schnappte nach Worten, allein er fand keine; dafür liefen ihm die hellen Thränen über die Wangen und darnach er sich erhob, um noch etwas zu sagen, lagen sich beide Männer in den Armen.

Im Herbst brachte der Briefträger dem neuen Herrn Director in K..... ein Schreiben, und dieser erkannte sogleich die Schriftzüge des Sectionschefs. Die nicht zu vielen Zeilen besagten:

„Mein lieber Tipfel!

Acht Tage nach Erhalt meiner Zeilen sehen Sie mich in K.... Besorgen Sie gefälligst im Hotel zwei freundliche Zimmer. Ich habe mich kürzlich verheiratet und will mich mit meiner lieben Frau auf eine Vergnügungsreise von nicht zu langer Dauer einlassen. Wir werden zwei Tage in Ihrer Stadt zubringen. Meine Frau wünscht lebhaft, Sie kennen zu lernen und ich wünsche, daß Sie für Herrn Dachs eine vernünftige Angelpartie arrangiren. Mündlich ein Mehreres."

II. In der Hauptmannslacke.

An einem kalten Herbstmorgen rollten zwei Wagen über das Dorf Simmering hinaus. In den Wagen saßen Personen, die eine Angelparthie zu unternehmen willens waren und das Ziel der Reise war jenes Fischamend, dessen Autümpel und stille Wässer seit Jahren dem passionirten Angelfischer als ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht" gegolten, wenn sich auch im Laufe der Zeit manches geändert hatte.

Im Dorfe Fischamend, dem Vororte des müllerstolzen Marktes gleichen Namens, schlägt eben die siebente Stunde aus, als die Wagen vor einem einstöckigen Gehöfte halten, das sich als das Gemeindewirthshaus präsentirt. Dort erwartet Einer der drei Gewerbefischer in Fischamend die Ankommenden, weil diese im „Donauarme", einem seiner gepachteten Fischwässer, den dortigen Raubfischen zu Leibe wollen.

Was jedoch dieser Mann nach der ersten Begrüßung und darnach sie Alle am Kaffeetische sitzen, mitzutheilen weiß, klingt nicht erbaulich. „Der Wasserstand," meint er, die Achseln zuckend, „ist noch immer zu hoch, wie im Donauarme, so draußen im Hauptstrome; dazu hat sich ein Sturm aufgemacht, der keine Angel liegen läßt."

„Was ist dann zu thun?" rief es im Chorus.

„Ich will den Herren meinen Rath durchaus nicht aufdringen, aber wollen Sie ja heute einen Hecht fangen, dürfen Sie den Gang zur ‚Hauptmannslacke' nicht scheuen. Es ist das der einzige Ort, wo der Wind nicht beikommen kann und obgleich sie das Rohr um den Tümpel noch nicht ganz geschnitten haben, sind doch ein paar freie Stellen, wo mit dem Angelstocke oder mit der Wurfschnur etwas gethan werden kann."

„Wie weit ist's in die Hauptmannslacke?" fragte verstimmt ein umfangreicher Herr, dem größere Märsche kein Vergnügen zu machen schienen.

„Sie gehen es in einer schwachen Stunde. Der Weg führt mitten durch die Au, ist nicht steinig, sondern weich und führt auch an mancher Lacke vorüber, von der es sich ebenfalls lohnt, wenn man dort einhält. Freilich sind in der Hauptmannslacke mehr die großen Hechte zu Hause."

Der Dicke räusperte sich: „Meine Herren, man muß unserm Herrn Fischer nicht alles buchstäblich glauben, weil er uns jedenfalls an dem Wasser lieber sieht, wo wenig oder gar keine Fische sind, als an dem seinigen, obgleich der Mann vielleicht noch eine Perle ist unter seinen Collegen. Besetzen wir die, mir von Ihnen angerühmten Plätze im Donauarme. Der Wind kann sich legen, während wir, wenn wir die Zeit mit unnützen Debatten vergeuden, höchstens noch bei der Wirthin für Mittag einen gebackenen Fisch bestellen können. Fangen wir draußen nichts, bleibt uns immer noch übrig, den Fischkalter unseres Freundes hier in Erwägung zu ziehen. Mit der Hauptmannslacke aber bin ich gar nicht einverstanden."

„Sie sollten sich schämen, schon den Fischkäufer hervorzukehren, bevor Sie noch den Angelstock angerührt," ließ sich nunmehr Einer vernehmen, den die Andern den „Fischdirector" nannten. „Sie haben uns sehr oft mit Erzählungen von Ihrem besondern Fischglücke regalirt und wir haben Ihnen auf das Wort geglaubt. Nun Sie aber heute Ihre Fangfertigkeit vor Zeugen beweisen sollen, sprechen Sie vom Fischkalter.

Ach, mein Bester, wie sehr bin ich nun überzeugt, daß jene Hechte und Schille, zu deren Verspeisung Sie uns mehrmals zu laden die Güte hatten, niemals durch ihre Hand an das Land befördert wurden."

Der Dicke wurde kirschroth im Gesichte und wollte antworten, allein der Fischdirector wandte sich von ihm ab und der Thür zu, ausrufend: „Meine Herren, brechen wir auf; mein Weg geht zur Hauptmannslacke."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Abend fand dieselbe Gesellschaft in der Wirthsstube vor vollen Schüsseln und unter den Herren saß auch der Fischamender Fischer, der seelenvergnügt schien aus doppelten Gründen. Erstens, daß Speise und Trank ihn keinen Heller kosteten und zweitens, daß die Herren Angelfischer in seinem Wasser nichts gefangen hatten. Auch der Förster hatte sich eingefunden und der freundliche Herr machte den Wienern den Mund nach seinen Wildenten, Gänsen und anderem Rohrwilde derart wässerig, daß sie beschlossen, ein nächstes Mal mit ihm einen Gang zu thun und den Fischen den Abschied zu geben.

Nur der Platz des Fischdirectors war noch immer unbesetzt und bereits manche Frage nach ihm gethan worden, als er mit seinem Fischsacke erschien, in dem es lebhaft zappelte.

Beglückwünscht und auch im Stillen beneidet, setzte er sich schweigsam an den Tisch und er wurde auch nicht gesprächiger, als er seinen Hunger gestillt hatte.

Da wandte sich denn der Förster an ihn. „Wie ich bemerke, haben Sie allein die Ehre des Tages gerettet, nachdem die übrigen Herren schändlich abgeblitzt sind."

„Fast hätte ich lieber auf meinen Fang verzichtet," sagte trocken der Fischdirector.

„Es hat Ihnen doch niemand etwas in den Weg gelegt? Mein Personale hat von mir den strengen Auftrag, an der Hauptmannslacke keine verdächtigen Gesellen zu dulden, da wir in der Nähe eine Fasanenschütte haben."

„In solchem Sinne ist mir auch nichts passirt. Ich will kurz sein, Herr Förster. Sie werden mir beipflichten, daß der Eindruck, welchen die Hauptmannslacke macht, sieht man sie zum erstenmal, kein zu freundlicher ist. Die Grabesstille daselbst, der gelblich grüne, unbeweglich

scheinende Wasserspiegel, die Erlen, Ulmen und Silberpappeln, welche über der Lacke ein dichtes Schutzdach bilden und ihr das Licht von oben entziehen, das eigenthümliche Seufzen der Rohrstämme, wenn ein Windstoß über sie hinfährt, alles dieses Verschiedene verursacht ein Gefühl der Beengung und ein Abspannen der Nerven.

„Nun ich aber einmal da war, dachte ich nur an das Vorhaben, welches mich in diese Verlassenheit geführt und ich hatte bereits den zweiten Hecht herausgezogen, als ein alter Mann zum Vorschein kam, welcher geschnittenes Rohr auseinander legte, damit es eintrockne.

„Ein Wort gab das Andere und so fragte ich ihn auch, warum der Tümpel die Hauptmannslacke heiße."

„Ich kenne den alten Rohrbinder," fiel der Förster in das Wort. „Er ist ein grundehrlicher Kerl, dem das Maul nicht zugeht, und der sich auch viel darauf einbildet, daß sein Vater, der ein Fischer war, den Napoleon in seinem Kahne über die große Donau und auch in der Lobau herumgeführt habe. Doch ich bitte, in Ihrer Mittheilung fortzufahren."

„Der alte Mann antwortete auf meine Frage, daß es mit der Hauptmannslacke seine eigene Geschichte habe und er noch als junger Bursche öfters davon reden hörte. Die Sache habe sich zugetragen, als der selige Erzherzog Karl dem Franzosenkaiser bei Aspern die Schlacht abgewann. Als sie vorbei war und auch späterhin lagen die verwundeten Franzosen, für die in ihren Feldspitälern kein Platz übrig war, bei uns in Fischamend und noch weit auf- und abwärts und sie wurden gepflegt und verköstigt, als wären sie unsere Landeskinder.

„Solches war nun auch mit einem Hauptmanne der französischen Jäger so.

„Der Capitän oder ‚Hauptmann', wie ihn die Fischamender titulirten, lag mit einem Schusse im Unterleibe viele Wochen bei einem unserer Schiffmüller und daß er wieder auf die Beine kam, dafür hatte er sich mehr noch als bei dem Doctor, bei der Marie, des Schiffmüllers einzigem Kinde, zu bedanken, denn Die betreute ihn Tag und Nacht auf das außerordentlichste.

„Der Franzose muß vornehmer Leute Kind gewesen sein. Denn nachdem seine Landsleute längst fortgezogen, kam von Wien der Befehl, daß er im Hause des Müllers seine Genesung abwarten könne und ihm nichts in den Weg gelegt werden dürfe.

„Nun gut; der Hauptmann wurde gesund und es hieß sodann von einer Woche auf die andere, er werde abreisen, aber es wollte nicht dazu kommen. Auf den paar Mühlen und auch im Ort ging sodann das Gerede, der schmucke Franzose sei in die Marie verbrannt und sie wäre es auch. Es konnte aber auch kaum ein schöneres Paar geben, als die Beiden.

So wurde es Herbst, der Hauptmann war auf ein paar Tage nach Preßburg gefahren, um einen Kameraden zu besuchen, der sich dort aufhalten sollte, als im Hause des Schiffmüller's Jammer und Elend hereinbrach. Die Marie nämlich hatte sich ein Herz genommen, war vor dem Vater auf die Knie gefallen und hatte ihm anvertraut, daß sie der Hauptmann unter tausend Schwüren zu Falle gebracht habe und sie Mutter sei. Der Müller gerieth in eine furchtbare Wuth, verfluchte sein Kind und jagte es aus dem Hause. Das war zu viel für die Aermste, die schon in früher Jugend die Mutter verloren, und um welche sich der Vater fast gar nicht kümmerte, sondern nur verlangte, daß sie das Hauswesen besorge und ihm eine Dirn' erspare. Schon nach ein paar Tagen zogen Fischer die Leiche der schönen Marie aus der Donau.

Als der Franzose wieder kam und hörte, was sich begeben, ging er der Mühle aus dem Wege, that sich im Orte bei einem Wirth ein, wogegen dieser nichts einzuwenden hatte, weil es seinem Gaste nicht an Goldfüchsen fehlte und diese im Ohr einen gar lieblichen Klang haben. Anfangs that der Hauptmann ganz verzweifelt, schloß sich in seine Kammer ein und der Wirth und die Wirthin sagten, er habe recht erbarmungswürdig ausgeschaut und manchmal verweinte Augen gehabt.

Das dauerte vielleicht durch eine Woche, dann aber wurde er wieder sichtbar und gegen Abend nahm er gewöhnlich sein Gewehr und verschwand in den Auen, um sich, wie er vorgab, durch die Jagd zu zerstreuen.

Da blieb er einmal die ganze Nacht hinweg und darnach er auch Mittags noch nicht zurück war, ging der Wirth mit seinen Leuten, um sich nach ihm umzusehen. Sie fanden ihn hier an der Lacke. Er lag am Rohr, war mausetodt und neben ihm fand sich auch sein Gewehr mit ausgeschossenem Laufe. Allein sein Gewehr war eine Schrottbüchse und dem Hauptmann steckte rückwärts eine Kugel im Kopfe.

Wer die That gethan, darüber wußte Keines Bescheid; aber auch der Vater der armen Marie ging ab und kam niemals wieder zum Vorscheine.

Es erschienen sodann Herren vom Gerichte aus Wien, aber obgleich sie jederman fragten und viele Bogen anschrieben, wurde die Sache doch nicht anders und als sie wieder fort waren, wurde immer mehr und mehr gesprochen und behauptet, der alte Schiffmüller habe dem schelmischen Franzosen das Lebenslicht ausgeblasen und sei nach Ungarn durchgebrannt. Seit sich nun dieses alles zugetragen, sollen die Leute das Wasser hier die „Hauptmannslacke" genannt haben.

Darnach der alte Mann mit seiner Erzählung zu Ende war, bat er mich um etwas Tabak, stopfte die Pfeife und kehrte zu seiner Arbeit zurück und als er fertig geworden, empfahl er sich von mir mit den Worten: „In der Dämmerung können Sie vielleicht noch ein schönes Stück fangen, wenn es Ihnen hier nicht zu ‚enterisch' wird."

Nach vielleicht einer Stunde wurde es an der Lacke rasch finster und die Dunkelheit nahm in einer Weise überhand, daß ich meinen Korkstoppel nur mit größter Anstrengung noch sah. Da ging dieser blitzschnell unter, die Schnur ihm nach, ein starker Ruck und ich fühlte, daß ich einen ausgiebigen Fang gethan hatte. Ich war nun eben daran, den Hecht an mich zu ziehen, als es gegenüber im Rohr raschelte, die Stämme sich auseinander bogen und die Gestalt eines Mannes zum Vorscheine, der sich gegen das Wasser hin bückte.

Da schoß mir die Geschichte von dem Franzosen durch den Kopf, mich überlief es eisig kalt, mein Herz pochte heftig und die Hände zitterten mir derart, daß ich kaum vermochte, meinen Fisch an das Land zu ziehen. Unwillkürlich wandte sich mein Blick nochmals dem Rohr zu; jetzt aber hatte dort jede Bewegung aufgehört und auch die Erscheinung war verschwunden.

Dummes Zeug, brummte ich vor mich hin und rüstete mich zum Aufbruche. Da hörte ich Schritte und einer Ihrer Forstadjuncten kam des Weges.

Er mochte mein verstörtes Wesen wahrgenommen haben, denn er sagte: „Habe ich Sie vielleicht erschreckt, dann thut es mir herzlich leid. Ich verfolgte die Spuren einer Fischotter, die mich an das Rohr führten. Bemerkten Sie vielleicht das Thier?" Ich mußte es verneinen, war aber herzlich froh, daß er mein Begleiter wurde. Hiermit hat meine Geschichte ihr Ende und ich werde weder ihre erfreulichen, noch ihre unheimlichen Momente sobald vergessen."

„Jedenfalls haben die erfreulichen Momente die Ihnen unangenehmen aufgewogen", meinte lächelnd der Forstmann. „Das aber, was Ihnen der alte Rohrschneider erzählt, kann sich möglicherweise so, vielleicht aber auch etwas abweichend zugetragen haben, nur bezweifle ich, daß dadurch dem Tümpel, an welchem Sie gefischt, der Name „Hauptmannslacke" verschafft wurde.

Nach meiner, natürlich nicht maßgebenden Anschauung dürfte der ursprüngliche und auch sachlich richtigere Name des Tümpels „Hauptarmslacke" sein, weil er von den Hochwässern des Hauptarmes der Donau gespeist wird und hat sich sodann im Laufe der Zeiten der Volksmund das ihm geläufigere Wort „Hauptmannslacke" zurecht gelegt. Wie dem auch sein möge, lassen wir Vergangenes hinter uns und halten wir an Dem, was uns Freude und Vergnügen verschafft. Im Grunde genommen hat Ihnen die, durch den Rohrschneider bestverläumdete „Hauptmannslacke" denn doch zu Fisch und Ruhm verholfen.

III. Am Lang-Enzersdorfer Steindamme.

Motto:

Wer dort mit Schill und Hecht nicht angebunden,
Dem bleibt versagt, was Mancher tief empfunden.

Der Angriff.

Dem Chorherrnstifte Klosterneuburg gegenüber, verdeckt durch Auen und den Bisamberg im Rücken, hat sich in einer langen Zeile von Häusern das Dorf Lang-Enzersdorf hingebaut.

Durch seine Verbindung mit dem Schienenstrange der Nordwestbahn ist es zwar Wien gewissermaßen näher gerückt, erinnert aber demungeachtet recht lebhaft an Herrn Dumas Bühnendichtung: „Unsere biedern Landleute."

Auf der Klosterneuburger Seite befahren die Dampfer und andere Schiffe das „schwere" Wasser, — am Enzersdorfer Ufer, wo der Wellenschlag der Donau ein mehr gesänftigter ist, klappert Mühle an Mühle. Den Hintergrund gruppirt dort zum Theil ein hoher Baumschlag, zum andern Theil abgestocktes Auholz mit seinem Nachtriebe und weiter voran wird man die Häuser und Gärten der Müller gewahr, deren Schutz gegen Eisstoß und Hochwässer ein, in sanfter Biegung hinlaufender Steindamm ist. Dieses Terrain, bis zu dem sogenannten „Donau-Graben",

wurde seit manchen Jahren von den Wiener Angelfischern als ein vorzüglicher Schill-Platz gesucht.

Sobald im August der Fang auf diesen edlen Fisch der Donau begann, rückten sie entweder mit dem Dampfschiffe an, das am Enzersdorfer Gelände zu verschiedenen Stunden hält, oder es entlud sie die Nordwestbahn. Aber jene Gäste hatten oft noch nicht ihr Angelzeug in Ordnung gebracht, als schon der Pächter der stiftlichen Fischwässer unter sie stürzte, wie der Falke auf eine Schaar argloser Tauben niederfährt, um von ihnen seinen Fischzoll zu erheben.

Diese Razzia vollzog sich am öftesten an Sonntagen, wo die Zahl Derer, die am Steindamme angelten, eine kleine Legion ausmachte; das Verfahren hiebei war bequem, verlangte keine besonderen Vorkehrungen und erwies sich auch rentabel.

Jedem unbefugten Angelfischer hielt der stiftliche Pächter eine Erlaubnißkarte um den Erstehungspreis von zwei Gulden unter die Nase; wer sich dann weigerte, sie zu honoriren, dessen Fischerei-Requisiten wurden mit Beschlag belegt und er nebstbei aus seinem Paradiese verwiesen. Manchmal gab es recht drastische Scenen, denn nicht alle Angelfischer waren geduldige Lämmer und andererseits geberdete sich der stiftliche Pächter wie ein brüllender Leu.

Wohl verfuhr er gegen Solche, die im Dorfe oder in den Häusern der Müller ihr Heim hatten, liberaler und großmüthiger; aber er war es mehr aus Politik, denn aus menschlichem Erbarmen. Stand er mit ihnen auf bösem Fuße, dann liefen seine über Nacht im Wasser ausgespannten Absperrnetze Gefahr. Er sah es deshalb niemals, hatte Dieser oder Jener die Angel in sein Wasser getunkt und ließ sich nur manchmal, ruderte er bei Tagesanbruch an den Mühlen vorbei, im aufwallenden Gefühle seiner Machtherrlichkeit verleiten, aushangende Grundschnüre zu zerschneiden.

Zu den Inwohnern der Ansiedlungen nächst dem Steindamme zählte nun Einer, den sie Alle den „Professor" nannten, obwohl er vielleicht Maier oder Weiß hieß und möglich sogar ein Namensvetter von dem Erfinder des Pulvers war.

Verschiedene verliehen ihm diesen akademischen Grad in Anerkennung seiner besonderen Fangverständigkeit als Angelfischer; Andere, weil er sprach wie ein Buch. Im Umgange war er liebenswürdig und zuvorkommend und die Frauen zeichneten ihn aus, weil er sich ihrem Dienste

mit selbstlosem Eifer widmete, waren die Verhältnisse dem Fischfange ungünstig oder das Dorf-Casino wie ausgestorben, oder wenn die Pulse des Gemeindelebens für einige Zeit normal schlugen und dann seinem, etwas oppositionell angehauchten Geiste der belebende Nahrstoff fehlte.

Ganz in der Nähe des Ufers, wo die Localdampfer der Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft ihren Landungsplatz haben, präsentirt sich der geräumige Garten einer Gastwirthschaft. Dieses primitive Tusculum mit Tischen, Bänken und Sesseln auf weichem Rasen und überschattet von Akazienbäumen, dazu noch ein offenes Lusthaus und eine gedeckte Kegelbahn, führt den Namen „zur Ueberfuhr", ist der Stolz der Einheimischen und fühlt sich auch der Fremde dort behaglich.

Daselbst saßen an einem lauwarmen September-Abend an den Tischen drei Gesellschaften.

Den längsten Tisch hatten die Mitglieder eines Ruderclubs in Beschlag. Dieser Club hatte den herausfordernden Namen: der Uskoke, war vor etlichen Jahren wie ein Schwarm Wildgänse eingefallen, hatte sich häuslich eingerichtet, hielt seine Exercitien ab, unternahm nach kreuz und quer seine Bootausflüge und ließ manchmal bis Melk hinauf sein Wimpel flattern.

Anfänglich hielt man die bärtigen Fremden in ihren weißen, schwarz bestreiften Gewändern und um den Leib die blutrothe Schärpe für Kunstreiter oder fahrende Comödianten und wartete von Tag zu Tag, daß sie im Dorfe durch Trommelschläge ihre Vorstellungen ankünden würden. Da kam der Professor der Unwissenheit der Leute zu Hilfe, sie belehrend, daß die Uskoken einst ein sehr gefürchtetes, gefährliches Seeräubervolk gewesen, während Die, welche sich auf dem Enzersdorfer-Gebiete bewegten, harmlose Schinakelfahrer seien, von denen man nicht das Geringste zu befürchten habe.

Dem ungeachtet behielt das Mißtrauen lange die Oberhand; man sperrte den Gefürchteten die Hausthüre vor der Nase zu, raunte sich über sie die haarsträubendsten Geschichten in das Ohr, bis die Gewohnheit allmälig die Bedenken verscheuchte und man sich das Herz nahm, mit den Seeräubern in Verkehr zu treten.

Ihrerseits erleichterten die Herren Uskoken die Annäherung insofern, als sie, obgleich ihr eigenes Boothaus in der nahen Au stand, um dort den Gelsen und andern geflügelten Blutsaugern zu entgehen, die Abende in dem höher gelegenen und mehr luftigen Garten zur

„Ueberfuhr" zubrachten, daselbst wie andere Menschenkinder speisten und tranken, sprachen und sangen, wenngleich auch vorkam, daß manchmal jemand recht mühselig und in ganz eigenthümlicher Bewegung den Stammtisch verließ.

Den Tisch nebenan umkreisten Mühlenbesitzer aus der nächsten Nachbarschaft. Es waren meist ernste Männer mit klugen Gesichtern, gekleidet nach der Mode, mit superweißem Hemd und Manschetten und auch mit Manieren so fein, als das feinste Erzeugniß aus ihren Mühlen. Nebenbei fand sich bei ihnen jene Behäbigkeit und jener Goldschimmer vor, der auch dem Roggenmehl nicht fehlen darf, soll seine Qualität als eine vorzügliche gelten.

Weiter abwärts, wo der Tischsitz nicht mehr vom Sessel, sondern durch die Bank vertreten war, hatten sich vier oder fünf vollbärtige Männer hingethan. Sie trugen leichte Gewänder, den Kopf bedeckte ein breitgeränderter Hut, die Beine steckten in hohen Stiefeln.

Diese kräftigen, auf den ersten Blick hin nicht zu einladenden Personagen, welche an abgelegenen Orten sogar ein unangenehmes Gefühl hervorrufen konnten, waren ehrsame Angelfischer, davon Einige der letzte Abend-Dampfer gebracht hatte. Sie discutirten das Programm einer Schill-Partie, entworfen von dem bereits erwähnten Professor und seiner Durchführung anvertraut.

Da scholl vom Tische der Uskoken die Frage: „Ihr Herren, wo steckt denn der Schill-Professor?"

„Er fischt noch in der Hirschlacke", lautete die Auskunft.

„Aber weshalb nehmen die Herren nicht bei uns Platz?" ließ sich der Commodore der Uskoken vernehmen.

Man blieb die Antwort nicht schuldig. „Weil wir den Schabernack mitempfinden", sprach im ernsten Tone einer der Angelfischer, „den Sie, meine Herren Uskoken, wie wir ganz bestimmt wissen, dem Professor spielten, indem Sie bei einer Ruderübung seine Leine abzwickten, an die er als Köder auf einen Scharn, dem er schon lange nachspürt, eine todte Gans mit Haut und Federn festgemacht hatte. Nicht nur, daß sich unser Freund um einen Köder gebracht sah, der nicht immer zu haben ist, gingen Sie in Ihrem Frevel noch so weit, an die Leine statt der Gans einen Besenstiel zu binden."

Am Uskokentische erscholl ein homerisches Gelächter, das lange nicht zur Ruhe kommen wollte, da rief jemand: „Dort kommt der Professor."

In der That tauchten aus dem Dunkel des Gartens zwei Personen auf.

Der eine größere Mann trug in der Hand ein Schmetterlingnetz, dem kleineren hieng ein sogenannter „Streifbär" über die Schulter; nebenbei schleppte er einen großen Blechbehälter, mit kleinen Fischen vollangefüllt.

Die Ankömmlinge grüßten nach allen Tischen, darnach umringten die Schillfischer den Professor und prüften den Inhalt des Behälters.

„Wahrhaftig ein prachtvoller Köder," riefen sie entzückt, „nun sind wir aus jeder Sorge und brauchen mit den Fischleins nicht zu sparen."

„Warten wir erst ab," warnte der Professor. „Ich fürchte sehr, man werde morgen in diesem Behälter viele Leichen zählen. Wir haben zu warm, das Wasser ist fast lau; schlimme Anzeichen für den Schillfischer, der unter solchen Umständen kaum einen Fisch zu sehen kriegt. Aber ich gehe, unsern Vorrath in die Donau einzusetzen. Auf Wiedersehen, meine Herren, auf Wiedersehen!"

Der Begleiter des Professors hatte sich inzwischen den Uskoken genähert.

„Und Sie," wurde er gefragt, „hatten auch Sie Glück?"

„Ich fing oben am Damme, im ‚Seifenkraut', zwei Stück Ligufter und einen ganz mackelreinen Wolfsmilchschwärmer. Wäre ich früher gekommen, würde mein Fang wahrscheinlich reichlicher ausgefallen sein."

„Sie theilen doch heute unsere Gesellschaft?" hieß es weiter, und er folgte der Einladung.

Darnach steckten die Uskoken die Köpfe zusammen und hörten mit Aufmerksamkeit an, was jemand mit gedämpfter Stimme vorlas. Nun Der zu Ende gekommen, nahm der Schmetterlingsfänger das Wort und sagte: „Werthe Herren, ich möchte von jeder weiteren Verbreitung abrathen. Warum wollen Sie dem Professor eigentlich zu Leibe? Sie treiben den Schiff-Sport und er den Fisch-Sport. Glauben Sie übrigens nicht, daß er den Hieb auf sich sitzen läßt; dazu ist er nicht der Mann. Wenn Sie aber auf Ihrem Vorhaben bestehen, dann entschuldigen Sie, wenn ich den Tisch verlasse, denn er ist mir ein lieber Freund."

„Bleiben Sie, bester Herr Hartmann, bleiben Sie," rief es mit starker Stimme und der Professor stand mit unendlicher Würde vor der Gesellschaft.

„Meine Herren Uskoken," hörte man ihn nach einer kürzern Pause, „legen Sie sich durchaus keinen Zwang an. Ich weiß es, in Ihrem Kreise befindet sich ein Barde, dem alle Verherrlicher der Seekönige und Helden Skandinaviens weichen müssen. Bringen Sie diesen Herrn nicht um den Ruhm, der hier seiner harrt."

„Sie wünschen es?" fragte mit einem Anfluge von Spott der Commodore der Uskoken.

„Ich bitte Sie sogar darum."

„Die Herren hier sind Zeugen, daß es Ihr Wunsch ist, und ich nehme keinen Anstand, ihm Folge zu leisten."

Nun erhob sich auf einen Wink des Commodore an der obern Tischecke eine Gestalt, die keine Beschreibung zuließ, weil sie außerhalb dem spärlichen Lichte der Kerze stand. Sie begann:

Kommt zu uns der „Schill" gezogen,
Findest Du den Angler hier,
Zog mit Fischstock und dem Wandel
In das lustige Revier.

Steht dann Morgens bis zum Abend
Kerzeng'rade an dem Strom
Und ihn quält die schwere Sorge,
Daß er seinen Fisch bekomm'.

Horch, da ruft es aus der Tiefe:
„Schmeckt Dein Köder noch so gut,
Speisen dennoch wir viel lieber
Ohne Angel hier die Brut.

Kehre, Fischer, heim in Frieden
Zu den Kindern und dem Weib',
Denk' an jenes Malers Worte:
Schuster, bei dem Leisten bleib'.

Hast Du Lust, uns zu verspeisen,
Finde Dich am Fischmarkt' ein,
Wo die Dümmsten meiner Brüder
Aufgespart zur Todespein.

Uns zu täuschen, laß' Dir sagen,
Bist Du nicht der rechte Mann;
Denn, wer uns kriegt an die Angel,
Mehr noch als Herr Kramer*) kann.

Diesen Mann nimm zum Exempel,
Thut's dem sel'gen Rothschild gleich,
Wird vom Beuschel und durch's Gollasch
Fast wie sein Prälat so reich.

Schänkt den Wein, den besten, sagt er,
Und, wird auch der Schädel schwer,
War's nicht Er, der das verschuldet,
Kommt vom großen Durste her."

Darnach der Vortrag zu Ende war, herrschte jene bange Stille die den anrückenden Sturm verkündet. Da schien es, als werde der kleine Schill-Professor zum Riesen. Seine Augen erhielten einen eigenthümlichen Glanz und er sprach mit Ruhe und anerkennenswerther Selbstbeherrschung: „Geehrte Versammlung! Jedermann ist so eben Zeuge gewesen, wie abträgig und entstellend hierüber das Schillfischen, diesen Höchstpunkt

*) Der Name des Wirths im Gasthause zur „Ueberfuhr" am Langenzersdorfer Donaugelände. Diese Schankwirthschaft ist Eigenthum des Stiftes Klosterneuburg.

in der Angelkunst, gesprochen wurde und wir, die diesen Fang vortretend betreiben, sind dabei nicht am Besten weggekommen.

„Sie, meine Herren Uskoken, gefallen sich seit längerer Zeit gegen uns Schillfischer Stellung zu nehmen und auch Practiken zu insceniren, welche durch ihr Raffinement an den Verschwörer Catilina erinnern. Darauf soll Ihnen nicht mit dem Schwerte des Brennus geantwortet werden, sondern von mir versucht sein, das Duell zwischen uns im Geiste eines Cicero auszutragen.

„So lade ich denn für heute über acht Tage alle Anwesenden ein, an diesem Orte unsere Revanche einer unparteiischen Beurtheilung zu unterziehen." Darauf folgte seine Verbeugung und auf sie der Abzug der entrüsteten Schillfischer. Auch die Herren Müller empfahlen sich. Sie bildeten in der sich abgespielten Affaire das neutrale Element und zogen darum schweigsam von dannen.

Mit einer gewissen Ostentation führte der Commodore der Uskoken sein Häuflein ab, nachdem noch verschiedene Gläser Wein und Gerstensaft die Kehlen befeuchtet hatten. Aber das lustige Wort wollte nicht mehr recht fort und der Witz blieb stecken, wie draußen auf der Straße die schwer beladenen Wägen der Müller, hatte es durch ein paar Tage Regenwetter gegeben.

Die Revanche.

An jenem, vom Schillprofessor anberaumten Abende rieb sich der Wirth zur „Ueberfuhr" seelenvergnügt die Hände, sein Garten war übervoll. Er dachte mit Rührung an den Urheber dieses Ereignisses, was ihn jedoch nicht hinderte, die Preise auf seinem Speisezettel mäßig zu erhöhen und der rührigen Ehehälfte eine möglichste Verkleinerung der Portionen nahe zu legen.

Der Tisch der Uskoken war bis auf den letzten Mann besetzt und Alle erschienen in höchster Wichs. Daß die Herren Müller nicht fehlen würden, ja ihr Contingent verstärkt hatten, war vorauszusehen.

Ebenso hatten sich die Angelfischer stattlich herausgeputzt; der Abellino-Hut und die Jacke hatten dem Cylinder und dem Rocke nach der Mode weichen müssen. Es waren ja Manche von ihren Frauen begleitet und diesen war eher alles genehm, als die etwas schäbig aussehenden Fischeranzüge Dessen, der nun das Familienoberhaupt repräsentiren sollte.

Im Stifte läuteten sie bereits zum Ave Maria und der Schillprofessor war noch mit keinem Auge zu sehen. Es fielen am Tische der Uskoken bereits boshafte Bemerkungen und auch die Schillfischer zeigten Unruhe.

„Er wird doch nicht durchgebrannt sein," raunten sich die Aengstlicheren in das Ohr, „die Blamage wäre eine entsetzliche."

Da erhellte den Weg, der vom Gasthause in den Garten hinabführte, plötzlich ein Lichtstrahl. Stimmen ließen sich hören, Gestalten rückten aus dem Dunkel vor. Es erschien des Hauses Wächter, ein großer zottiger Köter und darnach unter dem Vortritte eines vierschrötigen Kellnerbuben, dessen Hände Lichter unter Glaskugeln trugen, der Schillprofessor; diesem folgten der Wirth, die Wirthin und eine Küchenmagd. Jedes trug behutsam eine Schüssel, in jeder Schüssel lag ein stattlicher, blau gesottener Schill, das übliche Sträußchen Petersilie im Rachen und um jeden Schill wand sich ein Kranz kleiner, goldgelber Kartoffel.

Der Oberrock des Professors war von schwarzer Farbe, dazu trug er lichte Beinkleider; Glacéhandschuhe bargen die Hände und sein Haupt bedeckte ein Filzhut neuester Facon.

Er machte ein feierliches Gesicht und auf einen Wink von ihm standen die drei Schüssel auf dem Uskokentische, höchst einladende Gerüche verbreitend.

Sodann wandte er sich dem Oberhaupte der Uskoken zu mit den Worten: „Herr Commodore, mit diesem Schillgerichte, das jederman wohl bekommen möge, beginnt der erste Theil meiner Revanche.

Ich rufe dem anwesenden Herrn Müllermeister, nächst dessen Mühle heute Morgens die drei Fische von mir gefangen wurden, zum Zeugen, daß sich solches wirklich so verhält.

Mein Herr Commodore, heute vor acht Tagen hat der Barde Ihres Clubs in seinem Declamatorium versucht, unsere Fangverständigkeit in einem zweifelhaften Lichte, ja im Zustande der Kläglichkeit erscheinen zu lassen.

Die Thatsachen vor Ihren Augen sprechen nun dafür, daß Sie, Herr Commodore, und auch Ihr Sänger sich in einem Irrthume befanden. Weil es aber an der Tafel hochmögender Herren Sitte ist, während dem Mahle auch das Ohr zu ergötzen, nehme ich mir die Freiheit, die Herren Uskoken mit dem zweiten Theile meiner Revanche bekannt zu machen."

Und ohne eine Entgegnung abzuwarten, hörte man ihn, der die rechte Hand in die Brust geschoben, die linke auf den Rücken gelegt hatte, mit gehobener Stimme recitiren:

In dem Boothaus, kühl und traulich,
Der Uskokenhäuptling sitzt;
Wie so munden Wurst und Käse,
Wie so kühn das Auge blitzt.

Kaum doch das Diner vorüber,
Wischt er sich den Schnurbart ab,
Stülpt den Zwicker auf die Nase
Und das Fußwerk kommt in Trab.

Kommt geflogen an das Ufer,
Wo sein Boot im Wasser rinnt;
Mahnend an des Hauses Köter,
Der die Freiheit sich gewinnt.

In den Fluthen fortan kreischet
Jämmerlich, daß Gott erbarm,
Eine Dame, die umplätschert
Keuchend der Uskokenschwarm.

„Blitz und Hagel!“ schreit der Häuptling
„Hätte ich's doch nie erlebt!
Flink, Ihr Jungen, faßt die Dame
In das Schifflein sanft sie hebt!“

Sieh', die Rettung ist gelungen
Und die Dame lustig wird,
Sprechend: „Danke, solche Dummheit
Ist mir niemals noch passirt.

Nehmen Sie statt einem Ruder
Einen Besen in die Hand,
Dann scheint, daß die gleiche Seele
Sich zu dem Berufe fand.“ — — —

Wie so manche junge Herren
Stecken im Uskokenkleid;
Prüft man ihre Narretheien,
Thut es um das Völklein leid.

Thäten besser, sie versuchten
Mit dem „Kopf“ die Ruderfahrt
In der Fluth der Geistesbildung
Um den Preis ganz and'rer Art.

Mag die Jugend manchmal tändeln
Sich vertändeln soll sie nicht;
Zeit ist Gold, rasch eilt das Leben
Und die That sitzt zu Gericht.

Als er zu Ende war, verneigte er sich leicht und nahm den Rückzug zu den Schillfischern.

Ein Beifallssturm brach los, als er wieder unter ihnen stand und die Umarmungen, die er zu erdulden hatte, wurden seinem Rocke gefährlich. Er suchte los zu kommen, indem er sich mit verstärkter Stimme vernehmen ließ: „Wackere Freunde! ich bin auf das Tiefste gerührt, aber schonen Sie das Leben eines Familienvaters.“

Er flehte zu tauben Ohren. Kräftige Hände hoben ihn sich auf die Schulter und ihre Begeisterung verschuldete, daß der Professor, nicht wie Absalon mit den Haaren, wohl aber dessen superfeiner Hut an einem Baumaste hängen blieb. Allein sie achteten es nicht in ihrem Enthusiasmus; das Fischerlied aus der Stummen von Portici mehr brüllend, als singend, trugen sie den Mann ihrer Verehrung aus dem Garten und man hörte sie noch, als sie sich schon tief in der Au begraben hatten.

„Was halten Sie von der Revanche des Schillprofessors?“ lautete die Frage an das Oberhaupt der Uskoken, darnach diese noch die Einzigen im Garten waren.

„Der erste Theil hat mich sehr befriedigt," antwortete der Commodore mit der Zunge schnalzend. „Des Professors Fische waren wirklich vortrefflich."

„Mich hat weit mehr der zweite Theil angezogen," entgegnete ein Uskoke mit gebräuntem Antlitze und wetterleuchtenden Augen. „Meine Herren, der Schuß traf mitten in die Scheibe. Gestehen Sie es nur, der Hauptzweck, den wir verfolgen, ist bedeutungslos für die Welt und da er uns hauptsächlich nur Vergnügen schaffen soll, haben wir kein Recht, das Vergnügen Anderer unter die Hechel zu ziehen."

Nachklänge.

Es war wieder Frühjahr. Dort, wo die Uskoken in einer Bretterhütte gehaust, erhob sich ein geräumiges Boothaus und auf ihm, roth mit schwarzem Kreuze die Flagge des „Pirat", eines Ruder-Clubs, der sich am Enzersdorfer Stromgebiete etablirt hatte; denn die brennenden Worte des Schillprofessors hatten in den Club der Uskoken den Keim seiner Auflösung getragen.

Später dann erhielt der „Pirat" einen zweiten Ruder-Club zum Nachbar. Dieser führte den Namen „Regatta" und eine weiße Flagge mit rothem Sterne.

Aber auch die Wimpel noch anderer Clubs kamen nun zu Zeiten in Sicht. Es waren solche, die weiter unten an der Donau ihr Heim hatten und man hörte sodann zu verschiedenen Stunden das Commandowort auf diesem oder jenem Boote: „Bugmann bereit; landen!"

Also befuhr hier an manchen Tagen eine Flottille der Rudervereine mit rothen, blauen und weißen Flaggen den Donaustrom und fanden je nachdem Abstecher nach Kritzendorf und Greifenstein, nach Stockerau und Tulln statt.

Wenn aber das so kam, strahlte das Antlitz des Wirths zur „Ueberfuhr" nächst Enzersdorf wie die Vollmondsscheibe in einer hellen Nacht, denn er schwelgte bereits in dem Bewußtsein, daß Abends alle diese Rudermenschen von ihm bedient werden würden.

Oft drangen sodann ernste und heitere Gesänge aus dieses Mannes Garten an das lauschende Ohr und kam manchmal auch das Lied:

O Du mein Oesterreich
An Kraft und Ehren reich!

zum Vortrage, dann stimmten alle Anwesenden mit leuchtenden Augen

und gehobenen Herzens in den Chorus ein und trugen tief empfundene Strophen zur Donau hinaus und in das Land hinein.

Forscht man nun nach den Ursachen dieser, rasch herausgebildeten Veränderungen am Enzersdorfer Donaugelände, dessen Auen und Uferpfade früher nur dem Forstmanne, dem Angler, welcher irgend einem weniger bekannten Tümpel seinen Besuch zugedacht, oder einem erpichten Schmetterlingsammler, der gewissen Faltern und Schwärmern nachging, durchstreift wurden, so hat abermals die Donau-Regulirung, wie sie dem Angelfischer das ihm so werthe alte Bett des Donaustroms entrieß, die Auswanderung sämmtlicher Wiener Rudervereine verschuldet.

Zur besseren Orientirung für den Leser sei hier umrißlich die Entstehungsgeschichte der Wiener Rudervereine versucht.

Im Anfange der Sechziger-Jahre gab es zu Wien im Donauarme der Freudenau des k. k. Praters und ebenso im „Kaiserwasser" viele kleine Gesellschaften, welche als sogenannte wilde Crews das Befahren der Donau mittelst Kähnen betrieben.

Aus diesen Elementen constituirte sich 1862 zur Unterhaltung der erste Verein der Wiener Ruderclubs „Lia". Sein sehr primitives Boothaus stand am Kaiserwasser, ward 1869 umgebaut und 1871 nach dem „Säulenhaufen" nächst der neuen Reichsstraße verlegt, welche an die Stelle jenes Fahrweges getreten ist, der durch „Zwischenbrücken" an die nun aufgelassene „große" Taborbrücke geführt.

Fünf Jahre später (1867) tauchte der Wiener Ruderverein, oder der sogenannte „adeliche Club" auf, dessen Mitglieder ausschließlich der Aristokratie angehörten. Schon ein Jahr darauf veranstaltete dieser Club im Kaiserwasser eine großartige Regatta. Diesem prachtvollen, vom günstigsten Wetter begleiteten Schauspiele wohnten der allerhöchste Hof, die ersten Adelsgeschlechter und eine nach vielen Tausenden zählende Menge bei. Niemals hatte die Residenz Aehnliches in solchem Maße gesehen und dürfte auch kaum nochmals zum Vorscheine kommen. Damals fungirten die Grafen Hoyos, Harrach und Wilczek als Ausschußmitglieder.

Nach einem so viel versprechenden Anfange ließ sich auf eine weiteste Verbreitung des Unternehmens schließen. Indeß kam es anders und schon nach wenigen Jahren zählte dieser Club zu den Vergessenen.

Da stellte sich im Jahre 1868 der Ruderverein „Donauhort“ die Aufgabe, in diesen Sport ein regeres Leben und eine größere Ausdehnung zu bringen; auch er begann im „Kaiserwasser“ seine Thätigkeit und erbaute 1873 sein comfortables Clubhaus an den Kaisermühlen im Prater. Allein die Freude währte nur kurz; die Donau-Regulirung hatte auf das Kaiserwasser seine Hand gelegt und sowohl die „Lia“ als der „Donauhort“ mußten die der Versandung anheim gegebene alte Linie räumen und versuchen, sich im neuen Strombette zu etabliren.

Also baute die „Lia“ im Herbste 1876 ihr neues Haus im „Donaudurchstiche“ oberhalb dem Communalbade und pflanzte sich der „Donauhort“ zunächst am Nußdorfersporne in unmittelbarer Nähe des „Sperrschiffes“ hin, während der „Pirat“ 1874 und zwei Jahre später die „Wiener Regatta“ in Lang-Enzersdorf Unterkunft fanden.

Unter diesen vier Wiener Ruderclubs ist der „Donauhort“ *) durch Leistungsfähigkeit, Zahl der Mitglieder, wie nach seinem Bootsstande in der österreichisch-ungarischen Monarchie so ziemlich der tonangebende und größte. Zweck dieses Vereines, so wie auch der übrigen ist: Kräftigung des Körpers, Pflege des Wassersports und gesellige Unterhaltung.

Unter diesen Rudervereinen war es dann vortretend der „Donauhort“, der zahlreiche kleinere Regatten und Matsches unternahm, auch errang er im Jahre 1874 auf der „internationalen Pester-Regatta“ in allen Rennen den ersten Preis.

Die Flagge des Rudervereins „Lia“ ist blau, in der oberen Ecke führt sie auf weißem Felde den Namen ihres Clubs. Auf den Schiffen des „Donauhorts“ flattert eine rothe Flagge mit dem weißen Andreaskreuze im oberen Stangenfelde. Der „Pirat“ hat ein schwarzes Kreuz im rothen Felde und die Flagge der „Regatta“ ist weiß mit einem rothen Sterne.

Auf ihren Fahrten bedienen sich die Mitglieder genannter Rudervereine einer eigenen, malerischen Tracht. Knapp anliegende Tricots

*) Sein dermaliger Bootsstand ist: ein Achtriemer, sechs Vierriemer, zwei Pau-Oars, fünf Scullings, zwei Couvres und diverse Zillen. Sämmtliche Fahrzeuge werden auf der eigenen Werfte, darunter die Boote nach englischem Muster angefertigt. Wegen der wechselnden und starken Strömung der Donau kommen Segelboote nicht in Anwendung. Der Kostenaufwand für das neue Boothaus betrug 8000 fl.

schützen den Oberleib und gestatten ihm zugleich die freieste Bewegung. Diese sind bei der „Lia“ weißroth gestreift, beim „Donauhort“ blauweiß und breitgestreift, beim „Piraten“ blau mit weißen Streifen und bei der „Regatta“ weiß mit schmalen blauen Streifen. Noch tragen die Mitglieder der „Lia“ und des „Donauhorts“ weiße Pantalons und Mützen, sodann dunkelblaue Bootsröcke. Beim „Pirat“ ist die Hose gelb, das Bootshemd weiß und die Mütze blau. Die „Regatta“ wählte für Pantalon, Mütze und Bootsrock die Farben der Lia.

Auf der „ungarischen“ Donau kommen noch folgende Rudervereine vor:

Zu Preßburg die „Donau“, im Jahre 1862 gegründet, — zu Komorn die „Donau“, gegründet 1872, — zu Pest der National-Ruderverein, gegründet 1862 und der Ruderclub „Egyetertes-Donau“, gegründet 1865.

Gemeinnützige Anstrebungen lassen sich bei den „Wiener-Ruderclubs“ nicht herausfinden, man mag die Sache besehen wie man will. Aber insofern bleiben sie eine interessante, wenn auch ephemere Erscheinung der Neuzeit, als die Pflege ihres geselligen Lebens mit einem Aufwande körperlicher Anstrengungen und Gefahren, die verhängnißvoll werden können, eingerahmt erscheint. Indessen ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sich dereinst der Kreis ihrer Bestrebungen erweitert, indem man zur Einsicht kommt, es ließen sich auf unserem herrlichen Donaustrom, der seit der Eröffnung des Canals von Suez seine alte Weltstellung zurückgewonnen hat, neben den Kahnfahrten noch bedeutungsvollere Studien und Ziele verfolgen.

Sehen wir uns nach diesem Einblicke in das Leben von Personen, für welche, wenngleich nur im friedlichen Sinne, das Lang-Enzersdorfer Stromufer annäherungsweise das, was Malta für das meerbeherrschende Albion bedeutet, auch dort nach dem Schill-Professor und seinen Freunden um.

Ach, ihr Stern ist im Niedergange! Eine Riesensandbank hat ihr bestes Schillwasser gründlich verdorben und nachdem dort die Schille sich nach einer, ihrem Geschmacke zusagenderen Tiefe empfohlen haben, blieben allmälig auch sie weg, welche auf die Ausgewanderten so manche herrliche Jagd gemacht hatten.

Der Schill-Professor hat sich den Kaiser Diocletian auf Salona zum Vorbilde genommen und baut mit dem gleichen Eifer, als er ge-

fischt, in seinem Garten Forellensalat und Kohl, Kukuruz und Rüben. Kommt man nun über diese Veränderung mit ihm zur Sprache, ist seine Antwort:

„Ich habe durch manche Jahre Fische in einer Ausgiebigkeit und mitunter von seltener Größe gefangen, wie nicht Viele. Ich habe mit schlechten Knüttelversen die übermüthigen Uskoken in den Sand gestreckt; nun sollen meine Salatarten, mein Weiß- und Braunkohl, sollen meine Gurken, Paradeiser und Radischen von mir reden machen."

Eines Tages traf ihn nun einer seiner Anglerfreunde im Garten. Der Professor war im hohen Grade erregt, weil des Nachbars Hühner eines seiner Früherbsenbette abscheulich zugerichtet hatten. Der Gast benützte die Mißstimmung des Professors und rückte ihm mit der Frage an den Leib, ob denn sein Vorsatz, sich von der Angelfischerei zurückzuziehen, wirklich unerschütterlich sei.

„Man thut selbst bei seinen Passionen stets gut, den vorwaltenden Verhältnissen Rechnung zu tragen", begann der Professor, gleichzeitig noch einen Wurf nach dem nachbarlichen Hahn versuchend, welcher eben wieder auf der Einzäumung des Gartens zum Vorschein gekommen war. „Ich habe die Angelruthe abgelegt, weil die Nähe ihr wenig mehr bietet und mir das Reisen nach Fischen unbequem ist. Dennoch werde ich der Angelfischerei ein reges Interesse bewahren; ja ich denke sogar daran, ein ihr verwandtes Feld zu betreten, nämlich mich neben meinem Gartenbau mit der ‚künstlichen Fischzucht' zu beschäftigen. In dieser Richtung hat man in Böhmen und Oberösterreich schöne Erfolge aufzuweisen, während wir die Hände in den Hosentaschen halten, und einen volkswirthschaftlichen Vortheil vielleicht deßhalb außer Acht lassen, weil er uns vor der Thüre liegt.

Ich will Sie, verehrter Freund, nur daran erinnern, daß in Rom während der Kaiserzeit die Fischzucht als Wirthschaftszweig blühte, wie nie wieder. Man züchtete und mästete dort in gewaltigen Becken Meerfische und Fische des Süßwassers; so kamen beispielsweise Barben vor von fabelhafter Schwere und dennoch unendlich schmackhaft. Später waren es die Klöster der katholischen Kirche, welche die Fischzucht in Teichen cultivirten und gegenwärtig ist die ‚künstliche' Befruchtung der Fische, welche von sich reden macht. Ihr Hauptzweck ist, sämmtliche Eier der Fische, von denen der größere Theil beim natürlichen Hergange unfruchtbar bleibt, entwicklungsfähig zu machen und wie die Eier, so die

noch unbehilflichen kleinen Fische vor den Nachstellungen ihrer vielen Feinde sicher zu stellen.

Bisher hat man sich mit Vorliebe der Forellenzucht zugewendet, wohl weil dieser Fisch als ein Lieblingsgericht unserer Feinschmecker gut bezahlt wird. Allein nach meiner Meinung sollen auch andere Menschen als die Feinschmecker zu einem wohlfeilen Gerichte schmackhafter Fische kommen können, und gerade die Donaugegenden Niederösterreichs befinden sich in der besten Lage, sich den Karpfen und seine verwandten Geschlechter in Masse zu erziehen. Freilich kommt ein solcher Umschlag den Fischhändlern in Wien höchst unbequem, aber nachdem zu gewissen Zeiten mindestens dreißigtausend und darüber Fische verspeisende Personen einem Fischhändler gegenüber stehen, so neigt sich die Wagschale einer Berücksichtigung nicht auf die Seite der Fisch-Producenten, sondern der Consumenten. Auch werden sich, sobald die Donau-Regulirung alle bisherigen Seitenarme dieses Stroms geschlossen haben wird, die Gewerbefischer gezwungen sehen, sich mit der künstlichen Fischzucht zu befassen, denn im geregelten Hauptstrome sieht sich ja dann ihre Thätigkeit fast nur mehr auf den Fang von Weißfischen für den Perlblaser beschränkt, was sie aber nicht leben macht.

Es ist übrigens eigenthümlich, daß gerade bei uns das wahrhaft Gemeinnützige nur immer sehr schwer die erforderliche Unterstützung findet, während dem Schwindel und anderen Erscheinungen, die niemals einen Boden finden sollten, Thür und Thor aufgethan werden, oft dabei zur Schädigung von Vielen, wie zum immensen Vortheile Einzelner. Ich möchte da nur an die sogenannten ‚Kunstweine‘ erinnern, von welchen manche eher den Namen ‚Giftweine‘ verdienen. Sie finden Anwerth, finden Protection in einem Lande, in welchem Wein gebaut wird, der sich seines Rufes nicht zu schämen braucht, ja von welchem verschiedene Sorten zu den vorzüglichsten in Mittel-Europa zählen.

Aber verzichten wir auf die weitere Ausführung dieses tristen Capitels und kommen wir auf die künstliche Fischzucht zurück. Verfolgt man den Ursprung ihrer Einführung, so hat sie sich überall, wo sie bereits gedeiht und Früchte trägt, aus dem Satze herausgebaut: ‚Die Noth macht erfinderisch.‘

Es wird Sie, mein Freund, vielleicht interessiren zu erfahren, daß man die Einführung der künstlichen Fischzucht einem armen Fischer Namens Joseph Remy im französischen Dorfe la Bresse verdankt, den

wahrscheinlich bedrohte gewerbliche Verhältnisse aufspornten, der von Jahr zu Jahr vermehrten Abnahme von Flußfischen auf den Grund zu kommen. Nach unermüdlicher Beobachtung und angestellten Vergleichen, konnte er die Behauptung feststellen: Als nächste Ursache der Verminderung bei den Fischen habe man im allgemeinen die schutzlose Lage der Fischeier anzunehmen und nebenbei die Decimirung der Friedfische durch die Raubfische. Als Abhilfe für das erstgenannte Uebel begann er den Laich einzusammeln, welchen er sodann in Kästen an geeigneten Flußstellen placirte.

Das war der primitive Anfang der künstlichen Fischzucht; dann folgten die Epochen ihrer Verbesserung und gegenwärtig wird diese Fischzucht in Frankreich im großartigsten Maßstabe betrieben und ist eine der Quellen seines Wohlstandes.

Ich erwähne nur nebenbei, daß die im Jahre 1842 gemachte Entdeckung des Fischers Remy schon Jahre vorher in Schottland zu ähnlichen wissenschaftlichen Beobachtungen geführt und dort 1840 ein Mr. Shaw seine Erfahrungen über die Versuche von Eiern des Lachs veröffentlicht hatte.

Nun war das anfängliche Vorgehen des Fischers Remy, nämlich das Einsammeln des Rogens, ein unendlich mühseliges Geschäft. Es trieb ihn deshalb zu manchen Versuchen und endlich auch zu dem richtigen; nämlich die Fische während ihrer Laichzeit einzufangen. Durch dieses Verfahren waren die Fischeier und die junge Brut geschützt, bis Letztere der Selbsterhaltung überlassen werden konnte.

Allein Monsieur Remy war ein armer Teufel, der nicht im Stande gewesen wäre, seinem Projecte auf die Beine zu helfen, hätte er nicht in dem Coadjutor Gehin den Unterstützer mit der klingenden Münze gefunden. Als darnach das Unternehmen, wenn auch ganz klein angelegt, in Wirksamkeit trat, übertraf schon der erste erzielte Gewinn an Fischen alle Erwartungen.

In manchem Lande wären die Bestrebungen der Compagnie Remy-Gehin sich selbst überlassen geblieben, ja es könnte gekommen sein, wie bei vielen Erfindern gemeinnütziger Schöpfungen, die erst dann gediehen, darnach Jene zu Grunde gerichtet waren, welche sie in's Leben riefen, weil ihre Geldmittel nicht ausreichten. Allein das französische Gouvernement faßte die Angelegenheit vom richtigen Standpunkte auf und erkannte die mögliche Tragweite dieser Entdeckung. Es gründete deshalb zu Versailles und Malmaison Brüt-Anstalten und überließ sie der

practischen Leitung des Fischers aus dem Dorfe la Bresse und des Herrn Coadjutors Gehin.

Was glauben Sie, mein Bester, daß der Fischer Remy gefunden haben möchte, wäre ihm die Mission übertragen worden, in unseren Fischwässern über die rapide Abnahme von Fischen Nachforschungen anzustellen? — —

Sehen Sie, alle Zweige unseres wirthschaftlichen Lebens haben ihre Organisation, ihre Statute, ihre Gliederungen und aus dem Einen ergibt sich sodann das Andere; nur der Fischerei fehlt ein, ihre außer Rand und Band gerathenen Verhältnisse ausreichend regelndes Gesetz. Vortheile will Jeder aus ihr ziehen, für ihr Gedeihen wirken — Keiner. Ziehen Sie vor allem in Betracht, daß unsere gewerblichen Fischer ganz auf dem Boden des herkömmlichen Schlendrians stehen, daß sie von einer Schonzeit der Fische nichts wissen wollen, daß Manchem unter ihnen auch der kleinste Fisch nicht zu gering ist, zappelt er im Netze. Ja, ich versteige mich zu der Behauptung, es sei der Gewerbefischer unserer Tage ein noch weit gefährlicherer Feind der Fische und Fischzucht, als die Raubfische, die Fischotter und als sämmtliches, sich von großen und kleinen Fischen nährendes Geflügel.

Wie mächtig schädigend dazu noch der starke Wellenschlag der Dampfschiffe, durch welche die Fischbrut zu ihrem Verderben an das Ufer geschleudert wird, auf die Abnahme der Fische im Donaustrome wirke, haben Sie so gut als ich zu beobachten die Gelegenheit gehabt und ebenso, daß, sobald sich durch heftige Regengüsse die in den Donau-Canal einmündenden Unraths-Canäle Wien's rasch entleeren, sodann Tausende todter Fische auf der Oberfläche schwimmen, welche durch die überhand nehmende verdickte Fluth erstickt werden.

Von dem Ausrottungskrieg gegen die Fische in jenen Bächen, an welchen Fabriken, die mit scharfen Substanzen arbeiten, hingebaut sind, will ich gar nicht reden. Lassen wir jedoch die bisher eingehaltene Sorglosigkeit noch ein paar Decennien fortbestehen, dann wird der Donau in Nieder-Oesterreich und vorzugsweise um Wien das Epitheton: ‚die fischarme‘ nicht entgehen. Diese beklagenswerthen Zustände sind es," schloß der Schill-Professor, „die mich veranlassen, für die Verbreitung der künstlichen Fischzucht insbesondere unter Jenen, die durch Oertlichkeit und persönliche Verhältnisse sich hiezu am meisten eignen möchten, nach Möglichkeit durch Wort und That zu wirken."

IV. Aus dem Prater.

1. Der alte Lang.

Es ist viel Gras darüber gewachsen und mancher Setzling ein kräftiger Baum geworden seit jener Zeit, wo der Fischer Lang im Prater das Regiment über die dortigen Fischwässer geführt hat und seine Hütte an der „Salami-Lacke“ stand.

Er war so recht Einer vom alten Schlage seiner Gilde. Kurz angebunden und griesgrämig, hatte ihm ein Hochwasser, von dem er sich nichts träumen ließ, seine ausgespannten Sperrnetze über den Haufen geworfen. Ging es aber glatt ab, wenn er mit den Fischen anband, dann ward er auch nicht ärgerlich, trug ein armer Teufel ihm an der Nase vorbei ein schönes Stück Fisch, das er mit der Angel herausgezogen.

„Hat lange genug herpassen müssen,“ pflegte er im solchen Falle zu sagen, „und könnte der Mensch was Vernünftigeres unternommen haben. Das Fischen mit der Angel ist kein Geschäft für Solche, die von der Hand in den Mund leben müssen. Aber die Zeiten sind nicht die besten und so sei ihm der Fisch vergönnt.“

Am besten war der Lang aufgelegt, revidirte er an Sonntagen das „Heustadlwasser“ und jenes vom „Lusthause“ (die abseitig gelegenen Rohrteiche mit ihren „moorlenden“ Flossengeschlechtern zog er niemals in Betracht), wo er sodann die Angelfischer zu Dutzenden traf. Diese nannte er seine „werthen Kunden“, weil die Meisten von ihnen eine ihm bezahlte Erlaubnißkarte besaßen, sodann seine Karpfe und Hechte von ihrem Angelhacken nur sehr selten dingfest gemacht wurden und er nebenbei immer auf Einige zählen konnte, deren Fischsäcke er Abends anzufüllen das Vergnügen haben würde, weil die Fische sie sitzen gelassen, was häufig vorkam.

Unter der Woche jedoch vollzogen sich derlei Begehungen auf seinem Wassergebiete nicht immer anstandslos, denn er hatte es in der Regel dann weniger mit charmanten Herren, als mit jenen Menschen zu thun, die ihre Angel einwerfen, wo es ihnen gefällt und für welche ein Erlaubnißschein so gut wie nicht existirt. Aber der alte Lang ließ sich, erwischte er einen dieser „wilden Angler“, wie er sie taufte, in flagranti, und es gab unter ihnen recht trotzige Gesellen, dann von seinem guten Rechte kein Haar krümmen und reichten Worte nicht aus, machte er, wie er sich ausdrückte, am liebsten seinen eigenen Richter.

Aber im Ganzen war Herr Lang kein Isegrimm, sondern Einer, der mehr polterte als es ernstlich meinte und in jedem Stücke eine grundehrliche Haut.

Als er eines Tages im „Heustadlwasser" mit dem Netze zog, kamen zwei Herren, die sich die Sache ansahen. Die größte Arbeit war bereits vorüber und der Lang eben daran, mit dem Zuggarn an das Land zu manövriren.

Er hatte Glück gehabt; im Garne zappelte und glitzerte es an allen Ecken und Enden und unter den Eingefangten macht sich auch ein prachtvoller Spiegelkarpf bemerkbar. Unser Fischer hebt ihn seelenvergnügt in die Höhe und ruft seinen Leuten zu: „So Einer ist mir schon lange nicht untergekommen."

Dieser große Fisch hat auch die Aufmerksamkeit der beiden Herren am Ufer erregt und man hört den Aelteren mit lauter Stimme: „He, Fischer, verkauft Ihr den Fisch?"

Hatte nun der reiche Fang den Lang hochnasig gemacht oder wollte er überhaupt nicht gestört sein, kurz er erwiderte, ohne sich vom Auflesen der Fische im Netze aufhalten zu lassen: „Wer mir Fische abkaufen will, muß mich in meiner Hütte aufsuchen, hier habe ich keine Zeit dazu."

Es ist aber diese Abfertigung kaum aus seinem Munde, als er zufällig den Kopf dem Ufer zuwendet, darnach die Mütze aus den Haaren bringt, mit einem Sprunge vor den Fremden steht und Bücklinge über Bücklinge macht; denn er hat in dem älteren Herrn den Kaiser Franz erkannt.

„Bitte tausendmal um Verzeihung," hört man ihn jetzt, „der Fisch steht Euer Majestät zu Befehl."

„Wie theuer verkauft Ihr den Fisch?" fragte der Kaiser.

„Euer Majestät halten zu Gnaden, mir bezahlt der Hoffischer von einem Karpf wie dieser das Pfund mit 25 Kreuzer, und daß der Karpf sieben Pfund hat, darauf möchte ich ein Jurament ablegen."

„Ja", lachte der Kaiser, „hinter dem Hoffischer darf ich mit meinem Anbote nicht zurückbleiben", und reichte dem Lang aus einen Geldbeutel von grüner Seide einen Ducaten.

„Euer Majestät", sagte der Fischer treuherzig und kratzte sich hinterm Ohr, — — „es geht nicht an" — — —

„Nur Courage, warum geht es nicht an? Habt Ihr etwa in einem fremden Wasser gefischt, oder nur vielleicht für einen Andern?"

„Ich kann doch um Jesu Christi willen Euer Majestät nicht so schrecklich überhalten; was möchten denn die Leut' vom alten Lang sagen? Euer Majestät halten zur Gnad: der Fisch ist sieben Pfund schwer und siebenmal fünfundzwanzig Kreuzer macht Zwei Gulden 55 Kreuzer, wofür ich unterthänigst die Hand küssen thät!"

„No", meinte der Kaiser, „wenn der Lang mit allen seinen Kundschaften so gewissenhaft rechnet, wird er sich in Wien kein Haus bau'n. Behalt nur der Lang den Ducaten und die Leut' brauch'n ja von dem Handel nix zu erfahr'n. Trag' der Herr mir mein Fisch noch heut' in die Hofkuchel mit dem Auftrag: J' hab'n kauft und für mich soll er zug'richt werd'n; aber kein Wort davon, was ich dafür geb'n hab'. Verstanden?"

Als der Kaiser bereits den Fischern aus dem Gesichte war, wandte er sich seinem Begleiter zu: „Wär's nicht gut, wann ich manchmal selber einkaufen ging?"

Bis auf den alten Förster im Lusthaus-Revier hat der alte Lang richtig niemanden ein Sterbenswörtlein von seinem Fischhandel mit dem Kaiser Franz erzählt und selbst diesem vertraute er die Geschichte nur unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, als Beide einmal sich zufällig bei einem Glas Bier trafen. Der Lusthausjäger hielt auch insofern Wort, als er nur seiner Frau das Geschehene zwar haarklein, aber nach vorausgegangener Verschwiegenheits-Angelobung wieder mittheilte und darnach nicht anzunehmen ist, daß dieses feierliche Gelöbniß gebrochen ward, so erscheint es jedenfalls als ein mysteriöses Räthsel, wie dieses Geheimniß fortan neue verschwiegene Mitwisser finden konnte.

War nun dem Pächter der Fischwässer des Praters damals ein Glück begegnet, an dessen Erinnerung er bis an das Ende seiner Lebenstage zehrte, so sollte er einmal in späterer Zeit ein gewaltiges Pech haben müssen, weil er schwatzhaft wurde, wo sein Interesse das tiefste Schweigen verlangte.

Was sich nun damals außergewöhnliches zutrug, soll Dir hier, geehrter Leser, aus dem Tagebuche Desjenigen mitgetheilt sein, der sich in jener Affaire als Angelfischer comme il faut bewährt hat, während der alte Lang in seiner Hütte an der „Salami-Lacke" das Thema: „Schweigen ist Gold" in den verschiedensten Tonarten variirte.

2. Der Tapezierer.

„Ich hatte durch einige glückliche Angelfänge im ‚Verbote' des Lusthausjägers — einem eingeschlossenen größeren Rohrtümpel, der vom ‚Lusthauswasser' gespeist wurde und in welchem zu fischen mir die Erlaubniß zu Theil geworden, — unter den Angelfischern des Praters einige Aufmerksamkeit erregt und so geschah es, daß ich in meiner Wohnung von Einem besucht ward, welcher, sich berufend auf die Frau des Lusthausjägers, den Wunsch hegte, ihn an einer meiner Angelpartien im Prater theilnehmen zu lassen, von denen er manches gehört haben wollte. Er selbst betreibe manchmal das Angeln, jedoch mehr als Spielerei und als verschämter Freund dieser Kunst, bezüglich derer er aber keine nennenswerthen Erfolge nachweisen könne.

Ueber Stellung und Namen schlüpfte er hinweg, obwohl ich gleich bei seinem Eintritte in ihm eine Persönlichkeit erkannte, die in unserer dramatischen Literatur einen klangvollen Namen besaß, auch sein Porträt von Kriehuber meiner kleinen Sammlung angehörte. Weil er aber zugeknöpft blieb, fand ich mich weder berufen, sein Incognito aufzuheben, noch mich selbst als einen Klein-Literaten zu präsentiren, der sich bereits etwas fühlte, nachdem Meister Witthauer in einem Blatte dessen „Rose von Araslöf" die Zierde einer Novellensammlung genannt hatte.

Obwohl mir nun eine prästituirte Fischerei durchaus nicht zusagte, was ich auch meinem Besuche nicht verschwieg, so setzte ich dennoch Tag und Stunde eines gemeinschaftlichen Versuchs fest und am Theresiatag des Jahres 18.. führte uns in früher Morgenstunde ein Einspänner zum Lusthause im Prater.

Schon während der Fahrt wurde ich von meinem Gaste, der in nichts den Angelfischer verrieth, gefragt, wo sich denn unsere Fischerei-Requisiten befänden, auf welches ich ihm bemerkte, daß alles, was nothwendig wäre, vorausgeschickt sei und wir nur an Ort und Stelle den Angelstock in die Hand zu nehmen brauchten.

In der Wohnung des Lusthausjägers empfing die Hausfrau meinen Begleiter mit einem Gemische von großer Freundlichkeit und ceremoniellem Wesen: „Ich war nicht im geringsten darauf gefaßt, daß wir heute die Ehre haben würden. Sicher wäre dann mein Mann daheim geblieben, und hätte auch die Herren für Abends zu einem Gange auf Kaninchen eingeladen. Er wird unendlich bedauern, daß der Herr Regierungsr— —

Mein Begleiter legte rasch den Zeigefinger an den Mund und die Frau Försterin verstand seinen Wink, sie sagte deßhalb, sich an mich wendend: „Der ‚Tapezierer‘ ist schon hübsch lange am Wasser; er hat Alles geordnet und hergerichtet, daß es eine Freude ist; an ihm ist wirklich ein Kammerdiener verdorben.“

„Dann gehen wir an unser Geschäft, wenn es gefällig ist“, war darauf mein Wort.

Am Tümpel kam uns der Tapezierer entgegen und erstattete ziemlich urwüchsig seinen Rapport über das von ihm Vorgekehrte. Wir nahmen eine oberflächliche Besichtigung vor und kamen sodann zu einem recht heimlichen Plätzchen zwischen Strauchwerk und Bäumen, von wo aus man eine Uebersicht sämmtlicher Korkstoppel im Wasser hatte.

„Wir haben allem Anscheine nach einen guten Tag erwischt“, meinte der Tapezierer. „Der Nebel steigt in die Höhe und haben wir nur einmal Sonne, dann werden auch die Fische nicht auf sich warten lassen. Bis dahin könnten die Herren vielleicht noch einmal frühstücken.“

„Qui est cet homme-là?“ fragte mein Begleiter, dem dieser angeschlagene Ton nicht zu behagen schien.

„Ein für unser Vorhaben sehr brauchbares Exemplar, das ich, wie Dr. Faust seinen Famulus Wagner, stets an meiner Seite habe, sobald ich im Prater fische, wo Sie übrigens den Tapezierer alle Tage treffen können. Seine sonstige Lebensstellung ist sehr wahrscheinlich die eines armen Teufels.“

In demselben Augenblicke krachte auf der „Simmeringerhaide“, von der uns nur der nicht zu entfernte Donau-Canal schied, ein Schuß aus schwerem Geschütze und auf ihn fuhren auf der Wasserfläche, die vor uns lag, hunderte von Fischen in die Höhe.

„Sie probiren d'rüben ihre Achtzehnpfünder“, platzte der Tapezierer heraus, „und bei dem Höllenspectakel soll der Mensch hier auf einen Anbiß warten. Da ist es doch gleich gescheidter, man hängt das Fischen an den Nagel und“ — Aber jedes weitere Wort blieb ihm im Munde stecken, denn aus dem Gebüsche, das uns im Rücken lag, rief eine Vollbaßstimme: „An Ihrer Stelle hätte ich das längst gethan. Leichtsinniger Mensch! Sie sollen sich wahrhaftig schämen, in Ihrer Lage, anstatt zu arbeiten, den Faulenzer und Herumlungerer zu spielen“; und aus einer weiblichen Kehle kamen die Adnexe: „Sie nennen ihn nur einen Leichtsinnigen. Ich sage Ihnen, Hausherr, mein Mann ist unverbesserlich.“

Der Tapezierer war kreidebleich geworden; denn jene Unsichtbaren, welche er zu seinem Entsetzen vernommen, kamen wie der Geist des Banquo, geführt vom Söhnlein der Försterin, zum Vorscheine: eine jüngere Frau, ärmlich gekleidet und die sichtbaren Spuren des Kummers und der Entbehrung auf ihrem Gesichte, sodann als ihr Begleiter ein älterer Herr, nach Gestalt und Attitüde Wienervorstadt-Hausherr, wie er leibt und lebt.

„Sie sehen, Hausherr", schluchzte die Frau und faßte diese Persönlichkeit krampfhaft an der Hand, „ich belog Sie nicht, als ich Ihnen andeutete, wo wir meinen Mann finden würden. Wir hatten ein gutes Geschäft, aber er ließ es fahren und bringt mich und sich an den Bettelstab, nur um seinen Fischen nachlaufen zu können. Er wußte, daß heute unsere letzten paar Habseligkeiten feilgeboten werden sollten und Sie sehen ihn hier, während er mir vorlog, er wolle den Hausherrn in seinem Geschäfte aufsuchen und ihn noch um einen letzten Aufschub bitten. Rede Mann, sagtest Du so zu mir, oder sagtest Du anders?"

Der Tapezierer hatte keine Antwort, nur verdeckte er sein Gesicht mit den Händen.

„Ich stürze mich vor seinen Augen hier in das Wasser, so hat er mich los und haben meine Qualen ein Ende," schrie im höchsten Grade erregt die arme Frau und machte Miene, diesen Entschluß zu verwirklichen.

Selbstverständlich wurde sie daran gehindert, bei welcher Action der Hausherr des Tapezierers derart energisch eingriff, daß der Hut ihm vom Kopfe kam, einen Bogen beschrieb und dann auf dem Wasserspiegel schwamm.

„Mein Hut, mein neuer Hut!" jammerte der Hausherr.

„Jesus Maria, mein Mann will sich ertränken!" rief ebenso rasch die Frau des Tapezierers, bemerkend, daß ihr Mann am Ufer des Tümpels hinlief und dort eine bückende Bewegung machte, aber nicht, wie sie befürchtete, um in der Tiefe des Rohrteiches zu verschwinden und als Leiche zahllosen Krebsen zum Schmause zu dienen, sondern weil er beabsichtigte, mit einer dort placirten Wurfschnur den in der Nähe schwimmenden Hut aufzufischen. Ein Kunststück, das ihm auch nach einigen Versuchen gelang.

An derselben Stelle, wo sich diese Hutrettung vollzogen, entspann sich darnach zwischen dem Tapezierer, seiner Ehehälfte und dem Haus-

herrn dieses Ehepaars eine scharfe Debatte, die endlich, ohne daß hiebei ein Schutzmann des Rechts intervenirt, oder verwirrt hätte, zu folgendem Compromisse führte: Der Tapezierer leistet das feierliche Angelöbniß, niemals mehr einen Angelstock anzurühren. Er erhält für diese seine Zusage die vollständige Verzeihung der Gattin und von dem Hausherrn das Versprechen, ihm nicht nur mit dem schuldigen Zinsbetrage zuzuwarten, sondern auch seinem Geschäfte durch Vorschüsse auf die Beine zu helfen.

Das Schlußtableau wird durch eine gegenseitige Umarmung dargestellt, auf welche hin das Trifolium verschwindet, ohne von uns beiden Angelfischern Abschied zu nehmen.

„Das gäbe wahrhaftig eine hochinteressante Novelle, vielleicht sogar ein gutes Volksstück," sagte ich zu meinem Gaste, worauf dieser erwiderte: „Nach dieser Auslassung zu urtheilen, gehe ich kaum fehl, wenn ich in Ihnen, mein verehrter Herr, ein Stück Literaten vermuthe."

Es lag etwas in dem Tone seiner Worte, was mich verletzte und also gab ich zurück: „Allerdings beschäftige ich mich in freien Stunden mit schriftstellerischen Arbeiten, davon Sie Einiges in Joh. N. Vogl's ‚österreichischen Morgenblatte' oder in Witthauer's Zeitschrift und auch in Aug. Frankl's Sonntagsblättern finden können."

„Durchaus Namen, welche einen guten, vaterländischen Klang geben," spöttelte er. „Natürlich finden Sie auch manchmal Zeit, ein paar Zeilen in die ‚Grenzboten' hinauszuschmuggeln. Es ist ja jetzt Mode, dort Schmerzensschreie auszustoßen und wer es unterläßt, zählt zu den Philistern."

Auf dieses hin erklärte ich ihm kurz und bündig, daß, wie ich überhaupt kein Freund der Anonymität sei, es ebenso meinen Anschauungen widerstrebe, etwaige Gebrechen meines Vaterlandes auf fremden Boden an die große Glocke zu hängen. Der Schriftsteller dürfe bezüglich dessen, was er sagen zu müssen glaube, die Oeffentlichkeit nicht scheuen. Fällt darnach sein Wort durch den Rothstift des Censors, hat er wenigstens seine Schuldigkeit gethan und auch seiner Innerlichkeit unverblümten Ausdruck gegeben.

„Man sieht," erhielt ich als Antwort, „Sie sind noch eine Art Johannes unter den Aposteln des Wortes. Nach Jahren werden Sie vielleicht anderer Ansicht werden. Eines aber glauben Sie mir, es sind dornenvolle Wege, die Sie gehen werden; Phantomen, denen Sie mitunter nachjagen. Indeß, Ihre Anschauungen sind in Einigem auch die

meinen. Darum frage ich Sie ganz ohne Nebenabsicht: Wären Sie gewillt, sich mit Censur-Arbeiten zu beschäftigen, vorausgesetzt, Sie hätten die hiezu erforderliche Eignung?"

„Nein," sagte ich entschieden, „man dient zwei Herren niemals gut."

„Ich glaube, Sie geben sich da einer Voreingenommenheit gefangen. Emanuel Straube, den Sie wahrscheinlich kennen, ist Censor und ich finde nicht, daß seine Qualität als Schriftsteller darunter gelitten hat. Im Gegentheile meine ich, daß man durch das Vertrautwerden mit dem fremden Gedanken manches lernen könne."

„Sie mögen vielleicht Recht haben, doch ich dächte, es wäre Zeit, bei unseren Korkstoppeln Nachschau zu halten."

Es war für ihn deutlich gesprochen und er sagte deshalb lächelnd: „Sehen wir also nach."

3. Der Hechen des Herrn Lang.

Richtig hatten uns Die in Simmering aus dem Rohrteiche des Lusthausjägers hinauskanonirt, ohne daß auch nur ein fingerlanges Fischlein, geschweige denn ein Hecht an die ausgelegten Angelruthen gegangen wäre.

Darum saßen wir, als sie in der Wienerstadt Zwölf läuteten, bereits unter den Kastanienbäumen vor der Gastwirthschaft beim Lusthause und verzehrten unsere, nicht dürftige, noch zu reiche Mahlzeit mit einem außerordentlichen Appetite, denn wir hatten uns mit der Abrüstung sämmtlicher Zeuge viel geplagt und mein Anglergefährte vermißte dabei gar sehr die Mithilfe Desjenigen, für den er vor wenigen Stunden nur die Worte qui est cet homme gehabt hatte.

Wir waren bereits bei der Schale „Schwarzen" angelangt, als der alte Lang vorüberging und, nachdem er mich gesehen, mit der Frage vor uns hintrat: „Nun, wie ging's; waren die Herren glücklich?"

„Mein lieber Lang," sagte ich, „ich glaube, Sie wollen uns foppen. Wie miserabel es mit dem Fischen im ‚Lusthauswasser', wie im ‚Verbote' steht, wenn drüben der Kanonenteufel los ist, brauche ich Ihnen nicht auseinander zu setzen, und doch gebe ich den Tag noch nicht verloren. Sehen Sie da am Baume meine stärkste und längste Angelruthe; die ist noch ganz aufgetackelt und mit ihr werde ich mir nach dem Essen in Ihrem ‚Heustadlwasser' einen Hecht holen."

„Wäre ich eine boshafte Creatur," entgegnete der Lang, „ich würde Ihnen hiezu das beste Glück wünschen, damit Sie erst recht nichts fangen.*) Aber im Ernste gesprochen, heute thun Sie am besten, wenn Sie's dort versuchen. Das Wasser ist im Steigen, es können also immer einige schöne Stücke anzutreffen sein und meinem Hüchel,**) das am ‚Prateteck' steht, kommen Sie doch nicht an den Leib. Sobald ich nur Zeit habe, will ich diesem Räuber einen pfündigen Weißfisch vortanzen lassen, auf den er losstürzen soll, wie der Stier auf ein rothes Tuchfleckel. Aber ich verplausche hier meine Zeit und soll längst bei meinem Holz sein, das ich licitirt hab' und heute noch heimführen muß."

Darnach er sich empfohlen, nahm ich die Angelruthe auf die Achsel, meinen Köderbehälter zur Hand und lud mein Vis-à-vis, das sich eben eine Havannah angezündet, ein, sich auf die Strümpfe zu machen.

„Haben Sie es denn schon so pressant?" fragte er.

„Die beste Zeit dürfen wir nicht unbenützt lassen."

„Ja, aber wohin wollen Sie denn?"

„Dem Huchen des Herrn Lang einen Besuch abstatten."

„Ach, ich bin über alle Maßen müde. Versuchen Sie allein, was Sie nicht lassen können. Ich werde Sie hier erwarten, um wenigstens nicht an Ort und Stelle Zeuge Ihres Abblitzens zu sein. Wetten Sie, daß Sie ganz leer an diesen Tisch zurückkehren?"

Als ich ihn wiedersah, war ich ohne Angelstock, ohne Fischbehälter, sogar ohne Kopfbedeckung; dafür tropfte mir der Schweiß von der Stirne und in meinen Armen wiegte sich wie ein Wickelkind ein prachtvolles, großes Huchen-Exemplar. Der Zweifler an meinem Glücke saß fast wie versteinert da. „Wer sollte das nur denken," rief er und schlug sich vor die Stirne. „Fünf volle Stunden verbrachte ich an jenem elenden Tümpel wie ein Verdammter und gerade diesen herrlichen Moment muß ich verpassen; das heißt doch seinen Unglückstag haben. Aber sagen Sie, Verehrter, wie nur gelang es Ihnen, mit diesem kleinen Haifische fertig zu werden."

Ich setze ihm auseinander, daß das sogenannte „Prateteck" ein Terrain am Auslaufe des Heustadlwassers sei, welches von dort im Ver-

*) Zu einem Fischzuge dem Angler „Glück wünschen", ist nach einem alten Vorurtheile das schlimmste, was man diesem Manne anthun kann.

**) Der Localausdruck für Huchen.

eine mit dem Wasser des „Lusthauses“ dem Hauptstrome zueile. Am Prateréck sei eine große Tiefe vorhanden und das Wasser habe dort eine Kehr und in sie hätte ich meinen Köderfisch versenkt. Schon nach wenigen Minuten wäre der Korkstoppel mit sämmtlichen Rothperlen der Schnur verschwunden. Ich meinte anfänglich, der starke Zug habe Fisch und Stoppel an eine Wurzel getragen oder sich sonst ein schwerer Gegenstand angehangen. Nachdem aber bereits meine ganze Schnur unter Wasser war und auch meine Angelruthe plötzlich nach einer anderen Seite gezogen wurde, wußte ich, daß ich es mit einem Fische zu thun habe, der seinen Raub abgefaßt und mit ihm flüchtig werden wollte. Nun haute ich mit aller Kraft an, verspürte auch sogleich einen sehr heftigen Widerstand, raufte mich lang mit dem Fische, der es an Kreuz- und Quersprüngen nicht fehlen ließ, bis er endlich matt wurde, sich auf der Oberfläche zeigte und von mir sodann rasch an das Land gezogen wurde.

Durch die Gefälligkeit des Wirthes im Lusthause wurde der Fisch in einen großen Trog gebettet, aber selbst dieser reichte für seine Länge kaum aus; gewogen ergab über 16 Pfund Schwere.

Da fuhr von der Freudenauerseite her ein mit Holz beladener Wagen und hinter dem Wagen kam der alte Lang zum Vorschein. Selbst ein Hogarth hätte nicht wieder zu geben vermocht, was sich in dem verwitterten Gesichte des Fischers abspiegelte, als er seinen Huchen auf fremder Bahre liegen sah.

‚Da kommen die Herren aus allen Himmelsgegenden in mein Fischwasser, zahlen mir für ihr Plaisir durchs ganze Jahr zwei Einserln*) und heute ist's dann Der und morgen ein Anderer, der mir die schönsten Stücke vor der Nase wegfangt.‘ So brummte Herr Lang und legte den Zeigefinger an seinen Gesichtsvorsprung, als spintisirte er irgend eine Rabulisterei aus, durch welche er sich das corpus delicti zuwenden könne.

Allein ich durchkreuzte solche Pläne, sollten sie bestanden haben, indem ich mit größtmöglichster Freundlichkeit sagte: Nur Ihre Schuld, mein Freund. Hätten Sie Mittags vor uns geschwiegen, es schwamm dann der Huchen im Heustadlwasser, bis Sie sich ihn geholt hätten.“

„Sie haben Recht, ich habe wie ein altes Weib und gegen alle Fischerregel geplauscht. Nun, ich gratulire zu dem Fang.“ „Lassen Sie

*) Papiergeld zu einem Gulden.

es gut sein, Herr Lang. Am Sonntage fahren Sie mich in die Lobau, wir fischen zusammen und Sie putzen es mir mit den Schills herunter; denn ein Schillfischer sind Sie aus dem ff. Darnach lassen wir im Asperner Wirthshause den ihnen heute abgejagten Huchen leben und, bleibe ich über Nacht beim Jäger, kriegen Sie einen Hasen von mir."

„Sie sind ein Herr, der leben läßt. Es gilt, Sonntag's führe ich Sie in meiner neuen Zille. Aber merken Sie wohl, von dem Lang sein Hüchel wird man im Prater noch nach Jahren reden und schon in den nächsten Tagen schockweise auf das ‚Prätereck' losgehen. Aber sie Alle finden das Nest leer; der Huch'n hat dort seinen Stand gehabt, und daß bald wieder ein Anderer sein Quartier beziehen sollte, dazu ist die rechte Zeit vorbei."

Es war schon stark in der Dämmerung, als wir heimfuhren.

Darnach die Ferdinandsbrücke zurücklag, klopfte ich dem Kutscher und nahm Abschied von meinem Gaste auf dieser Angelpartie. Ich stand schon auf dem Pflaster, als er mir zurief: „Um des Himmelswillen, Sie vergessen ja auf den Fisch. Wie beneide ich Sie um Ihren Leviathan."

„Dann sei er eine freundliche Erinnerung an den heutigen Tag", sprach ich, „und möge der Dichter des Hans Sachs*) nicht verschmähen, was ihm in Liebe und Verehrung zugedacht ist." Ohne eine Entgegnung abzuwarten, wandte ich mich in wildester Flucht von dem Wagen ab.

Nach einigen Tagen erhielt ich einige freundliche Zeilen von ihm. Er dankte mir nochmals für den Leviathan, der im Freundeskreise verzehrt worden sei und trefflich gemundet habe. Er entschuldigte sein zugeknöpftes Wesen mir gegenüber, weil er gefürchtet, es könne seine verschämte Passion für das Angeln, die ihn manchmal überfalle, beim Neuner**) unter den Literaten bekannt werden. Da ich aber den Schleier von dem Bilde von Saïs gelüftet, zähle er auf meine Discretion. Er würde mich zwar besucht haben, aber eine Reise, die er vorhabe, verhindere ihn daran.

---

*) Ludwig Franz Deinhardstein.

**) Das unter dem Namen „silberne Kaffeehaus" bekannte Etablissement in der Weihburggasse. Im ersten Stockwerke fand man dort in den Nachmittagsstunden die meisten der Literaten Wiens, darunter Lenau, Witthauer, Schuhmacher u. A.

Ich besuchte ihn auch in späterer Zeit einigemal; er war dann höchst liebenswürdig, sprach leichthin über literarische Verhältnisse, aber das erwähnte Thema am Rohrteiche schlug er niemals wieder an.

Ich hatte auch bei diesen Besuchen entschiedenes Unglück. Kam ich, so war entweder jemand bei ihm, oder er mit Arbeiten überhäuft, und so blieb die Bekanntschaft eine oberflächliche, obwohl ich das Jahr darauf mit ihm noch einmal in den Bächen um Lanzendorf durch einen Tag die Kleinfischerei betrieb, was ihm mehr Vergnügen machte, denn im Ganzen hatte er als Angelfischer nicht genug Geduld.

Vereins-Mittheilungen.

Rechenschafts-Bericht

der

XXX. General-Versammlung des österr. Volksschriften-Vereins,

abgehalten am 8. Mai 1877.

Unter dem Vorsitze des Herrn Vereinspräsidenten Sr. Excellenz Dr. Joseph Alexander Freiherrn von Helfert versammelten sich am 8. Mai 1877 die Mitglieder dieses Vereines im grünen Saale der kaiserl. Academie der Wissenschaften, um den Rechenschafts-Bericht der Vereinsdirection über die Leistungen und die Gebahrung mit den Vereinsmitteln entgegen zu nehmen, welcher über Ersuchen des Herrn Präsidenten durch den ersten Herrn Vice-Präsidenten Johann Nep. Waldschütz, wie folgt, vorgetragen wurde:

Hochgeehrte General-Versammlung!

Eine ernste Zeit ist angebrochen, eine Zeit, welche ihre Schatten bereits voraus geworfen hat in dem allmähligen Niedergange der Handelsgeschäfte, im Erlahmen des industriellen Strebens und der Abnahme des volkswirthschaftlichen Wohlergehens, eine Zeit der Sorge und des Kümmernisses für Jedweden, der da lebt, möge er sich in was immer für Verhältnissen bewegen, eine trübe Zeit voll Unruhe und Besorgnissen. Und die hereingebrochene, fast allgemeine finanzielle Erschütterung konnte nicht ohne fühlbaren Nachtheil für das Erstarken und Aufblühen dieses Vereines bleiben, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, die große Masse der Bevölkerung durch Verabreichung gediegener geistiger Nahrung immer höher zu heben und die heilige Flamme der Vaterlandsliebe in den Herzen der Völker immer mehr und mehr anzufachen. Der Volksschriften-Verein hat es auch im Jahre 1876

nicht unterlassen, treu seiner Tendenz, dem Rechten und Guten das Wort zu reden, er war unablässig bemüht in seinen Publicationen die Fahne Oesterreichs hoch zu halten und die vielen Vorzüge unseres schönen Vaterlandes in das gehörige Licht zu stellen. Wenn der Erfolg nach außen hin kein derart in die Augen springender ist, wie dieß einem so hochedlen Streben zum Besten des Allgemeinen zu wünschen wäre, so liegt der Grund davon weder an dem Mangel der richtigen Erkenntniß des angestrebten Zieles, noch in der Lauheit Ihrer Direction, sondern in den traurigen, pecuniären Verhältnissen der Gegenwart und in dem Umstande, daß der Ernst unserer Zeit ganz andere Anforderungen an jeden Einzelnen stellt, und daß somit der Idealismus vor dem kalten Realismus die Fahne senken muß.

Vorstehende Bemerkung kommt in nachfolgender Darstellung zum beredten Ausdruck: Während unser Verein mit Ende des Jahres 1875 noch 498 Mitglieder gezählt hatte, beziffert sich mit Schluß des Jahres 1876 die Zahl unserer Vereinsgenossen nur mehr mit 464 — es hat somit leider abermals eine Abnahme um 34 Mitglieder stattgefunden, woran theils der Tod derselben, theils Uebersiedlung die Ursache waren; den größten Antheil an diesem Abfall hat aber ohne Zweifel die allgemeine Ungunst aller Verhältnisse, denn sonst wäre es kaum zu erklären, wie solch ein gemeinnütziges und wahrhaft patriotisches Streben sich nicht höherer Theilnahme und thatkräftigerer Unterstützung erfreuen sollte.

Im Laufe des verflossenen Jahres wurden vier Ausschuß- und sieben Directions-Sitzungen abgehalten. Die wichtigsten Ergebnisse derselben sind nachstehende. Nachdem bereits in der General-Versammlung am 17. Mai v. J. im Principe die Genehmigung ertheilt worden war, daß die bisherige Vereinsschrift „Abendstunden“ aufgelassen werde, wurde dieser Gedanke in den folgenden Besprechungen immer weiter verfolgt und es trat im Spätherbst das „österreichische Jahrbuch“, im Vereine mit mehreren vaterländischen Schriftstellern, redigirt von Dr. Ferdinand Stamm, an's Tageslicht; ein Unternehmen, welches sowohl von Seite unserer Vereinsangehörigen, wie auch von der unabhängigen Kritik mit Beifall begrüßt worden ist und lebhafte Anerkennung gefunden hat.

Den Inhalt dieses Jahrbuches bilden nachbenannte literarische Arbeiten hervorragender vaterländischer Schriftsteller, welche insgesammt großmüthig auf jeden Ehrensold Verzicht geleistet und dadurch unseren schwachen, pecuniären Verhältnissen zur kräftigeren Entfaltung geholfen haben.

Den Eingang bildet ein bedeutungsvolles Motto von Grillparzer und demselben folgt: Haus Oesterreich, von Dr. v. Hoffinger, eine Arbeit voll echtem Patriotismus und warmer Anhänglichkeit an die ruhmreiche Dynastie der Habsburger. — Der zweite Aufsatz führt den Titel:

Die Degen Oesterreichs, von W. v. Janko, und stellt in vierzehn klargezeichneten Charakteren das Leben und die Thaten jener Helden dem Leser vor die Augen, welche die Gränzen unseres Vaterlandes gegen die herandrängenden Feindesschaaren im Osten der Monarchie mannhaft vertheidigt haben. — Nunmehr folgt eine Leistung aus der Feder unseres verehrten Herrn Vereinspräsidenten, Joseph Alex. Freiherrn v. Helfert: Die Wiener Freiwilligen im Jahre 1848, ein lebhaftes Bild der damaligen Verhältnisse, ein wahrer Lichtpunkt in dem düsteren Gemälde jenes verhängnißvollen Jahres. — Schottwien und Umgebung, von Hofrath M. A. Becker, ist eine lebensvolle Darstellung der Patrimonial-Verhältnisse vergangener Zeiten. — „Im bulgarischen Nürnberg," von F. Kanitz und die „hochgebornen Erzgebirgsbewohner," von Dr. Ferd. Stamm, sind ethnographische Skizzen voll Lebenswahrheit, welche durch den culturellen Gegensatz des bulgarischen und deutschen Volkslebens, der uns hier geschildert wird, lebhaftes Interesse einflößen. — Den Schluß der literarischen Geistesspenden bilden: Die Jugend- und Lehrjahre des Dichters Friedrich Halm, von Dr. Pachler, eine Darstellung der geistigen Entwicklung jenes Mannes, der uns später in seinem „Sohn der Wildniß", dann im „Fechter von Ravenna" und vielen anderen dramatischen Werken so manche dichterische Perle hinterlassen hat, deren Werth die schale Neuzeit leider weniger zu schätzen scheint, als ihr, vom poetischen Standpunkte aus betrachtet, wohl zukommen dürfte.

Von diesem österreichischen Jahrbuche ward je ein Exemplar jedem Vereinsangehörigen zugemittelt, der Rest der Auflage aber ward Herrn Hofbuchhändler Manz zum Vertrieb überlassen, und wir geben uns der angenehmen Erwartung hin, daß die folgenden Jahrgänge desselben an Werth und Interesse des Gebotenen sich würdig diesem ersten Versuch anreihen werden, woran unter der sorgsamen und umsichtigen Redaction des Herrn Dr. Ferdinand Stamm nicht zu zweifeln ist, wenn die vaterländischen Schriftsteller unserem Vereine gewogen bleiben.

Bezüglich des österreichischen Volks- und Wirthschaftskalenders wurde in der Ausschußsitzung vom 18. Februar v. J. der Beschluß gefaßt, daß derselbe aus Ersparungsrücksichten und wegen allzugroßer Concurrenz auf dem Gebiete des Kalenderwesens aufzulassen sei.

Das dritte große literarische Unternehmen unseres Vereines, die Herausgabe der österreichischen Geschichte für das Volk, ist im Vorjahre um einen Schritt vorwärts gekommen, indem Herr Pazout in Folge energischer Betreibung von Seite unseres Herrn Präsidenten einen Theil des zur Bearbeitung übernommenen VII. Bandes geliefert hat, und sowohl von dem genannten Schriftsteller, wie auch von den Verfassern der

noch restirenden beiden übrigen Bände das Versprechen geleistet wurde, in kürzester Zeit ihre Arbeit zu vollenden.

Unsere Lesezirkel in den verschiedenen Kronländern der Monarchie und in mannigfachen Humanitäts-Anstalten von Wien erfreuen sich bedeutender Theilnahme, und mit Hinzurechnung des zu Ottenthal neu in's Leben gerufenen, bestehen nunmehr 46 Leseinstitute.

In der Vereins-Ausschußsitzung, am 18. Februar 1876, wurde mein Antrag, unserem hochverdienten Ausschußmitgliede, Herrn Ferdinand Edlen von Manussi, aus Anlaß seines fünfzigjährigen, vielseitigen humanitären Wirkens, die Anerkennung dieses Vereines, welcher dem Jubilar zu großem Danke verpflichtet ist, in Form einer Adresse auszusprechen, einstimmig zum Beschlusse erhoben, und diese Adresse auch wenige Tage nachher durch Herrn kais. Rath Seidl und mich dem Gefeierten zugemittelt.

Die Kanzleigeschäfte des Vereines wurden durch den Vereinssecretär Herrn Georg Fischer zur vollen Zufriedenheit besorgt; eingelangt sind im abgelaufenen Jahre 117 Geschäftsstücke, welche erledigt werden mußten. Außerdem hatte die Kanzlei die Aufgabe, nahezu 1700 Briefe, Einladungen und Verständigungen zu expediren.

An Büchern wurden abgegeben: Dem Herrn Pfarrer Joseph Maschek zu Luggau in Mähren 12 Stück, und der Schule in Stößing 82 Bände unentgeltlich. Außerdem wurden Sr. Excellenz dem Freiherrn Schwarz-Senborn 155 Bände und Hefte um den Betrag von 28 fl. 30 kr. für eine Gemeinde-Bibliothek in Ober-Oesterreich übergeben, dem Herrn Landesgerichts-Präsidenten Augusta in Salzburg zwei Exemplare der „Oesterr. Geschichte für das Volk" und 5 diverse Bände um den Preis von 10 fl. übersendet, endlich die zu Luggau befindlichen Lesezirkel-Bücher gegen Erlag von 8 fl. als Schulbibliothek daselbst belassen.

Dem Schlusse meines Rechenschafts-Berichtes entgegeneilend, erübrigt nur noch, mit Pietät jener Vereinsangehörigen zu gedenken, welche die Sense des Todes aus unserer Mitte im Laufe des Jahres 1876 hinweggenommen hat. Es sind dies Herr Med. Dr. Ignaz Edler von Hofmannsthal, die hochw. Herren Jakob Seidl, Provinzial der Piaristen und Joseph Büchler, Director des Priester-Kranken- und Deficientenhauses; ferner die Herren: Math. Dollenz, Hof- und Gerichts-Advocat, Friedrich Flohr, Architekt, Joseph Groll, Handelsmann und Karl Knaue, Hausbesitzer in Wien; von den auswärtigen Mitgliedern aber die hochw. Herren: Nicolaus Thalhamer, Abt des Stiftes Michelbeuern im Salzburgischen, Joseph Umdasch, Pfarrer in Steinakirchen in Ob.-Oest., Franz Salesius Schreyber, Professor im Stifte Klosterneuburg, Ferdinand Grüßinger, Pfarrer zu Oberfritschau in Mähren und Franz Schütz,

Pfarrer zu Rappoltenkirchen. Ferner Frau Anna Angermayer, Private in Steyr, und die Herren Joseph Polzer, Kaufmann zu Domstadl in Mähren, Johann Eppinger, Notariats-Concipist in Budweis, Emil Wedekind, Bürger in Zistersdorf, Mayrhofer Anton, Oberlehrer in Bockflüß und Joseph Wandrasch, Bürgermeister in Znaim.

Wenden wir unser Auge von dieser traurigen Liste der uns Entrissenen zu dem reichen Kranze von Schützern und Gönnern unseres Vereines, so erblicken wir in erster Linie Ihre Majestäten den Kaiser und die Kaiserin, Ihre kais. Hoheiten die durchlauchtigsten Herren Erzherzoge Rudolph, Karl Ludwig, Ludwig Victor, Wilhelm, Sigismund, Rainer, Ferdinand von Toscana, die Frau Erzherzogin Elisabeth, und unseren erhabenen Vereinsprotector Erzherzog Franz Karl, welche das edle Streben anerkennend, unser patriotisches Wirken thatkräftig förderten, einen Kranz von erlauchten Namen, denen sich in Unterstützung unseres Vereines die Herzoge Philipp von Würtemberg und August von Coburg-Gotha, dann Frau Fürstin Collalto, Fürst Schwarzenberg, die Grafen Crenneville und Pergen, Baron Seiller, Ferdinand Edler von Manussi, anreihten. Außerdem erhielten wir durch das Ministerium des Aeußeren und die k. k. Statthalterei namhafte Unterstützungen.

Allen diesen erhabenen Mäcenaten für ihr reiches Liebeswerk den ehrfurchtsvollen Dank im Namen des ganzen Vereines hiemit an den Tag legend, schließe ich mit der vertrauensvollen Bitte: Hochdieselben mögen auch künftighin dem Volksschriften-Vereine die bisher bewährte gütige Theilnahme und Fürsorge gütigst angedeihen lassen!

Hierauf wurde über Ersuchen des Herrn Vereinspräsidenten durch den Vereinsbuchführer Herrn P. Joseph Dobner jener Theil des Rechenschafts-Berichtes über die Gebahrung der Vereinsmittel vorgetragen, wie folgt:

Rechnungs-Abschluß vom Jahre 1876.

Einnahmen.

Ordentliche Beiträge	fl.	1053.56
Außerordentliche Beiträge	„	1122.—
Inseraten-Erträgniß	„	7.—
Interessen	„	154.50
Für Bücher	„	57.80
Cassarest vom Jahre 1875	„	106.68
Summa	fl.	2501.54

Ausgaben.

Für Schriftsteller-Honorare	fl.	125.—
An die Staatsdruckerei	„	500.—
An die Buchdruckerei	„	911.93
Kanzlei-Spesen und Regie-kosten	„	670.97
Schließlicher Kassarest	„	293.64
Summa	fl.	2501.54

Vermögens-Bilanz mit Schluß des Jahres 1876.

Activa.		Passiva.	
Cassastand mit Ende 1876	fl. 293.64	Vorschüsse:	
Anlage in der Sparcassa	„ 49.34	Staatsdruckerei	fl. 1019.67
Büchervorrath circa	„ 2500.—		
Zusammen	fl. 2842.98		

Ferner besitzt der Verein gegenwärtig Obligationen im Nennwerthe von 2200 fl.; 8 Stück Hypothekar-Anweisungen à 100 fl. = 800 fl. und ein Sparcassabuch über 49 fl. 34 kr.

Rechnungen und Cassastand wurden durch das in der letzten General-Versammlung gewählte Comité, bestehend aus den Herren: General-Auditor von Dratschmidt und kaiserl. Rath Edlen von Manussi eingehend geprüft und für richtig befunden.

Nachdem die General-Versammlung den vernommenen Rechenschafts-Bericht genehmigt hatte, wurde die Wahl von 10 Ausschußmitgliedern an Stelle der alljährlich Ausscheidenden vorgenommen, welche folgendes Ergebniß hatte, daß die Herren:

Dr. Isidor Proschko, Gustav Amon von Treuenfest, P. Joseph Dobner, Johann Kraus, Rudolph Brzezowski, Joseph Böhm, August Rosiwal, Franz Dohnel, Ferdinand Hummel, Anton Böhm zu Ausschußmitgliedern; ferner wurden die Herren: General-Auditor von Dratschmidt und kaiserl. Rath Ferdinand Karl Edler von Manussi zu Rechnungsrevisoren, und Herr Dr. Ernst Chimani als deren Ersatzmann gewählt.

Als Gegenstand der Tagesordnung wurde vom Herrn kaiserl. Rath Dr. Proschko vorgetragen: „Kleine Streiflichter im Bereiche der vaterländischen Literatur und Geschichte," welcher Vortrag mit lebhaftem Interesse vernommen, wobei am Schlusse das Wesen und Wirken des Vereines dargelegt und über Antrag des Herrn Dr. Proschko, um der Kundgebung des ehrerbietigsten Dankes gegen Se. Majestät den Kaiser und unserem erhabenen Vereins-Protector dem durchlauchtigsten Herrn Erzherzog Franz Karl für Höchstdessen gnädigsten Schutz, wahrhaft großmüthige Unterstützung und unerschöpfliche Huld, deren sich unser Verein im steten Kampfe mit ungünstigen Verhältnissen stets zu erfreuen hat, Ausdruck zu geben, wurde auf Höchstdieselben ein dreimaliges Hoch ausgebracht.

Nachdem über Aufforderung des Herrn Vereinspräsidenten keines der anwesenden Mitglieder von dem nach §. 14 der Statuten zustehenden Rechte, Anträge zu stellen, Gebrauch machte, somit die Tagesordnung erschöpft war, wurde die General-Versammlung geschlossen.

Nach der vorstehend erfolgten Ergänzungswahl besteht der **Vereins-Ausschuß für das Jahr 1877** aus nachstehenden Mitgliedern und zwar*):

Herr Dratschmidt Friedrich von, k. k. General-Auditor.
„ Fromme Karl, Buchdruckereibesitzer.
„ Kapp Franz, k. k. Rechnungsrath.
„ *Pichler Franz, Dr., k. k. pens. Ministerial-Secretär.
„ Ricker Anselm, Dr., k. k. Universitäts-Professor.
„ Seiller Johann Kaspar, Dr., Freiherr.
„ Simony Friedrich, k. k. Universitäts-Professor.
„ *Stamm Ferdinand, Dr., Schriftsteller.
„ **Waldschütz Johann, k. k. Beamter.
„ Manussi Ferdinand Karl Edler von, kais. Rath.
„ Ransonnet Karl, Freiherr, k. k. geheimer Rath &c.
„ Schreiber Friedrich, Realitätenbesitzer.
„ Columbus Christoph, Ritter von, k. k. Hofrath &c.
„ *Seidl Franz, kais. Rath.
„ *Bowitsch Ludwig, k. k. Beamter.
„ Henn Martin, Hausbesitzer.
„ Ilg Albert, Dr., Custos der k. k. Hofbibliothek.
„ Chimani Ernst, Dr. der Med., k. k. Garde-Corps- und Regimentsarzt.
„ *Manz Herrmann, k. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhändler.
„ *Proschko Isidor, Dr., kais. Rath.
„ **Amon Gustav Ritter von Treuenfest, Rittmeister der k. k. Arcieren-Leibgarde.
„ Dobner Joseph, Cooperator bei St. Karl.
„ Kraus Johann, k. k. Regierungsrath.
„ Brzezowski Rudolph, Buchdruckerei-Geschäftsleiter.
„ Böhm Joseph, Oberlehrer.
„ Rosiwal August, Communallehrer.
„ Dohnel Franz, k. k. Militär-Oberrechnungsrath.
„ Hummel Ferdinand, Buchdruckereibesitzer.
„ Böhm Anton, Magistratsrath.

*) Diejenigen von vorstehenden Ausschußmitgliedern, welche mit * bezeichnet, sind zugleich Directionsmitglieder, und die mit ** bezeichnet, sind Vice-Präsidenten des Vereines.

Verzeichniss
der im Jahre 1877 dem Vereine beigetretenen Mitglieder.

Herr Kutschker Johann, Dr., Cardinal-Fürst-Erzbischof von Wien
„ Ternes Karl, k. k. Artillerie-Hauptmann
„ Ott Joseph, Pfarrmeßner
„ Micheler Ferdinand, Volksschullehrer
„ Babo Theodor, k. k. Inspector der Sicherheitswache
„ Friese Heinrich, Herausgeber der Damen-Zeitschrift „Frega"
„ Zubrung Gregor Don, Probst und Pfarrer zu Mariahilf
„ Panholzer Johann, Cooperator am Hof
„ Fink Vincenz, Dr. der Med. und Chir. &c.
„ Le Bidart Johann von, k. k. Finanzrath
„ Arco Wenzel, Cassier im k. k. Handelsministerium
„ Weitmann V. E., Ritter, commerzieller Leiter der Papierfabrik „Elbemühl" &c., Wien, Seilerstätte 12
„ Riedl Robert, Professor am k. k. Theresianum
„ Brzezowski Nicolaus, Quardian des Franciscanerklosters

} in Wien.

„ Königsberger Friedrich, Abt des Stiftes zu Michaelbeuern im Salzburgischen.
„ Rupp Johann, Cooperator zu Kirchberg am Wagram V. O. M.-B.
„ Hutzler Stephan, Bürgermeister
„ Schaup Joseph, Schulinspector
„ Schaup Georg, Gemeinderath
„ Mantler Karl, „
„ Heiß Ignaz, „
„ Heller Franz, Volksschullehrer

} in Ottenthal V. U. M.-B.

„ Franke Joseph, Obmann des Ortschulrathes zu Kottingbrunn V. o. W. W.
„ Frauenberger Alois, Schulleiter in Maria Schmolln in Ob.-Oest.

Zweiglehrer-Verein in Mattighofen in Ober-Oesterreich.

Herr Dienstl Aegyd, Wirthschaftsbesitzer
„ Kren Joseph, Wirthschaftsbesitzer
„ Schütz Ludwig, Pfarrer
„ Teplarek Joseph, Buchbinder
„ Seidl Karl, Kaufmann
„ Pfeifer Aegydius, Cooperator
„ Schopf Vincenz, Dr. der Med.
„ Rieck Ambros, Gastwirth
„ König Jakob, Privat
„ Hafner Joseph, Hausbesitzer

} in Pulkau V. U. M.-B.

Herr Pfundheller Joseph, k. k. landesgerichtlicher Directions-Adjunct in Pension, Wien, Währing, Feldgasse 9.
„ Lerch Alexander, Dr. der Med. und Chir., Frauen- und Geburtsarzt, II. Carmelitergasse 12.
„ Přiborski Bonifaz, Oberarzt im Spital der Barmherzigen, Leopoldstadt in Wien.
„ Moll Leopold, Seelsorger im landschaftlichen Zwangsarbeitshause zu Messendorf in Steiermark.
„ Pradl Rudolph, Subprior der Barmherzigen, Leopoldstadt in Wien.
„ Schwarz Ignaz, Pfarrer bei St. Joseph, Leopoldstadt in Wien.
„ Bach Jakob Don, Procurator des Barnabiten-Collegiums in Wien.
„ Kästner Adalbert, k. k. Hof-Telegraphenamts-Director in Wien.
„ Wenisch Ed., Professor an der Bürgerschule zu Joachimsthal in Böhmen.
„ Kittel August, Dr. der Med. zu Obersiebenbrunn, V.-U.-M.-B.
„ Wache Joseph, Dr. der Med. zu Mannersdorf, V.-U.-M.-B.
„ Fischer Engelbert, Pfarrer zu Neustift am Wald, V.-U.-W.-W.

Auszug der Statuten des österr. Volksschriften-Vereines.

§. 1. Name und Sitz. Der im Jahre 1849 unter dem Titel: „Verein zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung“ gegründete Verein führt von nun an den kürzeren Namen: „Oesterreichischer Volksschriften-Verein“ und hat seinen Sitz in Wien.

§. 2. Zweck. Der Verein hat die Aufgabe, die Volksbildung im Geiste wahrer Humanität, Gesittung, Fortschreiten der Aufklärung und guten Geschmackes vorzüglich unter jenen Volksschichten, welche streng wissenschaftliche Kenntnisse sich nicht erwerben konnten, durch Verbreitung angemessener Druckschriften zu fördern, insbesondere auch den häuslichen und Familienkreisen eine belehrende und erheiternde Lectüre zu verschaffen.

§. 3. Dem Vereinszwecke gemäß werden daher insbesondere solche Werke und Aufsätze verbreitet, welche geeignet sind:

a) das religiöse und sittliche Gefühl auszubilden;
b) den Sinn für ein reines, einträchtiges Familienleben zu beleben;
c) die Vaterlandsliebe zu wahren und zu fördern, daher insbesondere ein österreichisches Bewußtsein zu wecken und zu nähren;
d) die Anhänglichkeit an Thron und Dynastie, sowie die Achtung vor den Gesetzen und Institutionen des Staates zu kräftigen;
e) überhaupt gemeinnützige Kenntnisse aller Art, insbesondere auf den Gebieten der Geschichte und der Naturwissenschaften, der Völker- und Länderkunde, der Haus-, Feld- und Gewerbewirthschaft zu fördern.

§. 4. Mittel zur Erreichung des Zweckes. Als Mittel zur Erreichung des Zweckes werden angewendet:

a) Drucklegung und Verbreitung guter Volksschriften;
b) Erleichterung des Ankaufes solcher anderweitig gedruckter Schriften;
c) öffentliche Anempfehlung derselben;
d) unentgeltliche Vertheilung der selbst aufgelegten oder erworbenen Volksschriften in Fabriken, Herbergen, Schulen u. s. w.;
e) die Errichtung und Erhaltung von Lesezirkeln;
f) der Verkehr mit anderen, ähnliche Zwecke verfolgenden Lesevereinen.

Die hiezu erforderlichen Geldmittel werden durch die regelmäßigen Beiträge der Mitglieder und den Ertrag der Vereinsschriften, durch Geschenke, Sammlungen und auf sonstige Weise aufgebracht.

§. 5. Der Verein gibt seinem Wirken die größtmögliche Oeffentlichkeit.

§. 6. Bildung des Vereines. Der Verein besteht aus Menschenfreunden, welche demselben in einer der nachfolgenden Kategorien als Mitglieder beitreten und seine Zwecke mit Geld oder anderen Leistungen fördern.

§. 7. Die Mitglieder des Vereines sind entweder:

a) ordentliche, oder b) correspondirende, oder c) Ehrenmitglieder.

§. 8. Wer ordentliches Mitglied des Vereines werden will, meldet seinen Beitritt bei der Direction an, und verpflichtet sich zur Leistung eines jährlichen Beitrages von mindestens 2 fl. ö. W.

§. 11. Kein Vereinsmitglied hat Anspruch auf Entlohnung für seine dem Vereine gewidmeten Leistungen, es wäre denn, daß selbe vorher zwischen dem Leistenden und dem competenten Vereinsorgane bedungen worden wäre.

§. 12. Der Austritt aus dem Vereine ist der Direction halbjährig und im Vorhinein schriftlich anzuzeigen. Wer diese Anzeige rechtzeitig zu machen unterläßt, hat noch einen halben Jahresbeitrag zu entrichten.

§. 16. Lesezirkel. Wenn sich in irgend einem Orte mindestens zwölf Personen, deren jede dem Vereine mit einem jährlichen Beitrage von 2 fl. ö. W. als Mitglied beitritt, finden und eine davon die Leitung übernimmt, so haben sie nicht nur jeder für sich alle Rechte der ordentlichen Mitglieder, sondern alle zwölf oder mehr miteinander das besondere Recht, von der Direction die Errichtung eines Lesezirkels zu verlangen.

Ein solcher Lesezirkel erhält sofort bei der Errichtung aus den Vorräthen, und weiterhin in gewissen Zwischenräumen aus den Mitteln des Vereines, lediglich gegen Vergütung der Portoauslagen, die der Besonderheit eines jeden Lesezirkels angemessenen Bücher mit der Verpflichtung, dieselben als Eigenthum des Volksschriften-Vereines in Evidenz zu halten und bei etwaiger Auflösung des Lesezirkels auf eigene Kosten an die Vereinsdirection zurückzustellen.

Verzeichniß

der

Mitglieder des österreichischen Volksschriften-Vereines 1877.

Protektor:

Seine kaiserliche Hoheit der durchlauchtigste Prinz und Herr **Franz Karl (Joseph)**, kaiserlicher Prinz und Erzherzog von Oesterreich, königl. Prinz von Ungarn und Böhmen ꝛc. ꝛc., Ritter des goldenen Vließes, Großkreuz des kais. St. Stephans-Ordens, Ritter des russisch-kais. St. Andreas- und des St. Alexander-Newsky-, des weißen Adler und des St. Annen-Ordens I. Classe, des königl. französischen Ordens vom heiligen Geiste und des königl. bayerischen St. Hubertus-Ordens, des königl. sächsischen Ordens der Rautenkrone und des würtembergischen Ordens der Krone, Großkreuz des kaiserlich-brasilianischen Ordens vom südlichen Kreuze, des sicilianischen St. Ferdinand- und Verdienstordens, Ritter des königl. hannoverischen St. Georg-Ordens und Großkreuz des Guelphen-Ordens, Ritter des königl. schwedischen Seraphinen- und baden'schen Ordens vom Zähringer-Löwen und des großherzoglich-hessischen Ludwig-Ordens, des griechischen Erlöser-Ordens, des sächsisch Ernestin'schen Hausordens und des Constantin'schen St. Georg-Ordens von Parma; k. k. Feldmarschall-Lieutenant, Inhaber des k. k. Infanterie-Regimentes Nr. 52 und Chef des dritten kaiserlich-russischen Grenadier-Regimentes von Samogit ꝛc. ꝛc.

Präsident:

Herr **Dr. Joseph Alexander Freiherr von Helfert**, Ritter des Ordens der eisernen Krone II. Classe, Präsident der k. k. Central-Commission für Erforschung und Erhaltung der Kunst und historischen Denkmale, Seiner k. k. apostolischen Majestät wirklicher geheimer Rath, Vice-Präsident der geographischen Gesellschaft, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften ꝛc. ꝛc.

Vice-Präsidenten:

I. Herr **Waldschütz Johann Nep.**, pens. k. k. Staatsraths-Official und Hausbesitzer.

II. „ **Amon Ritter von Treuenfest Gustav**, k. k. Arcieren-Leibgarde-Rittmeister, Ritter der eisernen Krone III. Classe (Kriegs-Dec.), Besitzer des Militär-Verdienstkreuzes (Kriegs-Dec.) 2c. 2c.

Ehrenmitglieder:

Frau **Pütz Everilde von**, k. k. Bezirkshauptmannswitwe in Futzing, (laut Beschluß der General-Versammlung vom 17. Mai 1876 auf Grund des dem Vereine gewidmeten uneigennützigen, literarischen Wirkens ernannt).

Herr **Kolbe Dominik Dr.**, Hof- und Gerichtsadvocat in Wien, (laut Beschluß der General-Versammlung vom 14. Mai 1875 in Anerkennung des dem Vereine in Rechtsangelegenheiten wiederholt gewidmeten erfolgreichen und uneigennützigen Wirkens ernannt).

Mitglieder:

Herr Philipp Florian, jubilirter Senatspräsident des k. k. Landesgerichtes, auf Grund seines Testamentes vom 16. September 1858, worin er dem Vereine 100 Fr. in einer 5% Staatsschuldverschreibung als Fondsbeitrag in der Absicht legirte, hiemit fortwährend den Jahresbeitrag eines Vereinsmitgliedes zu leisten.

„ Kratky Karl, Ritter von, gewesener k. k. Hofrath und Präsident des Volksschriften-Vereines, gest. am 7. März 1862, wird laut Beschluß der General-Versammlung vom 11. März 1862 fortwährend als Mitglied aufgeführt.

Frau Kunz Cäcilia, gewesene Hauseigenthümerin in Wien, auf Grund ihres Testamentes vom 4. März 1847, worin sie dem Vereine 100 fl. in einer 5% Staatsschuldverschreibung als Fondsbeitrag in der Absicht legirte, hiermit fortwährend den Jahresbeitrag eines Mitgliedes zu leisten.

Herr Ahrer Benedict, Realitätenbesitzer zu Eßling in Steiermark.

„ Amon Ritter von Treuenfest Gustav, Rittmeister der k. k. Arciren-Leibgarde, III. Rennweg 4.

„ Amort Johann, Eisenhändler in Steyr, Ober-Oesterreich.

Arbeiterverein in Steyr, Ober-Oesterreich.

Herr Arco Wenzel, Cassier im k. k. Handelsministerium und Hausbesitzer, III. Posthorngasse 5.

„ Arenstein Joseph, Dr, Professor zu Stuppach V.-U.-W.-W.

Herr Apfaltern Ernst, Freiherr, Pfarrer zu Pisching, V.-O.-M.-B.
„ Arnberger Heinrich, Comptoirist, IV. untere Alleegasse 3.
„ Arnts Ludwig, Dr., k. k. Regierungsrath und Professor, I. Bäckerstr. 3.
„ Arneth Alfred, Ritter von, k. k. Hofrath, I. Giselastraße 7.
„ Aschbach J., Dr., k. k. Universitäts-Professor, III. Lagergasse 1.
„ Aschauer Caspar, Realitätenbesitzer zu Eßling in Steiermark.
„ Augusta Joseph, k. k. Landesgerichts-Präsident in Salzburg.
„ Auspitz J., k. k. priv. Großhändler, I. Schwarzenbergplatz 3.
„ Babo Theodor, k. k. Bezirks-Inspector der Sicherheitswache, I. Schottenring 11.
„ Bach Alexander, Dr., Freiherr, k. k. geh. Rath, II. Praterstraße 55.
„ Bach Eduard, Freiherr von, k. k. geh. Rath, I. Schönlaterngasse 5.
„ Bach Jakob, Don, Barnabiten-Ordenspriester und Procurator des Collegiums in Wien.
„ Bader Rudolph, Fabriksbesitzer, VII. Westbahnstraße 32.
„ Bartenstein August, Freiherr von, Probst zu Nikolsburg in Mähren.
Frl. Bauer Anna, Privat, VII. Breite Gasse 23.
Herr Bayer Karl, k. k. Ministerialrath, I. Schottengasse 3.
„ Beer Clemens, k. k. Bezirks-Commissär zu Ober-Hollabrunn, V.-U.-M.-B.
„ Bellegarde Franz, Graf, k. k. Kämmerer rc., II. Praterstraße 17.
„ Benedikt Joseph, Dr., Hof- und Gerichts-Advocat, I. Rothenthurmstraße 15.
„ Bernhart Ferdinand, Dr. der Med., I. Singerstraße 8.
„ Le Bidart Johann, von Vicomte, k. k. pens. Finanzrath, III. Beatrixgasse 4.
„ Bilka Peter, Erziehungs-Instituts-Inhaber, IX. Reitergasse 19.
„ Binder Georg, Schuldirector zu St. Michael, I. Michaelerplatz 4.
„ Bittner Anton, Volksschullehrer in Eger in Böhmen.
„ Blodig Hermann, Dr., k. k. Professor, IV. Louisengasse 21.
„ Böhm Anton, Magistratsrath, VII. Neubaugasse 47.
„ Böhm Joseph, Oberlehrer, VII. Burggasse 20.
„ Bowitsch Ludwig, k. k. Beamter, I. Herrengasse 7.
„ Brachelli Hugo, Dr., k. k. Hofrath, IV. Paniglgasse 1.
„ Brager Ignaz, Pfarrer zu Freischling, V.-O.-M.-B.
„ Breising Karl, Realitätenbesitzer in Rustendorf 47, V.-U.-W.-W.
„ Broda Karl, k. k. Polizeirath, Josephstadt in Wien.
„ Breuner August, Graf, I. Singerstraße 16.
„ Brzezina Moriz, Dr., k. k. Notar, VI. Mariahilferstraße 28.
„ Brzezowski Nicolaus, Quardian des Franziskanerklosters in Wien.

Herr Brzezowski Rudolph, Buchdruckerei-Geschäftsleiter, IV. Hauptstr. 11.
" Bsteh Rudolph, k. k. Statthalterei-Secretär, I. Herrengasse 11.
" Burger Honorius, kais. Rath und Abt des Stiftes Altenburg, V.-O.-M.-B.
Bürgerschule zu Eger in Böhmen.
Herr Chimani Karl, kaiserl. Rath im k. k. Obersthofmeisteramt.
" Chimani Ernst, Dr., k. k. Gardecorps- und Regimentsarzt, III. Rennweg 4.
" Chimani Joseph, Official im k. k. Obersthofmarschallamt und k. k. Landwehr-Lieutenant, IV. obere Alleegasse 7.
" Chiba Johann, Bürger und Leichenbesorger der Pfarre Altlerchenfeld in Wien.
" Christian Johann, Hausbesitzer und Kaufmann in Altenmarkt in Steiermark.
" Colegner Karl, k. Professor an der Technik in Pest.
" Columbus Christoph, Ritter von, k. k. Hofrath und Secretär Sr. kaiserl. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Karl, I. Stephansplatz 6.
" Czermak Karl, Buchhändler, I. Schottengasse 6.
" Czernin Jaromir, Graf, k. k. Kämmerer &c., VIII. Paradeplatz 9.
" Danzinger Johann, Secretär der k. k. privil. Nationalbank, III. Salesianergasse 29.
" Dechant Robert, Stiftspriester bei den Schotten, I. Freiung 6.
" Deschauer Anton, Volksschullehrer zu Eger in Böhmen.
" Dienstl Aegidius, Wirthschaftsbesitzer zu Pulkau, V.-U.-M.-B.
" Dietrich Karl, Ehrendomherr u. Pfarrer zu Ottakring, V.-U.-W.-W.
" Dlauhy Johann, Dr., k. k. Professor der Med., IX. Spitalg. 5.
" Dobner Joseph, Cooperator bei St. Karl, IV. untere Alleegasse 1.
" Dohnel Franz, k. k. Oberrechnungsrath, I. Reichsrathsstraße 3.
" Döll Eduard, Professor an der Oberrealschule der inneren Stadt Wien.
" Drasche Heinrich, Realitätenbesitzer, I. Opernring 5.
" Dratschmidt Friedr., Edler von, k. k. General-Auditor, I. Freiung 6.
" Dürnberger Johann, Pfarrer zu Steyr in Ober-Oesterreich.
" Eigner Joseph, Grundbesitzer zu Massendorf in Steiermark.
" Eigner Mathias, Grundbesitzer zu St. Peter in Steiermark.
" Egger Alois, k. k. Professor, I. Opernring 9.
" Egger Franz, Müllermeister zu Engelsdorf in Steiermark.
" Eggerth Joseph, Hausinhaber, VI. Gumpendorferstraße 59.
" Elsinger Mathias, bürgerlicher Handelsmann und Hausinhaber, VI. Mariahilferstraße 60.

Herr Eminger Emanuel, Stifts- und Stadtpfarrer zu Klosterneuburg, V.-U.-W.-W.
„ Endle Joseph, Gastwirth zu Altenmarkt in Steiermark.
„ Engelbrecht August, Hausinhaber, IV. Belvederegasse 12.
„ Englisch Franz, k. k. Hofrath, I. Schottengasse 3.
„ Escherich Eduard, Ritter von, k. k. Finanzrath, III. Erdbergerstr. 3.
„ Foukal Karl, k. k. Ministerialrath, I. Rothenthurmstraße 15.
„ Feichte Franz, k. k. Postmeister zu Altenmarkt in Steiermark.
„ Feierfeil Karl, Director des Piaristen-Gymnasiums, VIII. Piaristengasse 43.
„ Feltl Peter, Pfarrer zu Wildendürnbach, V.-U.-M.-B.
„ Fink Karl, Bäckermeister zu Lainz, V.-U.-W.-W.
„ Fink Vincenz, Dr. der Medicin und Chirurgie, Geburts- und Augenarzt, VI. Webgasse 9.
„ Fischer Anton, von, Eisenwaaren-Fabriksbesitzer, I. Elisabethstraße 12.
„ Fischer Karl, Dr., k. k. Landesgerichtsrath in Hernals, V.-U.-W.-W.
„ Fischer Engelbert, Pfarrer zu Neustift am Walde, V.-U.-W.-W.
„ Fischer Joseph, Pfarrer zu Weitersfeld, V.-O.-M.-B.
„ Fleckenstein Johann, Dr. der Med., IV. Hauptstraße 42.
„ Fleischmann Wilhelm, Dr. der Med., I. Bauernmarkt 13.
„ Fliedl J. E., Realschulprofessor, VI. Mariahilferstraße 43.
„ Fohleutner Laurenz, k. k. Notar, IV. Hauptstraße 36.
„ Franke Joseph, Obmann des Ortsschulrathes zu Kottingbrunn, V.-U.-W.-W.
„ Frauenberger Alois, Schulleiter zu Schmolln, Ober-Oesterreich.
„ Fried Jakob, Eisenhändler, II. Nordbahnstraße 4.
„ Friedenfels Rudolph, Freiherr von, k. k. Hofrath, I. Freiung 6.
„ Friedmann Max, Seidenzeugfabrikant, Brigittenau, Jägergasse 41.
„ Friedrich Joseph, Grundbesitzer zu Libenau in Steiermark.
„ Friese Franz, Herausgeber der Zeitschrift „Freya," VII. Neustiftgasse 103.
„ Frieser Joseph, Bürgerschullehrer zu Eger in Böhmen.
„ Fromme Karl, Buchdruckereibesitzer, II. Glockengasse 2.
„ Fröschl Berthold, Probst und Prälat des Stiftes zu Klosterneuburg, V.-U.-W.-W.
„ Freund Philipp, Reatitätenbesitzer in Wien.
„ Fuchs Karl, Edler von, Dr. der Med. und Chir., VI. Lindengasse 2.
„ Fuchs Joseph, bürgl. Apotheker, III. Hauptstraße 67.
„ Fürst Ignaz, Pfarrer in Auersthal, V.-U.-M.-B.
„ Fürst Ignaz, Gewerke zu Aufleur in Steiermark.

Herr Fürth Bernhard, Zündrequisiten-Fabrikant zu Schüttenhofen in Böhmen.
„ Gabely Emerich, Capitularpriester und Professor am Schotten-Gymnasium, I. Freiung 6.
„ Ganglbauer Cölestin, Abt des Stiftes zu Kremsmünster, Ob.-Oest.
„ Ganzwohl F., Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I. Bauernmarkt 13.
„ Gebauer Isidor, Oberlehrer zu Füllstein in Schlesien.
„ Geißler Friedrich, Handelsmann zu Golling im Salzburgischen.
Gemeinde Dornbach, V.-U.-W.-W.
Gesellenverein, kath., in Steyr, Ober-Oesterreich.
Frau Glicky Hermine, Realitätenbesitzerin zu Purgstall, V.-O.-W.-W.
Herr Goldschmid Moritz, Prokura-Führer, I. Renngasse 3.
„ Gottwald Augustin, k. k. Grundbuchführer, I. Ballhausplatz 3.
„ Groner Leopold, bürgl. Buchbinder, I. Wildpretmarkt 3.
„ Großmann Dominik, Subprior zum heil. Kreuz in Znaim in Mähren.
„ Gruber Anton, Oberlehrer, IX. Viriotgasse 8.
„ Grünne Karl, Graf, k. k. geheimer Rath und Feldzeugmeister &c., I. Herrngasse 10.
„ Gsell Benedikt, Dr., Stiftshofmeister, I. Schönlaterngasse 5.
„ Gusner Leopold, Klostervicar zu Scheibbs, V.-O.-W.-W.
„ Hablesreiter Vincenz, Benefiziat zu Judenburg in Steiermark.
„ Hafner Joseph, Hausbesitzer in Pulkau, V.-O.-M.-B.
„ Halbhuber von Festwill Anton, Freiherr, k. k. geheimer Rath &c., I. Herrngasse 9.
„ Hampel Anton, Director einer Handelsschule zu Pest.
„ Hamsa Joseph, Handelsmann, I. Gonzagagasse 19.
„ Handl Johann, Benefiziat zu Ottenthal, V.-O.-M.-B.
„ Hardt Anton, Hausinhaber, I. Freisingergasse 1.
„ Hartl Georg, Hausinhaber, IX. Porzellangasse 12.
„ Haßlwanter Anton, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I. Habsburgergasse 5.
„ Hauptmann Wenzel, k. k. Bezirksrichter zu Karlsbad in Böhmen.
„ Hauser Felix, Cooperator an der Pfarre St. Ulrich in Wien.
„ Hayder Franz, Pfarrer zu St. Margarethen, V.-O.-W.-W.
„ Helfersdorfer Othmar, Abt des Stiftes Schotten, I. Freiung 6.
„ Helfert Joseph Alexander, Dr., Freiherr von, k. k. geheimer Rath &c., III. Rennweg 3.
„ Heidmann Anton, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, I. Schellingg. 5.
„ Heiß Ignaz, Gemeinderath in Ottenthal, V.-O.-M.-B.
„ Heller Franz, Volksschullehrer in Ottenthal, V.-O.-M.-B.
„ Helm Wolfgang, Volksschullehrer in Eger in Böhmen.

Herr Henn Martin, Hausbesitzer, VII. Kaiserstraße 109.
„ Herlth Anton, k. k. Hofrath in Brünn in Mähren.
„ Hild Hermann, Kaufmann, I. Lobkowitzplatz 1.
„ Hinze Bruno, Buchhändler, VI. Corneliusgasse 2.
„ Hintringer Joseph, Pfarrer zu Stroheim, Ober-Oesterreich.
„ Hirschagofsky Meinrath, Pfarrer zu Furth, V.-O.-W.-W.
„ Hittel, Pfarrer zu Grottau in Böhmen.
„ Hlauzal Franz, Stadtpfarrer in Hainburg, V.-U.-W.-W.
„ Hlubek J., k. k. Professor, IV. Krongasse 14.
„ Hofer Joseph, k. k. Professor bei St. Anna, I. Johannesgasse 4.
„ Höchsmann Richard, Dr., k. k. Hofrath, I. Bauernmarkt 3.
„ Hofmannsthal Sigmund, von, Dr. der Med., I. Parkring 20.
„ Hoffinger Johann, Ritter von, Dr., k. k. Sectionsrath, Wollzeile 31.
„ Höflmayr Anton, k. k. pens. Beamter, I. Landskrongasse 3.
„ Höflmayr Franz, Privat, I. Landskrongasse 3.
„ Hofzinser Leop., Bureauchef der Anglo-öst. Bank, I. Bäckerstr. 14.
„ Hollenbach D., Hausbesitzer, VIII. Josephstädterstraße 44.
„ Hopfen Franz, von, Gutsbesitzer und Reichsraths-Abgeordneter, I. Herrngasse 8.
„ Hoÿer Johann, Pfarrer zu Hadersdorf am Kamp, V.-O.-M.-B.
„ Hruby Georg, k. k. Kriegsbuchhalter, III. Hetzgasse 3.
„ Huber Johann, Dr. der Med. und Chir., VI. Corneliusgasse 11.
„ Hübner Leopold, Caplan zu Grottau in Böhmen.
„ Hummel Ferdinand, Buchdruckereibesitzer, VII. Kaiserstraße 10.
„ Hutzler Stephan, Bürgermeister in Ottenthal, V.-O.-M.-B.
„ Hye von Glunek Anton, Dr., Freiherr, k. k. geheimer Rath etc., I. Rothenthurmstraße 15.
„ Jacobovics Maximilian, Dr. der Med., I. Wollzeile 27.
„ Jägersberger Valentin, Hausbesitzer in Altenmarkt in Steiermark.
„ Janko Wilhelm, von, k. k. Hauptmann, I. im Kriegsarchiv am Hof.
„ Jeiteles Israel, Privatbeamter, I. Franziskanerplatz 5.
„ Ilg Albert, Dr., Custos an den kunsthistorischen Sammlungen des a. h. Kaiserhauses, IV. Dannhausergasse 3.
„ Junghanns Franz, Gutsbesitzer zu Haus in Steiermark.
„ Jurić Theodor, Dr. der Med., IX. Währingergasse 35.
„ Kanitz Emanuel, Großhändler, IV. Schwindgasse 17.
„ Kapp Franz, k. k. Rechnungsrath, VIII. Lammgasse 10.
„ Katzensteiner Joseph, Lehrer in Altenmarkt in Steiermark.
„ Kästner Adalbert, k. k. Oberamtsverwalter und Vorstand des Hof-Telegraphenamtes in Wien.

Herr Kellermann Georg, Realitätenbesitzer, VII. Neustiftgasse 34.
„ Keylwert Louis, Stationsbeamter der Staatsbahn zu Zalesel a. d. Elbe.
„ Kielmannsegg Karl, Freiherr von, Gutsbesitzer zu Heinstetten, V. = O. = W. = W.
„ Kietaibl Franz, bürgerl. Handelsmann, I. Habsburgergasse 10.
„ Kinsky Ferdinand, Fürst, k. k. Kämmerer und Mitglied des Herrenhauses, I. Freiung 4.
„ Kittl August, Staatseisenbahn = Arzt und Gemeinderath zu Obersiebenbrunn, V. = U. = M. = B.
„ Kleindl Joseph, k. k. Hofrath, I. Freiung 6.
„ Klemm Joseph, Buchhändler, I. hohen Markt 1.
„ Klinger Joseph, Lehrer zu Salzburg.
„ Knauer Vincenz, Cooperator an der Pfarre in Gumpendorf in Wien.
„ Knopf Oscar, Kunst- und Handelsgärtner in Wien.
„ Köck Franz, Privat, I. Köllnerhofgasse 4.
„ Kohn Robert, Banquier in Wien.
„ Kohlgruber Karl, Cooperator zu Scheibbs, V. = O. = W. = W.
„ Kölbl Jacob, Lehrer zu Altenmarkt in Steiermark.
„ König Jacob, Privat in Pulkau, V. = U. = M. = B.
„ Königsberger Friedrich, Abt des Stiftes zu Michaelbeuern im Salzburgischen.
„ Königswarter J., Freiherr von, Großhändler, I. Kärntnerring 4.
„ Kosak Wenzel, bürgerl. Schneidermeister, I. Tuchlauben 18.
„ Konstantinowicz Johann, k. k. Sectionsrath, VIII. Piaristeng. 16.
„ Kosterschitz Ubald, Stifts = Kanzlei = Director in Klosterneuburg, V. = U. = W. = W.
„ Krämer Johann Nep., Pfarrer zu Versegh in Ungarn.
„ Kranz A. A., Priat, I. Kärntnerring 17.
Frau Kratochwil Katharina, Hausbesitzerin zu Altenmarkt in Steiermark.
Herr Kratochwilla Conrad, emer. Pfarrer zu Klosterneuburg, V. = U. = W. = W.
„ Krauß Johann, k. k. Regierungsrath, III. Hauptstraße 77.
„ Kratzer Ludwig, von, Beamter der k. k. privil. Nationalbank, I. Goldschmiedgasse 12.
„ Kreibig Theodor, Theater = Director in Prag in Böhmen.
„ Kren Joseph, Wirthschaftsbesitzer zu Pulkau, V. = U. = M. = B.
„ Kronsteiner Franz, Müllermeister zu Weißenbach in Steiermark.
„ Krötzl Johann, Grundbesitzer zu Wald in Ober = Oesterreich.
„ Krzisch Thaddäus, k. k. Hofrath zu Baden, V. = U. = W. = W.
„ Küfferle August, Fabrikant zu Freiwaldau in Schlesien.
„ Kuncze Michael, Pfarrer zu Sövényhaza in Ungarn.

Herr Kunert Anton, Pfarrer zu Wildstein in Schlesien.
" Kunewalder Johann, bürgerl. Handelsmann, I. Wollzeile 27.
" Kurz Joseph, Cooperator bei St. Augustin in Wien.
" Kutschker Johann, Dr., Cardinal-Fürsterzbischof in Wien.
" Kyrle Bruno, Pfarrer zu Neuhofen, Ober-Oesterreich.
" Lambrecht Rudolph, Cooperator zu Baden, V.-U.-W.-W.
" Langenmantel Joseph, von, Prior des Stiftes Schotten, I. Freiung 6.
" Lappi Anton, Schullehrer zu Engelsdorf in Steiermark.
" Lasser Joseph, Dr., Freiherr von, k. k. geheimer Rath und Minister des Innern, in Wien.
" Lechner Karl, Dechant und Pfarrer zu Pottenbrunn, V.-U.-W.-W.
" Lederer-Trattnern, k. k. Ministerial-Secretär, I. Graben 29.
" Leidl Placidus, Pfarrer zu Röhrenbach, V.-O.-M.-B.
" Lerch Alexander jun., Dr. der Medicin und Chirurgie, Frauen- und Geburtsarzt, II. Carmelitergasse 12.
Leseverein zu Milleschitz in Mähren.
Herr Leitner von Leitenau Franz, k. k. Beamter, I. Wollzeile 32.
" Leitner Gustav, Dr. der Medicin, I. Schönlaterngasse 5.
" Liechtenstein Johann, regierender Fürst von und zu, I. Bankg. 9.
" Linder Franz, k. k. Regierungsrath, III. Heumarkt 9.
" Lipold Marcus, k. k. Oberbergrath zu Idria in Krain.
" Lodron Caspar, Graf, k k. geheimer Rath und Statthalter für Kärnten, in Klagenfurt.
" Lorenz M., bürgerl. Handelsmann, I. Bauernmarkt 18.
" Löwenthal Theodor, Brauhausbesitzer in Liesing, I. Kärntnerstr. 20.
" Luhan Ignaz, Bürgerschullehrer zu Eger in Böhmen.
" Luschin Andreas, Dr., k. k. jub. Landesgerichts-Präsident, IV. Wehrg. 2.
" Maly Vincenz, k. k. Sectionschef, I. Schönlaterngasse 5.
" Malz von Maltenau J., k k. Sectionsrath, IV. Schäffergasse 1.
" Mantler Karl, Gemeinderath in Ottenthal, V.-O.-M.-B.
" Manussi Ferdinand Karl, Edler von, kais. Rath etc., I. Renng. 8.
" Manz Hermann, k. k. Hofverlags- und Universitäts-Buchhändler, I. Kohlmarkt 7.
" Marek Johann, Bürgerschullehrer zu Eger in Böhmen.
" Marherr Joseph, k. k. Sectionsrath, I. Judengasse 11.
" Marschik Joseph, k. k. Oberinspector, VIII. Maria-Treugasse 6.
" Maršowsky Franz, Pfarrer bei St. Magdalena in Brünn, Mähren.
" Maschek Joseph, Pfarrer zu Luggau in Mähren.
" Mauthner A. J., Braumeister zu St. Marx in Wien.
" Mauthner, Ritter v. Mauthstein Wilhelm, Dr., I. Wallfischg. 1.

Herr Mayböck Johann, Dr., Coop. an der Stadtpfarre zu Steyr, Ob.-Oest.
„ Mayer Anton, Dr., k. k. Notar, III. Hauptstraße 28.
„ Mayer Johann, k. k. Finanzwach-Respicient zu Raitz in Mähren.
„ Mayer Ludwig, Buchhändler, I. Singerstraße 7.
„ Mayer, Edler von Festenwald Wenzeslaus, Ober-Lieutenant, VI. Windmühlgasse 4.
„ Mayerhofer Stephan, Hausbesitzer, II. Praterstraße 39.
„ Mayersberg Heinrich, Dr. der Med., IV. Mayerhofgasse 8.
„ Mayr, Freiherr von Melnhof Franz, Eisenwerksbesitzer zu Leoben in Steiermark.
„ Mayr Georg, Gefangenhaus-Seelsorger in Steyr in Ob.-Oest.
„ Mayrhofer Franz X., bürgl. Lederermeister zu Gmunden, Ob.-Oest.
„ Mayrhofer Michael, Lehrer zu Auersthal, V.-U.-M.-B.
„ Meraviglia-Crivilli Adolph, Graf, k. k. Artillerie-Ober-Lieutenant zu Wiener-Neustadt, V.-U.-W.-W.
„ Merkl Thaddäus, Freiherr v., k. k. pens. Handelsgerichts-Präsident in Gmunden in Ob.-Oest.
„ Metternich-Winneburg Richard, Fürst, Mitglied des österreichischen Herrenhauses ꝛc. ꝛc., III. Rennweg 25.
„ Micheler Ferdinand, Volksschullehrer, VII. Hermannsgasse 2.
„ Miedl Jacob, Schneider zu Zelli in Ob.-Oest.
„ Millner Franz, Gewerke zu Klein-Raming in Steiermark.
„ Mink Joseph, Steuerbeamter, II. Brigittenau, Rafaelgasse 113.
„ Mitis Georg, Freiherr von, k. k. geheimer Rath ꝛc., I. Schottenring 15.
„ Moll Leopold, Seelsorger im landschaftlichen Zwangsarbeitshause zu Messendorf in Steiermark.
„ Moser J., Göttweiger Stiftshofmeister, I. Spiegelgasse 9.
„ Mosmeyer Otto, Pfarrer zu Weitzendorf, V.-U.-M.-B.
„ Mühler Johann, Pfarrer zu Gföhl, V.-O.-M.-B.
„ Müller Joseph, Lehrer zu Mühlessen in Böhmen.
„ Münzberg Robert, Kaufmann, IV. Paniglgasse 1.
„ Nadasdy Franz, Graf, k. k. geheimer Rath ꝛc., I. Landhausgasse 4.
„ Nagele Anton, k. k. pens. Gutsverwalter zu Krems, V.-O.-M.-B.
„ Nekola Johann, kais. Rath und Ministerial-Secretär, I. Spiegelg. 15.
„ Neumann Leopold, k. k. Regierungsrath und Professor, III. Lagerg. 1.
„ Neustädter Karl, von, Pfarrer zu Bruck a. d. Leitha, V.-U.-W.-W.
„ Neuwirth Martin, Pfarrer bei den Paulanern, IV. Hauptstr. 33.
„ Niedereder Georg, Cooperator zu Ampfelwang in Ob.-Oest.
„ Nyary Franz, Controlor des Bürger-Versorgungshauses, IX. Währingergasse 35.

Frau Offner Anna, Hausbesitzerin, I. Kumpfgasse 9.
Herr Okatsch Bertrand, Pfarrer zu Reinprechtspölla, V.=O.=M.=B.
Ortsschulrath in Schrems, V.=O.=M.=B.
Herr Ott Joseph, Pfarrmeßner, II. bei St. Leopold.
„ Otto Karl, Pfarrprovisor zu St. Peter in Steiermark.
„ Otto Karl, k. k. Professor, VIII. Schlösselgasse 4.
„ Pachler Faust, Custos der k. k. Hofbibliothek, I. Kärntnerstraße 45.
„ Panholzer Johann, Cooperator an der Pfarre am Hof in Wien.
„ Panosch Joseph, Probst und Prälat zu Pöltenberg in Mähren.
„ Passecker Joseph, Traiteur, IX. Garnisonsgasse 5.
„ Pauer Jacob, Subprior zu Maria=Zell in Steiermark.
„ Pazdirek Ludwig, Volksschullehrer zu Roschtin in Mähren.
„ Peinhart Joseph, Grundbesitzer zu Engelsdorf in Steiermark.
„ Peisker H., Redacteur, VII. Kaiserstraße 10.
„ Pfeffer Franz, Pfarrprovisor zu Nieder=Neukirchen in Ob.=Oest.
„ Pfeifer Egydius, Cooperator zu Pulkau, V.=U.=M.=B.
„ Pfundheller Joseph, k. k. landesgerichtlicher Directions=Adjunct in Pension, in Währing, Feldgasse 9.
„ Pichler Franz Sales, Dr., k. k. Ministerial=Secretär in Währing, V.=U.=W.=W.
„ Pittner Adolph, k. k. Statthaltereirath in Wien.
„ Platzer Ildephons, Pfarrer zu Jedlersee, V.=U.=M.=B.
„ Plenker Georg, Ritter von, k. k. Ministerialrath, I. Seilerstätte 1.
„ Popp Berthold, Cooperator in Linz in Ob.=Oest.
Pottendorfer Baumwollspinnerei=Direction, I. Hoher Markt 9.
Herr Pracher Joseph, Müllermeister zu Libenau in Steiermark.
„ Pradl Rudolph, Subprior der Barmherzigen in Wien.
„ Prandl August, kais. Rath, beeideter Bücherschätzmeister und Buchhändler, I. Weihburggasse 29.
Prediger=Ordens=Convent zum heil. Kreuz in Znaim in Mähren.
Herr Prellog Adolph, bürgerl. Handelsmann und k. k. Börsenrath, I. Rothenthurmstraße 20.
„ Preiß Georg, Dr. und Medicinalrath, III Salesianergasse 8.
„ Přiborsky Bonifaz, Oberarzt im Spital der Barmherzigen in Wien.
„ Prix Joseph, k. k. pens. Landesgerichtsrath in Stainz in Steiermark.
„ Proschko Isidor, Dr., kaiserl. Rath 2c., III. Rennweg 18.
„ Pruckner Joseph, Pfarrer zu Dobersberg, V.=O.=M.=B.
„ Pruner Max, Pfarrer zu Großenried in Bayern.
„ Przibram Gustav, Fabriksbesitzer zu Prag in Böhmen.
„ Puchhammer Karl, Pfarrer in Lichtenthal zu Wien.

Radmeister-Communität zu Vordernberg in Steiermark.
Herr Raindl Laurentius, Cooperator bei St. Karl in Wien.
" Ransonnet-Villez Karl, Freiherr von, k. k. geheimer Rath ꝛc., I. Singerstraße 27.
Frau Ransonnet-Villez Margaretha, Freiin von, I. Singerstraße 27.
Herr Rauch Egyd, Hausinhaber, IV. Hauptstraße 68.
" Rauscher Ferdinand, k. k. Finanz-Commissär zu Oberhollabrunn, V.-U.-M.-B.
" Reder Ferdinand, bürgerl. Seidenzeugfabrikant, V. Gartengasse 5.
" Reichelt P. W. J., Bürgerschul-Director zu Eger in Böhmen.
" Reindl Joseph, Pfarrer zu Feldkirchen in Ober-Oesterreich.
" Revertera Theophil, Graf, k. k. Ministerialrath, I. Breunerstr. 9.
" Ricker Anselm, Dr., k. k. Universitäts-Professor, I. Freiung 6.
" Riedl Robert, Professor am k. k. Theresianum in Wien.
" Riefel Franz, Freiherr, k. k. Ministeral-Secretär, I. Annagasse 8.
" Riefler Alois, k. k. Beamter im Ministerium des Innern in Wien.
" Riek Ambros, Gastwirth zu Pulkau, V.-U.-M.-B.
" Riemerschmid J., Fabriksbesitzer, IV. Weyringergasse 7.
" Rizy Karl, k. k. Bezirksrichter zu Neuhofen in Ober-Oesterreich.
" Rizzi Theobald, Dr., Freiherr v., k. k. geheimer Rath ꝛc., I. Freiung 6.
" Rosenkranz Rudolph, Cooperator zu Wendlich in Ober-Oesterreich.
" Rosiwal August, Communallehrer, II. untere Augartenstraße 39.
" Rothbauer Joseph, Dechant und Pfarrer zu Scherding in Ob.-Oest.
" Rotter Emanuel, Conscriptionsamts-Director in Wien.
" Rupp Joseph, Cooperator zu Kirchberg am Wagram, V.-O.-M.-B.
" Ruprich Franz, k. k. Grundbuchs-Direktor, I. Johannesgasse 2.
" Sachse v. Rothenburg Friedrich, k. k. Ministerialrath, II. Mayerg. 3.
" Salcher Mathias, Hausbesitzer, VII. Dreilaufergasse 4.
" Savinschegg Joseph, von, k. k. Rittmeister, Gutsbesitzer und Landtags-Abgeordneter, I. Sonnenfelsgasse 7.
" Schaumann Franz, Fabriksbesitzer in Korneuburg.
" Schaupp Georg, Gemeinderath zu Ottenthal, V.-O.-M.-B.
" Schaupp Joseph, Schulinspector zu Ottenthal, V.-O.-M.-B.
" Schiffler Franz, Dr. der Medicin in Schwadorf, V.-U.-W.-W.
" Schimmel Joseph, Wagnermeister zu St. Peter in Steiermark.
" Schleif Ignaz, Pfarrer zu Niederhaselbach, V.-U.-M.-B.
" Schmidt Joseph, Cooperator zu St. Peter in Steiermark.
" Schnabel Karl, k. k. pens. Bezirksvorsteher in Pilsen in Böhmen.
" Schneider Adolph, Bürgerschullehrer zu Eger in Böhmen.
" Scheuer Ludwig, Apotheker zu Braunau in Böhmen.

Herr Schönecker Franz, Volksschullehrer zu Eger in Böhmen.
„ Schönerer M., Civil-Ingenieur, IV. Heugasse 16.
„ Schönwald Joseph, k. k. Hofrath, I. Annagasse 5.
„ Schopf Vincenz, Dr. der Medicin zu Pulkau, V.-U.-M.-B.
„ Schrader Karl, Privat in Wien.
„ Schreiber Friedrich, Realitätenbesitzer, VII. Burggasse 33.
„ Schroff Karl, Dr., k. k. Universitäts-Professor, I. Freiung 6.
„ Schröckenfuchs Karl, Rentmeister zu Königstetten, V.-O.-W.-W.
„ Schrott Joseph, Dr., k. k. Bezirksrichter zu Lofer im Salzburgischen.
„ Schütz Ludwig, Pfarrer zu Pulkau, V.-U.-M.-B.
„ Schwaiger Franz, k. k. Landesgerichts-Vice-Präsident, I. Dorotheerg. 7.
„ Schwarz Heinrich, Conventual des Stiftes zu Michaelbeuern in Ober-Oesterreich.
„ Schwarz Ignaz, Pfarrer zu St. Joseph, Leopoldstadt in Wien.
„ Schwarzwald Ignaz, Edler von, k. k. Ministerialrath zu Penzing, V.-U.-W.-W.
„ Schwetz Joseph, Dr., k. k. Hofpfarrer, I. Burg 1.
„ Schwind August, Ritter von, k. k. geheimer Rath und Staatsrath, III. Ungargasse 3.
„ Seback Vincenz, Dr., k. k. Universitäts-Professor, I. Renngasse 10.
„ Seidl Karl, Kaufmann in Pulkau, V.-U.-M.-B.
„ Seidl Franz, kais. Rath, VIII. Lerchenfelderstraße 30.
„ Seidel L. W., Buchhändler, I. Graben 13.
„ Seiler Johann Kaspar, Dr., Freiherr von, I. Dorotheergasse 7.
„ Seiwald Heinrich, k. k. pens. Landesgerichtsrath, VII. Hauptstr. 70.
„ Silbert Joseph, Pfarrer zu Atzgersdorf, V.-U.-W.-W.
„ Simm Franz, Dechant zu Reichenberg in Böhmen.
„ Simony Friedrich, k. k. Universitäts-Professor, III. Salesianerg. 13.
„ Sommer Joseph, k. k. pens. Finanzrath zu Ofen in Ungarn.
„ Sowa Joseph, Tabakverleger zu Wiener-Neustadt, V.-U.-W.-W.
„ Spohn Philibert, Pfarrer zu Lassee, V.-U.-M.-B.
„ Spörlin & Zimmermann, k. k. priv. Tapeten- und Buntpapier-Fabrikanten, VI. Gumpendorferstraße 88.
„ Sporn F., Kaufmann, VII. Dreilaufergasse 8.
„ Stamm Ferdinand, Dr., Schriftsteller, IX. Berggasse 9.
„ Stanka Norbert, Pfarrer, IX. Alserstraße 17.
„ Steiner Eduard, Freiherr von Pfungen, k. k. Ministerialrath, I. Grünangergasse 2.
„ Sternbach Otto, Freiherr von, k. k. Hauptmann in Bregenz in Tyrol.

Stift Göttweig, V.-O.-W.-W.
Stift Lilienfeld, V.-O.-W.-W.
Strafhaus-Direction in Karthaus in Böhmen.
Herr Strauß Eduard, k. k. Hofball-Musikdirector, II. Taborstraße 17.
Frl. Streffleur Marie, Privat, I. Freiung 6.
Herr Stremeha Vincenz, erzherzoglicher Waldbereiter zu Drahomischl in Schlesien.
" Stricker M., bürgl. Handelsmann, III. Heumarkt 7.
" Suttner Karl Gundaker, Ritter von, Gutsbesitzer, I. Canovagasse 7.
" Sydy J. L., Kaufmann zu Ladendorf, V.-U.-M.-B.
Frau Szabel Maria von, Privat in Znaim in Mähren.
Herr Tagleicht Karl, k. k. Hof- und Maschinenschlosser, II. Czerning. 6.
" Taubler Joseph, k. k. Ministerialrath, III. Erdbergerstraße 1.
" Teirich Valentin, Dr., Oberrealschul-Director, IV. Waltergasse 7.
" Temple de Anton, Frischmeister zu Klein-Mohrau in Schlesien.
" Ternes Karl, k. k. Hauptmann im k. k. Kriegsarchiv in Wien.
" Teplarek Joseph, Buchbinder in Pulkau, V.-U.-M.-B.
" Theuerkauf Franz, Institutsvorsteher, IX. Währingergasse 12.
" Thiel Franz, Ritter von, k. k. Hofrath, I. Freiung 7.
" Thun Leo, Graf, k. k. geh. Rath und Reichsrath, I. Riemergasse 6.
" Tischler Adolph, k. k. Hof- und bürgl. Anstreicher, II. Glockeng. 29.
Frau Trautmann A., Privat zu Steyr in Ober-Oesterreich.
Herr Trenk-Tonder Heinrich, Freiherr von, I. Seilergasse 5.
" Treschl Franz, Hausbesitzer zu St. Peter in Steiermark.
" Uffenheimer Eduard, k. k. Ministerial-Secretär, I. Hohen Markt 9.
" Ullmann Alois, k. k. Rechnungs-Official, I. Wallfischgasse 4.
" Veith J. E., Dr. der Med. und Professor, I. Lobkowitzplatz 1.
" Wache J., Dr., Pfarrer zu Johannesberg in Schlesien.
" Wache Joseph, Dr. der Med. zu Mannersdorf, V.-U.-M.-B.
" Wagner Karl, Glasfabrikant zu Guttenbrunn, V.-O.-M.-B.
" Wahlberg Wilhelm, Dr., k. k. Hofrath und Universitäts-Professor, I. Weihburggasse 32.
" Waldschütz Johann Nep., k. k. Beamter und Hausbesitzer, VII. Burggasse 31.
" Wallner Pius, Pfarrer zu Altenmarkt in Steiermark.
" Watzek Vincenz, Curat-Beneficiat im allgemeinen Krankenhause, IX. Alserstraße 4.
" Well Wilhelm, Edler von, Dr. der Med. und k. k. Ministerialrath, I. Plankengasse 1.

Herr Welleba Columban, Professor am Schotten-Gymnasium, I. Freiung 6.
„ Wenesch Eduard, Professor der Bürgerschule zu Joachimsthal in Böhmen.
„ Weißfisch Ignaz, Handelsmann in Wien.
„ Weitmann V. E., Ritter von, commercieller Leiter der Papierfabrik „Elbemühl" &c., I. Seilerstätte 12.
„ Weitzdörfer Eduard, Bürgerschullehrer in Pension zu Eger in Böhmen.
„ Wenusch Ambros, Stiftsdechant zu Herzogenburg, V.-O.-W.-W.
„ Werner Lorenz, Bürgermeister zu Mauer, V.-U.-W.-W.
„ Wetzelsteiner Franz X., stiftlicher Güterdirector zu Sur in Ungarn.
„ Widmann Adalbert, Freiherr v., Gutsbesitzer zu Brünn in Mähren.
„ Wieser Franz, Pfarrer zu Gleink in Ober-Oesterreich.
„ Wilhelm Eduard, Dr., Hof- und Gerichtsadvocat, I. Fleischmarkt 1.
„ Willim Joseph, Dechant und Pfarrer bei St. Peter in Wien.
Frau Wimberg Elise, von, Privat, II. obere Donaustraße 29.
Herr Wintzingerode Julius, Freiherr von, k. k. Hauptmann in Krems, V.-O.-M.-B.
„ Wirl Andreas, k. k. Bezirkshauptmann in Ischl in Ob.-Oest.
Wirthschaftsamt, bürgl., zu Leoben in Steiermark.
Herr Wittmann Moritz, Freiherr von, k. k. Hofrath, VII. Sigmundsg. 12.
„ Wolfgang Ferdinand, Oberlehrer zu Heiligeneich, V.-O.-W.-W.
Frau Wöß K., von, k. k. Hauptmannswitwe, VI. Mariahilferstraße 41.
Herr Waytech Franz, bürgl. Seidenzeugfabrikant, VI. Kaserngasse 24.
„ Wurm Franz Joseph, k. k. Ministerial-Secretär, I. Johannesg. 7.
„ Zanardi Joseph, Dr. der Rechte und Realitätenbesitzer, VIII. Albertplatz 5.
„ Zauner Mathias, Inspector der Gartenbau-Gesellschaft, I. Parkring 12.
„ Zeinlhofer Johann Georg, Pfarrer zu Margarethen in Wien.
„ Zöhrer Eduard, Pfarrverweser zu St. Lambrechten in Ob.-Oest.
„ Zudrung Don Gregor, Probst und Pfarrer zu Mariahilf in Wien.
Zweig-Lehrerverein zu Mattighofen in Ober-Oesterreich.

Inhalt.

Seite

Druck von Ludwig Mayer in Wien, Wieden, Hauptstraße Nr. 11.

DATE DUE

In der

Manz'schen k. k. Hof-Verlags-Buchhandlung in Wien,

sind erschienen:

Oesterreichische Volks- und Jugendschriften

zur

Hebung der Vaterlandsliebe

von

Dr. Isidor Proschko.

Nr. 1. **Maria Theresia.** Preis 60 kr.

Nr. 2. **Das Franz Josefs-Land** nebst einem Abriß aller früheren Nordpolfahrten. Preis 60 kr.

Nr. 3. **Feldmarschall Radetzky.** Preis 60 kr.

Nr. 4. **Der Türke vor Wien.** Geschichtsbilder von 1529 und 1683. Preis 60 kr.

Nr. 5. **Der Schwede vor Prag**, mit Bildern aus der alten Königsstadt. Preis 60 kr.

Nr. 6. **Der große oberösterreichische Bauernkrieg im Jahre 1626**, mit Bildern aus dem Lande ob der Enns. Preis 60 kr.

Nr. 7. **Eugen von Savoyen.** Ein Heldenbild aus der vaterländischen Geschichte. Preis 60 kr.

Nr. 8–12 erscheinen im Laufe des Jahres 1878.

Sämmtliche Bändchen sind in illustrirtem Umschlag elegant cartonirt.

Unter dem vorstehend angeführten Titel erscheinen nach und nach in unserem Verlage eine Serie von Büchern, welche bestimmt sind, dem Mangel an gut ausgestatteten und doch billigen Erzählungen für Volk und Jugend abzuhelfen. Herausgeber ist Dr. Isidor Proschko, dessen langjährige schriftstellerische Thätigkeit und allenthalben gewürdigtes Talent, populär zu schreiben, genügende Garantien bieten, daß für wahre Belehrung und gute Unterhaltung Sorge getragen und jenen Persönlichkeiten in Oesterreich ein bleibendes Denkmal gesetzt werde, deren Thaten und Erlebnisse verdienen, der Nachwelt erhalten und der heutigen Jugend vor Augen geführt zu werden. Die Sammlung dieser patriotischen Volks- und Jugendschriften wird fortgesetzt und sind weitere Bändchen in Vorbereitung. Auf Druck und Papier sowie sonstige Ausstattung ist die größte Sorgfalt verwendet worden. Jedes Bändchen ist einzeln zu haben; Niemand zur Abnahme der Fortsetzung verpflichtet.

Druck von Ludwig Mayer in Wien.